BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Lessings Werke

Bd.: 6

Donauöschingen (1822)

Bibl.Mont. 742-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713627-1

742
— 6
Bibl. Mont.

<36631159040012

<36631159040012

Bayer. Staatsbibliothek

Leſſings

Werke.

Sechſter Band.

Donauöſchingen
im Verlage deutſcher Claſſiker.
1822.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Philoſophie und Theologie.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimäurer.

1778.

Vorrede eines Dritten.

Weñ nachſtehende Blätter die wahre Ontologie der Freimäurerei nicht enthalten: ſo wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die ſie veranlaßt hat, ein mehr beſtim̃ter Begrif von ihrer Weſenheit gegeben werde.

Weñ aber die Freimäurer alle, von welchem Schlage ſie auch immer ſein mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Geſichtspunkt der einzige iſt, aus welchem ſich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, ſondern geſunde Augen eine wahre Geſtalt erbliken: ſo dürfte nur noch die Frage entſtehen; warum man nicht längſt ſo deutlich mit der Sprache herausgegangen ſei?

Auf dieſe Frage wäre vielerlei zu antworten. Doch wird man ſchwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Ähnlichkeit habe, als die: warum in dem Chriſtentume die ſyſtematiſchen Lehrbücher ſo ſpät entſtanden ſind? warum es ſo viele und gute Chriſten gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verſtändliche Art weder angeben koñten, noch wollten?

Auch wäre dieſes im Chriſtentume noch immer zu früh geſchehen, indem der Glaube ſelbſt vielleicht wenig dabei gewonnen: wen̄ ſich Chriſten nur nicht hätten einfallen laſſen, ihn auf eine ganz widerſinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung ſelbſt.

Erſtes Geſpräch.

Ernſt.

Woran denkſt du, Freund?

Falk.

An nichts.

Ernſt.

Aber du biſt ſo ſtill.

Falk.

Eben darum. Wer denkt, weñ er genieſst? Und ich genieſse des erquikenden Morgens.

Ernſt.

Du haſt Recht; und du hätteſt mir meine Frage nur zurükgeben dürfen.

Falk.

Weñ ich an etwas dächte, würde ich darüber ſprechen. Nicht's geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernſt.

Gewiſs.

Falk.

Haſt du des ſchönen Morgens ſchon genug genoſſen; fällt dir etwas ein: ſo ſprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernſt.

Gut das! — Mir fällt ein, daſs ich dich ſchon längſt um etwas fragen wollte.

Falk.

So frage doch.

Ernſt.

Iſt es wahr, Freund, daß du ein Freimäurer biſt?

Falk.

Die Frage iſt Eines, der keiner iſt.

Ernſt.

Freilich! — Aber antworte mir geradezu. — Biſt du ein Freimäurer?

Falk.

Ich glaube, es zu ſein.

Ernſt.

Die Antwort iſt Eines, der ſeiner Sache eben nicht gewiß iſt.

Falk.

O doch! Ich bin meiner Sache ſo ziemlich gewiß.

Ernſt.

Deñ du wirſt ja wohl wiſſen, ob, und wañ, und wo, und von wem du aufgenommen worden.

Falk.

Das weiß ich allerdings: aber das würde ſo viel nicht ſagen wollen.

Ernſt.

Nicht?

Falk.

Wer nimt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernſt.

Erkläre dich.

Falk.

Ich glaube ein Freimäurer zu ſein; nicht ſowohl, weil ich von ältern Maurern in einer geſezlichen Loge aufgenommen worden: ſondern weil ich einſehe und erkenne, was und warum die Freimäurerei iſt, wañ und wo ſie geweſen, wie und wodurch ſie befördert oder gehindert wird.

Ernſt.

Und drükſt dich gleichwohl ſo zweifelhaft aus? — „Ich glaube einer zu ſein!“

Falk.

Dieſes Ausdruks bin ich nun ſo gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigener Überzeugung hätte: ſondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg ſtellen mag.

Ernſt.

Du antworteſt mir als einem Fremden.

Falk.

Fremder oder Freund!

Ernſt.

Du biſt aufgenommen, du weißt alles, — —

Falk.

Andere ſind auch aufgenommen, und glauben zu wiſſen.

Ernſt.

Kōnteſt du deñ aufgenommen ſein, ohne zu wiſſen, was du weißt?

Falk.

Leider!

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Weil viele, welche aufnehmen, es ſelbſt nicht wiſſen; die wenigen aber, die es wiſſen, es nicht ſagen können.

Ernſt.

Und könteſt du den wiſſen, was du weißt, ohne aufgenommen zu ſein?

Falk.

Warum nicht? — Die Freimäurerei iſt nichts willkürliches, nichts entbehrliches; ſondern etwas nothwendiges, das in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet iſt. Folglich muß man auch durch eigenes Nachdenken ebenſowohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

Ernſt.

Die Freimäurerei wäre nichts wüllkürliches? — Hat ſie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders ſein könten, und folglich willkürlich ſind?

Falk.

Das hat ſie. Aber dieſe Worte, und dieſe Zeichen, und dieſe Gebräuche ſind nicht die Freimäurerei.

Ernſt.

Die Freimäurerei wäre nichts entbehrliches? — Wie machten es den die Menſchen, als die Freimäurerei noch nicht war?

Falk.

Die Freimäurerei war immer.

Ernſt.

Nun was iſt ſie deñ, dieſe nothwendige, dieſe unentbehrliche Freimäurerei?

Falk.

Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben: — Etwas, das ſelbſt die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

Ernſt.

Alſo ein Unding.

Falk.

Übereile dich nicht.

Ernſt.

Wovon ich einen Begrif habe, das kañ ich auch mit Worten ausdrüken.

Falk.

Nicht immer; und oft wenigſtens nicht ſo, daß andere durch die Worte vollkommen ebendenſelben Begrif bekommen, den ich dabei habe.

Ernſt.

Weñ nicht vollkommen ebendenſelben, doch einen etwanigen.

Falk.

Der etwanige Begrif wäre hier unnüz oder gefährlich. Unnüz, weñ er nicht genug; und gefährlich, weñ er das Geringſte zu viel enthielte.

Ernſt.

Sonderbar! — Da alſo ſelbſt die Freimäurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wiſſen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten ſie deñ gleichwohl ihren Orden aus?

Falk.

Durch Thaten. — Sie laſſen gute Männer und Jünglinge, die ſie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — ſehen, ſo weit ſie zu ſehen ſind; dieſe finden Geſchmak daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernſt.

Thaten? Thaten der Freimäurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meiſtentheils ſchöner gedrukt, als gedacht und geſagt ſind.

Falk.

Das haben ſie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernſt.

Oder ſoll ich das für ihre Thaten nehmen, was ſie in dieſen Reden und Liedern von ſich rühmen?

Falk.

Weñ ſie es nicht blos von ſich rühmen.

Ernſt.

Und was rühmen ſie deñ von ſich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menſchen, von jedem rechtſchaffenen Bürger erwartet. — Sie ſind ſo freundſchaftlich, ſo gutthätig, ſo gehorſam, ſo voller Vaterlandsliebe.

Falk.

Iſt deñ das nichts?

Ernſt.

Nichts! — um ſich dadurch von andern Menſchen abzuſondern. — Wer ſoll das nicht ſein?

Falk.

Soll!

Ernſt.

Wer hat, dieſes zu ſein, nicht, auch auſſer der Freimäurerei, Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk.

Aber doch in ihr, und durch ſie, einen Antrieb mehr.

Ernſt.

Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intenſive Kraft gegeben! — Die Menge ſolcher Antriebe iſt wie die Menge der Räder in einer Maſchine. Je mehr Räder, deſto wandelbarer.

Falk.

Ich kañ dir das nicht widerſprechen.

Ernſt.

Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andere Antriebe verkleinert, verdächtig macht! ſich ſelbſt für den ſtärkſten und beſten ausgibt!

Falk.

Freund, ſei billig! — Hyperbel, Quidproquo jener ſchalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernſt.

Das will ſagen: Bruder Redner iſt ein Schwäzer.

Falk.

Das will nur ſagen: was Bruder Redner an den Freimäurern preiſet, das ſind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Deñ Bruder Redner iſt wenigſtens kein Plauderer; und Thaten ſprechen von ſelbſt.

Ernſt.

Ja, nun merke ich, worauf du zieleſt. Wie

koñten ſie mir nicht gleich einfallen dieſe Thaten, dieſe ſprechende Thaten! Faſt möchte ich ſie ſchreiende nennen. Nicht genug, daß ſich die Freimäurer einer den andern unterſtüzen, auf das kräftigſte unterſtüzen: deñ das wäre nur die nothwendige Eigenſchaft einer jeden Bande. Was thun ſie nicht für das geſamte Publicum eines jeden Staats, deſſen Glieder ſie ſind!

Falk.

Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur biſt.

Ernſt.

Z. E. die Freimäurer in Stokholm! — Haben ſie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk.

Weñ die Freimäurer in Stokholm ſich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwieſen haben.

Ernſt.

Bei welcher andern?

Falk.

Bei ſonſt andern; meine ich.

Ernſt.

Und die Freimäurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beſchäftigen, ſie klöpeln und ſtiken laſſen, — damit das Findelhaus nur kleiner ſein dürfe.

Falk.

Ernſt! Du weißt wohl, weñ ich dich deines Namens erinnere.

Ernſt.

Ohne alle Gloſſen deñ. — Und die Freimäurer in Braunſchweig! die arme, fähige Knaben im Zeichnen unterrichten laſſen.

Falk.

Warum nicht?

Ernſt.

Und die Freimäurer in Berlin! die das baſedow'ſche Philanthropin unterſtüzen.

Falk.

Was ſagſt du? — Die Freimäurer? das Philantrophin? unterſtüzen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernſt.

Die Zeitung hat es auspoſaunet.

Falk.

Die Zeitung! — Da müßte ich Baſedows eigenhändige Quittung ſehen. Und müßte gewiß ſein, daß die Quittung nicht an Freimäurer in Berlin, ſondern an die Freimäurer gerichtet wäre.

Ernſt.

Was iſt das? — Billigeſt du den Baſedows Inſtitut nicht?

Falk.

Ich nicht? Wer kañ es mehr billigen?

Ernſt.

So wirſt du ihm ja dieſe Unterſtüzung nicht mißgönnen?

Falk.

Mißgönnen? — Wer kañ ihm alles gute mehr gönnen, als ich?

Ernſt.

Nun deñ! — Du wirſt mir unbegreiflich.

Falk.

Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Deñ auch die Freimäurer können etwas thun, was ſie nicht als Freimäurer thun.

Ernſt.

Und ſoll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk.

Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genañt haſt, um mich eines ſcholaſtiſchen Ausdrukes, der Kürze wegen, zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra ſind.

Ernſt.

Wie meinſt du das?

Falk.

Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die ſie blos deßwegen thun, damit ſie dem Volk in die Augen fallen ſollen.

Ernſt.

Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk.

Köñte wohl ſein.

Ernſt.

Aber ihre wahre Thaten deñ? — Du ſchweigſt?

Falk.

Weñ ich dir nicht ſchon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten ſind ihr Geheimniß.

Ernſt.

Ha! ha! Alſo auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk.

Nicht wohl! — Nur ſo viel kañ und darf ich dir ſagen: die wahren Thaten der Freimäurer ſind ſo groß, ſo weitausſehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kañ: Das haben ſie gethan! Gleichwohl haben ſie alles gute gethan, was noch in der Welt iſt, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt.

Ernſt.

O geh! du haſt mich zum Beſten.

Falk.

Wahrlich nicht. — Aber ſieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es iſt der von der Wolfmilchsraupe. — Geſchwind ſage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freimäurer zielen dahin, um größtentheils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernſt.

Und ſind doch auch gute Thaten?

Falk.

Es kañ keine beſſere geben. — Denke einen Augenblik darüber nach. Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernſt.

Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das iſt ein Räthſel. Und über ein Räthſel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und ſehe den Ameiſen zu.

Zweites Geſpräch.

Ernſt.

Nun? wo bleibſt du deñ! Und haſt den Schmetterling doch nicht?

Falk.

Er lokte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. Auf einmal war er hinüber.

Ernſt.

Ja, ja. Es gibt ſolche Loker!

Falk.

Haſt du nachgedacht?

Ernſt.

Über was? Über dein Räthſel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den ſchönen Schmetterling! Darum ſoll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimäurerei mit dir geſprochen, und nie wieder. Deñ ich ſehe ja wohl; du biſt, wie ſie alle.

Falk.

Wie ſie alle? Das ſagen dieſe alle nicht.

Ernſt.

Nicht? So gibt es ja wohl auch Kezer unter den Freimäurern? Und du wäreſt einer. — Doch alle Kezer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon ſprach ich.

Falk.

Wovon ſprachſt du?

Ernſt.

Rechtgläubige oder kezeriſche Freimäurer —

ſie alle ſpielen mit Worten, und laſſen ſich fragen, und antworten, ohne zu antworten.

Falk.

Meinſt du? — Nun wohl, ſo laß uns von etwas anderm reden. Deñ einmal haſt du mich aus dem behaglichen Zuſtande des ſtummen Staunens geriſſen.

Ernſt.

Nichts iſt leichter, als dich in dieſen Zuſtand wieder zu verſezen. — Laß dich nur hier bei mir nieder, und ſieh!

Falk.

Was deñ?

Ernſt.

Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhaufen. Welche Geſchäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchlept und ſchiebt; und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander ſogar.

Falk.

Die Ameiſen leben in Geſellſchaft, wie die Bienen.

Ernſt.

Und in einer noch wunderbarern Geſellſchaft, als die Bienen. Deñ ſie haben niemand unter ſich, der ſie zuſammen hält und regiret.

Falk.

Ordnung muß alſo doch auch ohne Regirung beſtehen können.

Ernſt.

Weñ jedes Einzelne ſich ſelbſt zu regiren weiß: warum nicht?

Falk.

Ob es wohl auch einmal mit den Menſchen dahin kommen wird?

Ernſt.

Wohl ſchwerlich!

Falk.

Schade!

Ernſt.

Ja wohl!

Falk.

Steh auf, und laß uns gehen. Deñ ſie werden dich bekriechen, die Ameiſen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieſer Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Geſinnungen darüber noch gar nicht.

Ernſt.

Worüber?

Falk.

Über die bürgerliche Geſellſchaft des Menſchen überhaupt. — Wofür hältſt du ſie?

Ernſt.

Für etwas ſehr gutes.

Falk.

Unſtreitig. — Aber hältſt du ſie für Zwek, oder für Mittel?

Ernſt.

Ich verſtehe dich nicht.

Falk.

Glaubſt du, daß die Menſchen für die Staaten erſchaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menſchen ſind?

Ernſt.

Jenes ſcheinen einige behaupten zu wollen. Dieſes aber mag wohl das Wahrere ſein.

Falk.

So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſein Theil von Glükſeligkeit deſto beſſer und ſicherer genießen könne. — Das Totale der einzeln Glükſeligkeit aller Glieder iſt die Glükſeligkeit des Staats. Auſſer dieſer gibt es gar keine. Jede andere Glükſeligkeit des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müßen, iſt Bemäntelung der Tirannei. Anderes nicht!

Ernſt.

Ich möchte das nicht ſo laut ſagen.

Falk.

Warum nicht?

Ernſt.

Eine Wahrheit, die jeder nach ſeiner eigenen Lage beurtheilet, kan̄ leicht gemißbraucht werden.

Falk.

Weißt du, Freund, daß du ſchon ein halber Freimäurer biſt?

Ernſt.

Ich?

Falk.

Du. Deñ du erkeñſt ja ſchon Wahrheiten, die man beſſer verſchweigt.

Ernſt.

Aber doch ſagen könte.

Falk.

Der Weiſe kañ nicht ſagen, was er beſſer verſchweigt.

Ernſt.

Nun, wie du willſt! — Laß uns auf die Freimäurer nicht wieder zurükkommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wiſſen.

Falk.

Verzeih! — Du ſiehſt wenigſtens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu ſagen.

Ernſt.

Du ſpotteſt. — Gut! das bürgerliche Leben des Menſchen, alle Staatsverfaſſungen ſind nichts als Mittel zur menſchlichen Glükſeligkeit. Was weiter?

Falk.

Nichts als Mittel! Und Mittel menſchlicher Erfindung; ob ich gleich nicht läugnen will, daß die Natur alles ſo eingerichtet, daß der Menſch ſehr bald auf dieſe Erfindung gerathen müßen.

Ernſt.

Dieſes hat deñ auch wohl gemacht, daß ei=

nige die bürgerliche Geſellſchaft für Zwek der Natur gehalten. Weil alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, alles darauf führe, ſei ſie folglich das Lezte, worauf die Natur gehe. So ſchloſſen ſie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zwekmäßig hervorbringen müßen! Als ob die Natur mehr die Glükſeligkeit eines abgezogenes Begrifs — wie Staat, Vaterland und dergleichen ſind — als die Glükſeligkeit jedes wirklichen einzeln Weſens zur Abſicht gehabt hätte!

Falk.

Sehr gut! Du kömſt mir auf dem rechten Wege entgegen. Deñ nun ſage mir; weñ die Staatsverfaſſungen Mittel, Mittel menſchlicher Erfindungen ſind: ſollten ſie allein von dem Schikſale menſchlicher Mittel ausgenommen ſein?

Ernſt.

Was neñſt du Schikſal menſchlicher Mittel?

Falk.

Das, was unzertreñlich mit menſchlichen Mitteln verbunden iſt; was ſie von göttlichen, unfehlbaren Mitteln unterſcheidet.

Ernſt.

Was iſt das?

Falk.

Daß ſie nicht unfehlbar ſind; daß ſie ihrer Abſicht nicht allein öfters nicht entſprechen, ſondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernſt.

Ein Beiſpiel! weñ dir eines einfällt.

Falk.

So ſind Schiffahrt und Schiffe Mittel, in entlegene Länder zu kommen; und werden Urſache, daß viele Menſchen nimmermehr dahin gelangen.

Ernſt.

Die nämlich Schifbruch leiden, und erſaufen. Nun glaube ich dich zu verſtehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömt, weñ ſo viel einzelne Menſchen durch die Staatsverfaſſung an ihrer Glükſeligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfaſſungen ſind viele; eine iſt alſo beſſer als die andere; manche iſt ſehr fehlerhaft, mit ihrer Abſicht offenbar ſtreitend; und die beſte ſoll vielleicht noch erfunden werden.

Falk.

Das ungerechnet! Seze die beſte Staatsverfaſſung, die ſich nur denken läßt, ſchon erfunden; ſeze, daß alle Menſchen in der ganzen Welt dieſe beſte Staatsverfaſſung angenommen haben: meinſt du nicht, daß auch dañ noch, ſelbſt aus dieſer beſten Staatsverfaſſung, Dinge entſpringen müßen, welche der menſchlichen Glükſeligkeit höchſt nachtheilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ſchlechterdings nichts gewußt hätte.

Ernſt.

Ich meine: weñ dergleichen Dinge aus der beſten Staatsverfaſſung entſprängen, daß es ſodañ die beſte Staatsverfaſſung nicht wäre.

Falk.

Und eine beſſere möglich wäre? — Nun, ſo nehme ich dieſe beſſere als die beſte an: und frage das Nämliche.

Ernſt.

Du ſcheineſt mir hier blos von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menſchlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfaſſungen ſamt und ſonders erkläreſt, nicht anders als mangelhaft ſein könne.

Falk.

Nicht blos.

Ernſt.

Und es würde dir ſchwer werden, eines von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk.

Die auch aus der beſten Staatsverfaſſung nothwendig entſpringen müßen? — O zehne für eines.

Ernſt.

Nur eines erſt.

Falk.

Wir nehmen alſo die beſte Staatsverfaſſung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menſchen in der Welt in dieſer beſten Staatsverfaſſung leben: würden deßwegen alle Menſchen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

Ernſt.

Wohl ſchwerlich. Ein ſo ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig ſein. Er müßte ſich alſo in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Geſezen verwaltet würden.

Falk.

Das iſt: die Menſchen würden auch dañ noch

Deutſche und Franzoſen, Holländer und Spanier, Ruſſen und Schweden ſein; oder wie ſie ſonſt heiſſen würden.

Ernſt.

Ganz gewiß!

Falk.

Nun da haben wir ja ſchon eines. Deñ nicht wahr, jeder dieſer kleinen Staaten hätte ſein eigenes Intereſſe? und jedes Glied derſelben hätte das Intereſſe ſeines Staats?

Ernſt.

Wie anders?

Falk.

Dieſe verſchiedenen Intereſſe würden öfters in Colliſion komen, ſo wie jezt: und zwei Glieder aus zwei verſchiedenen Staaten würden einander eben ſo wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jezt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer begegnet.

Ernſt.

Sehr wahrſcheinlich.

Falk.

Das iſt: weñ jezt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, ſo begegnet nicht mehr ein bloßer Menſch einem bloßen Menſchen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, ſondern ein ſolcher Menſch begegnet einem ſolchen Menſchen, die ihrer verſchiedenen Tendenz ſich bewußt ſind, welches ſie gegen einander kalt, zurükhaltend, mißtrauiſch macht,

noch ehe ſie für ihre einzelne Perſon das Geringſte mit einander zu ſchaffen und zu theilen haben.

Ernſt.

Das iſt leider wahr.

Falk.

Nun ſo iſt es deñ auch wahr, daß das Mittel, welches die Menſchen vereiniget, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glükes zu verſichern, die Menſchen zugleich trennet.

Ernſt.

Weñ du es ſo verſtehſt.

Falk.

Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verſchiedenes Klima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, folglich ganz verſchiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verſchiedene Sittenlehren, folglich ganz verſchiedene Religionen haben. Meinſt du nicht?

Ernſt.

Das iſt ein gewaltiger Schritt!

Falk.

Die Menſchen würden auch dañ noch Juden, und Chriſten, und Türken, und dergleichen ſein.

Ernſt.

Ich getraue mir nicht, Nein zu ſagen.

Falk.

Würden ſie das; ſo würden ſie auch, ſie möchten heiſſen, wie ſie wollten, ſich unter einander nicht anders verhalten, als ſich unſere Chriſten

und Juden und Türken von jeher unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menſchen gegen bloße Menſchen; ſondern als ſolche Menſchen gegen ſolche Menſchen, die ſich einen gewiſſen geiſtigen Vorzug ſtreitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menſchen nimmermehr einfallen koñten.

Ernſt.

Das iſt ſehr traurig; aber leider doch ſehr vermuthlich.

Falk.

Nur vermuthlich?

Ernſt.

Deñ allenfalls dächte ich doch, ſo wie du angenommen haſt, daß alle Staaten einerlei Verfaſſung hätten, daß ſie auch wohl alle einerlei Religion haben koñten. Ja ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfaſſung ohne einerlei Religion auch nur möglich iſt.

Falk.

Ich eben ſo wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuſchneiden. Eines iſt zuverläßig eben ſo unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfaſſungen. Mehrere Staatsverfaſſungen: mehrere Religionen.

Ernſt.

Ja, ja: ſo ſcheinet es.

Falk.

So iſt es. — Nun ſiehe da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Geſellſchaft, ganz

ihrer Abſicht entgegen, verurſacht. Sie kañ die Menſchen nicht vereinigen, ohne ſie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwiſchen ihnen zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hinzuziehen.

Ernſt.

Und wie ſchreklich dieſe Klüfte ſind! wie unüberſteiglich oft dieſe Scheidemauern!

Falk.

Laß mich noch das Dritte hinzufügen — Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen theilet und trennet. — Dieſe Trennung in wenige große Theile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beſſer, als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Geſellſchaft ſezt ihre Trennung auch in jedem dieſer Theile gleichſam bis in's Unendliche fort.

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Oder meineſt du, daß ein Staat ſich ohne Verſchiedenheit von Ständen denken läßt? Er ſei gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder deſſelben unter ſich das nämliche Verhältniß haben. — Weñ ſie auch alle an der Geſezgebung Antheil haben: ſo können ſie doch nicht gleichen Antheil haben; wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben. — Weñ anfangs auch alle Beſizungen des Staats unter ſie gleich vertheilet worden: ſo kañ dieſe gleiche Vertheilung doch keine zwei Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigentum beſſer zu nuzen wiſſen, als der andere. Ei=

ner wird ſein ſchlechter genuztes Eigentum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben.

Ernſt.

Das verſteht ſich.

Falk.

Nun überlege, wie viel Übel es in der Welt wohl gibt, das in dieſer Verſchiedenheit der Stände ſeinen Grund nicht hat.

Ernſt.

Weñ ich dir doch widerſprechen köñte! — Aber was hatte ich für Urſache, dir überhaupt zu widerſprechen? — Nun ja! die Menſchen ſind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das iſt nun einmal ſo. Das kañ nun nicht anders ſein.

Falk.

Das ſage ich eben!

Ernſt.

Alſo, was willſt du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünſchen machen, daß den Menſchen der Gedanke, ſich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen ſein?

Falk.

Verkenneſt du mich ſo weit? — Weñ die bürgerliche Geſellſchaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebauet werden kañ: ich würde ſie auch bei weit größern Übeln noch ſegnen.

Ernſt.

Wer des Feuers genießen will, ſagt das Sprichwort, muß ſich den Rauch gefallen laſſen.

Falk.

Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich iſt: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh dahin wollte ich.

Ernſt.

Wohin? — Ich verſtehe dich nicht.

Falk.

Das Gleichniß war doch ſehr paſſend. — Weñ die Menſchen nicht anders in Staaten vereiniget werden koñten, als durch jene Trennungen: werden ſie darum gut, jene Trennungen?

Ernſt.

Das wohl nicht.

Falk.

Werden ſie darum heilig, jene Trennungen?

Ernſt.

Wie heilig?

Falk.

Daß es verboten ſein ſollte, Hand an ſie zu legen?

Ernſt.

In Abſicht? —

Falk.

In Abſicht, ſie nicht gröſſer einreiſſen zu laſſen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen, als möglich.

Ernſt.

Wie koñte das verboten ſein?

Falk.

Aber geboten kañ es doch auch nicht ſein; durch bürgerliche Geſeze nicht geboten! — Deñ bürgerliche Geſeze erſtreken ſich nie über die Gränzen ihres Staats. Und dieſes würde nun gerade auſſer den Gränzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kañ es nur ein Opus supererogatum ſein: und es wäre blos zu wünſchen, daß ſich die Weiſeſten und Beſten eines jeden Staats dieſem Operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernſt.

Blos zu wünſchen; aber recht ſehr zu wünſchen.

Falk.

Ich dächte, recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerſchaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu ſein aufhöret.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr ſein müße, was ſie für gut und wahr erkennen.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht

ekelt; in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt, und der Geringe ſich dreiſt erhebet.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Und weñ er erfüllet wäre, dieſer Wunſch?

Ernſt.

Erfüllet? — Es wird freilich hier und da, dañ und wañ, einen ſolchen Mañ geben.

Falk.

Nicht blos hier und da; nicht blos dañ und wañ.

Ernſt.

Zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern auch mehrere.

Falk.

Wie; weñ es dergleichen Männer jezt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernſt.

Wollte Gott!

Falk.

Und dieſe Männer nicht in einer unwirkſamen Zerſtreuung lebten? nicht immer in einer unſichtbaren Kirche?

Ernſt.

Schöner Traum!

Falk.

Daß ich es kurz mache — Und dieſe Männer die Freimäurer wären?

Ernſt.

Was ſagſt du?

Falk.

Wie, weñ es die Freimäurer wären, die ſich mit zu ihrem Geſchäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich wieder zuſammenzuziehen?

Ernſt.

Die Freimäurer?

Falk.

Ich ſage: mit zu ihrem Geſchäfte.

Ernſt.

Die Freimäurer?

Falk.

Ah! verzeih! — Ich hatte es ſchon wieder vergeſſen, daß du von den Freimäurern weiter nichts hören willſt. — Dort winkt man uns eben zum Frühſtüke. Kom̃!

Ernſt.

Nicht doch! — Noch einen Augenblik! — Die Freimäurer, ſagſt du —

Falk.

Das Geſpräch brachte mich wider Willen auf ſie zurük. Verzeih! — Kom̃! Dort, in der gröſſern Geſellſchaft, werden wir bald Stof zu einer tauglichern Unterredung finden. Kom̃!

Drittes Geſpräch.

Ernſt.

Du biſt mir den ganzen Tag im Gedränge der Geſellſchaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk.

Haſt du mir ſo etwas wichtiges zu ſagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernſt.

Du ſpotteſt meiner Neugierde.

Falk.

Deiner Neugierde?

Ernſt.

Die du dieſen Morgen ſo meiſterhaft zu erregen wußteſt.

Falk.

Wovon ſprachen wir dieſen Morgen?

Ernſt.

Von den Freimäurern.

Falk.

Nun? — Ich habe dir im Rauſche des Pyrmonters doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernſt.

Das man, wie du ſagſt, gar nicht verrathen kañ.

Falk.

Nun freilich; das beruhigt mich wieder.

Ernſt.

Aber du haſt mir doch über die Freimäurer etwas geſagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte.

Falk.

Und was war das?

Ernſt.

O quäle mich nicht! — Du erinnerſt dich deſſen gewiß.

Falk.

Ja; es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinen ſo abweſend machte?

Ernſt.

Das war es! — Und ich kañ nicht einſchlafen, weñ du mir wenigſtens nicht noch eine Frage beantworteſt.

Falk.

Nach dem die Frage ſein wird.

Ernſt.

Woher kañſt du mir aber beweiſen, wenigſtens nur wahrſcheinlich machen, daß die Freimäurer wirklich jene große und würdige Abſichten haben?

Falk.

Habe ich dir von ihren Abſichten geſprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begrif von den wahren Thaten der Freimäurer machen koñteſt; habe ich dich blos auf einen Punkt aufmerkſam machen wollen, wo noch ſo vieles geſchehen kañ, wovon ſich unſere ſtaatsklugen Köpfe gar nichts träumen laſſen. — Vielleicht, daß die Freimäurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vor-

urtheil zu benehmen, daß alle baubedürftige Pläze ſchon ausgefunden und beſezt, alle nöthige Arbeiten ſchon unter die erforderlichen Hände vertheilet wären.

Ernſt.

Wende dich jezt, wie du willſt. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimäurer als Leute, die es freiwillig über ſich genommen haben, den unvermeidlichen Übeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk.

Dieſer Begrif kañ den Freimäurern wenigſtens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur faſſe ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehöret. — Den unvermeidlichen Übeln des Staats! — Nicht dieſes und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Übeln, welche, eine gewiſſe Staatsverfaſſung einmal angenommen, aus dieſer angenommenen Staatsverfaſſung nun nothwendig folgen. Mit dieſen gibt ſich der Freimäurer niemals ab; wenigſtens nicht als Freimäurer. Die Linderung und Heilung dieſer überläßt er dem Bürger, der ſich nach ſeiner Einſicht, nach ſeinem Muthe, auf ſeine Gefahr damit befaſſen mag. Übel ganz anderer Art, ganz höherer Art, ſind der Gegenſtand ſeiner Wirkſamkeit.

Ernſt.

Ich habe das ſehr wohl begriffen. — Nicht Übel, welche den mißvergnügten Bürger machen, ſondern Übel, ohne welche auch der glüklichſte Bürger nicht ſein kañ.

Falk.

Recht! Dieſen entgegen — wie ſagteſt du? — entgegen zu arbeiten?

Ernſt.

Ja!

Falk.

Das Wort ſagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um ſie völlig zu heben? — Das kañ nicht ſein. Deñ man würde den Staat ſelbſt mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müßen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchſtens dieſe Empfindung in dem Menſchen von weitem veranlaſſen, ihr Aufkeimen begünſtigen, ihre Pflanzen verſezen, bejäten, beblatten — kañ hier entgegen arbeiten heiſſen. — Begreifſt du nun, warum ich ſagte, ob die Freimäurer ſchon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen köñten, ohne daß ſich ſagen laſſe: Das haben ſie gethan.

Ernſt.

Und verſtehe auch nun den zweiten Zug des Räthſels: — Gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen ſollen.

Falk.

Wohl! — Nun geh, und ſtudire jene Übel, und lerne ſie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüſſe gegen einander ab, und ſei verſichert, daß dir dieſes Studium Dinge aufſchließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederſchlagendſten, unauflöslichſten Einwürfe wider Vorſehung und Tugend zu ſein ſcheinen. Dieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und glüklich machen; — auch ohne Freimäurer zu heiſſen.

Ernſt.

Du legeſt auf dieſes heiſſen ſo viel Nachdruk.

Falk.

Weil man etwas ſein kañ, ohne es zu heiſſen.

Ernſt.

Gut das! ich verſtehe. — Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich ſie doch nun kenne, die Übel, gegen welche die Freimäurerei angehet —

Falk.

Du kenneſt ſie?

Ernſt.

Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genañt?

Falk.

Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzſichtigſten Auge einleuchten: nur einige von den unſtreitigſten, weit umfaſſendſten. — Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ob ſie ſchon nicht ſo einleuchtend, nicht ſo unſtreitig ſind, nicht ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig ſind!

Ernſt.

So laß mich meine Frage deñ blos auf diejenigen Stüke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gemacht haſt. — Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen Stüken, daß die Freimäurer wirklich ihr Abſehen darauf haben? — Du ſchweigſt? — Du ſinneſt nach?

Falk.

Wahrlich nicht dem, was ich auf dieſe Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Urſachen denken ſoll, warum du mir dieſe Frage thuſt?

Ernſt.

Und du willſt mir meine Frage beantworten, weñ ich dir die Urſachen derſelben ſage?

Falk.

Das verſpreche ich dir.

Ernſt.

Ich kenne und fürchte deinen Scharfſiñ.

Falk.

Meinen Scharfſiñ?

Ernſt.

Ich fürchte, du verkaufſt mir deine Speculation für Thatſache.

Falk.

Sehr verbunden!

Ernſt.

Beleidiget dich das?

Falk.

Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfſiñ nenneſt, was du ganz anders hätteſt benennen können.

Ernſt.

Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfſinnige ſich ſelbſt betrügt; wie leicht er andern Leuten Plane und Abſichten leihet und unterlegt, an die ſie nie gedacht haben.

Falk.

Aber woraus ſchließt man auf der Leute Plane und Abſichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wohl?

Ernſt.

Woraus ſonſt? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzeln, unſtreitigen

Handlungen der Freimäurer iſt abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zwek iſt, jene von dir benañte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menſchen nothwendig machen müßen, durch ſich und in ſich wieder zu vereinigen.

Falk.

Und zwar ohne Nachtheil dieſes Staats, und dieſer Staaten.

Ernſt.

Deſto beſſer! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu ſein, woraus jenes abzunehmen. Weñ es nur gewiſſe Eigentümlichkeiten, Beſonderheiten ſind, die dahin leiten, oder daraus entſpringen. — Von dergleichen müßteſt du ſogar in deiner Speculation ausgegangen ſein; geſezt, daß dein Syſtem nur Hypotheſe wäre.

Falk.

Dein Mißtrauen äuſſert ſich noch. — Aber ich hoffe, es ſoll ſich verlieren, weñ ich dir ein Grundgeſez der Freimäurer zu Gemüthe führe.

Ernſt.

Und welches?

Falk.

Aus welchem ſie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem ſie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernſt.

Das iſt?

Falk.

Das iſt, jeden würdigen Mañ von gehöriger Anlage, ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines

bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Ernſt.

Wahrhaftig!

Falk.

Freilich ſcheint dieſes Grundgeſez dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg ſind, vielmehr bereits vorauszuſezen, als die Abſicht zu haben, ſie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft ſein, ehe es ſich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernſt.

O ja!

Falk.

Und warum ſollten die Freimäurer ſich nicht hier einer gewöhnlichen Liſt haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil ſeiner geheimen Abſichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anderes vermuthet, als er ſieht.

Ernſt.

Warum nicht?

Falk.

Warum ſollte der Künſtler, der Silber machen kañ, nicht mit altem Bruchſilber handeln, damit man ſo weniger argwohne, daß er es machen kañ?

Ernſt.

Warum nicht?

Falk.

Ernſt! — Hörſt du mich? — Du antworteſt im Traume, glaub' ich.

Ernſt.

Nein, Freund! Aber ich habe genug; genug

auf dieſe Nacht. Morgen, mit dem Früheſten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk.

Schon? Und warum ſo bald?

Ernſt.

Du keñſt mich, und fragſt? Wie lange dauert deine Brunnencur noch?

Falk.

Ich habe ſie vorgeſtern erſt angefangen.

Ernſt.

So ſehe ich dich vor dem Ende derſelben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk.

Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet: — Ernſt ging, und ward Freimäurer. Was er für's erſte da fand, iſt der Stof eines vierten und fünften Geſprächs, mit welchem — ſich der Weg ſcheidet.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimäurer.

Fortſezung.

1 7 8 0.

(Die in folgenden Geſprächen öfter vorkommenden drei Sternchen ſezte Leſſing anſtatt Tempelherrn.)

Vorrede eines Dritten.

Der Verfaſſer der erſten drei Geſpräche hatte dieſe Fortſezung, wie man weiß, im Manuſcripte zum Druke fertig liegen, als derſelbe höhern Orts einen bittenden Wink bekam, dieſelbe nicht bekañt zu machen.

Vorher aber hatte er dies vierte und fünfte Geſpräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermutlich ohne ſeine Erlaubniß, Abſchriften davon genommen hatten. Eine dieſer Abſchriften war dem jezigen Herausgeber durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß ſo viel herliche Wahrheiten unterdrükt werden ſollten, und beſchloß, das Manuſcript, ohne Winke zu haben, druken zu laſſen.

Weñ die Begierde, Licht über ſo wichtige Gegenſtände allgemeiner verbreitet zu ſehen, nicht dieſe Freiheit hinlänglich entſchuldiget; ſo läßt ſich nichts weiter zur Vertheidigung derſelben ſagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer iſt.

Übrigens wird man doch finden, daß er, aus Vorſicht und Achtung gegen einen gewiſſen Zweig dieſer Geſellſchaft, einige Namen, welche ganz ausgeſchrieben waren, bei der Herausgabe nicht genan̄t hat.

Viertes Geſpräch.

Falk.

Ernſt! Willkommen! Endlich wieder einmal? Ich habe meine Brunnencur längſtens beſchloſſen.

Ernſt.

Und befindeſt dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk.

Was iſt das? Man hat mir ein: ich freue mich, ärgerlich ausgeſprochen.

Ernſt.

Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über dich bin.

Falk.

Über mich?

Ernſt.

Du haſt mich zu einem albernen Schritte verleitet. — Sieh her! — Gib mir deine Hand! — Was ſagſt du? — Du zukſt die Achſeln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk.

Dich verleitet?

Ernſt.

Es kañ ſein, ohne daß du es gewollt haſt.

Falk.

Und ſoll doch Schuld haben.

Ernſt.

Der Mañ Gottes ſpricht dem Volke von einem

Lande, da Milch und Honig innen flieſſt, und das Volk ſoll ſich nicht darnach ſehnen? Und ſoll über den Mañ Gottes nicht murren, weñ er ſie, anſtatt in dieſes gelobte Land, in dürre Wüſten führt?

Falk.

Nun, nun! der Schade kañ doch ſo groß nicht ſein. — Dazu ſehe ich ja, daß du ſchon bei den Gräbern unſerer Vorfahren gearbeitet haſt.

Ernſt.

Aber ſie waren nicht mit Flammen, ſondern mit Rauch umgeben.

Falk.

So warte, bis der Rauch ſich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernſt.

Der Rauch wird mich erſtiken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, ſehe ich wohl, werden ſich andere an ihr, die den Rauch beſſer vertragen können.

Falk.

Du ſprichſt doch nicht von Leuten, die ſich vom Rauch gern beiſſen laſſen, weñ es nur der Rauch einer fremden fetten Küche iſt?

Ernſt.

Du keñſt ſie alſo doch?

Falk.

Ich habe von ihnen gehört.

Ernſt.

Um ſo mehr, was koñte dich bewegen, mich auf dies Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzu-

ſpiegeln, deren Ungrund du nur allzu wohl wußteſt?

Falk.

Dein Verdruß macht dich ſehr ungerecht. — Ich ſollte mit dir von der Freimäurerei geſprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verſtehen zu geben, wie unnüz es ſei, daß jeder ehrliche Mañ ein Freimäurer werde — wie unnöthig nur? — ja, wie ſchädlich?

Ernſt.

Das mag wohl ſein.

Falk.

Ich ſollte dir nicht geſagt haben, daß man die höchſten Pflichten der Maurerei erfüllen könne, ohne ein Freimäurer zu heiſſen?

Ernſt.

Vielmehr erinnere ich mich deſſen. — Aber du weißt ja wohl, weñ meine Phantaſie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kañ ich ſie halten? — Ich werfe dir nichts vor, als daß du ihr eine ſolche Lokſpeiſe zeigteſt. —

Falk.

Die du zu erreichen doch auch ſehr bald müde geworden. — Und warum ſagteſt du mir nicht ein Wort von deinem Vorſaze?

Ernſt.

Würdeſt du mir davon abgerathen haben?

Falk.

Ganz gewiß! — Wer wollte einem raſchen Knaben, weil er dañ und wañ noch fällt, den Gängelwagen wieder einſchwazen? Ich mache dir

kein Compliment; du warſt ſchon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl koñte man mit dir keine Ausnahme machen. Den Weg müſſen alle betreten.

Ernſt.

Es ſollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, weñ ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu verſprechen hätte. Aber Vertröſtungen, und wieder Vertröſtungen, und nichts als Vertröſtungen!

Falk.

Weñ man dich doch ſchon vertröſtet! Und auf was vertröſtet man dich deñ?

Ernſt.

Du weißt ja wohl, auf die ſchottiſche Maurerei, auf die ſchottiſchen Ritter.

Falk.

Nun ja, ganz recht. — Aber weſſen hat ſich deñ der ſchottiſche Ritter zu tröſten?

Ernſt.

Wer das wüßte!

Falk.

Und deinesgleichen, die andern Neulinge des Ordens, wiſſen deñ die auch nichts?

Ernſt.

O die! die wiſſen ſo viel! — Der eine will Gold machen, der andere will Geiſter beſchwören, der dritte will die * * * wieder herſtellen. — Du lächelſt — Und lächelſt nur? —

Falk.

Wie kañ ich anders?

Ernſt.

Unwillen bezeugen über ſolche Querköpfe!

Falk.

Weñ mich nicht eins mit ihnen wieder verſöhnte.

Ernſt.

Und was?

Falk.

Daß ich in allen dieſen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß ſich aus allen dieſen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernſt.

Auch aus der Goldmacherei?

Falk.

Auch aus der Goldmacherei. Ob ſich wirklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleich viel. Aber ich bin ſehr verſichert, daß vernünftige Menſchen nur in Rükſicht auf Freimäurerei es machen zu können wünſchen werden. Auch wird der erſte der beſte, dem der Stein der Weiſen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblike Freimäurer. — Und es iſt doch ſonderbar, daß dieſes alle Nachrichten beſtätigen, mit welchen ſich die Welt von wahren oder vermeinten Goldmachern trägt.

Ernſt.

Und die Geiſterbeſchwörer?

Falk.

Von ihnen gilt ungefähr das Nämliche. — Unmöglich können Geiſter auf die Stimme eines andern Menſchen hören, als eines Freimäurers.

Ernſt.

Wie ernſthaft du ſolche Dinge ſagen kañſt! —

Falk.

Bei allem was heilig iſt! nicht ernſthafter, als ſie ſind.

Ernſt.

Weñ das wäre! — Aber endlich die neuen * * *, weñ Gott will?

Falk.

Vollends die!

Ernſt.

Siehſt du! Von denen weißt du nichts zu ſagen. Deñ * * * waren doch einmal, Goldmacher aber und Geiſterbeſchwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt ſich freilich beſſer ſagen, wie die Freimäurer ſich zu ſolchen Weſen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk.

Allerdings kañ ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrüken: Entweder, oder —

Ernſt.

Auch gut! Weñ man nur wenigſtens weiß, daß unter zwei Säzen einer wahr iſt: Nun? Entweder dieſe * * * would be —

Falk.

Ernſt! Eh du noch eine Spöterei völlig ausſagſt! Auf mein Gewiſſen! — Dieſe — eben dieſe ſind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder ſo weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hofnung mehr übrig iſt, jemals darauf zu gelangen.

Ernſt.

Ich muß das ſo mit anhören. Deñ dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk.

Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernſt.

Wie verſtehſt du das?

Falk.

Das Geheimniß der Freimäurerei, wie ich dir ſchon geſagt habe, iſt das, was der Freimäurer nicht über ſeine Lipen bringen kañ, weñ es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten ſind Dinge, die ſich wohl ſagen laſſen, und die man nur zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern, theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verſchwieg.

Ernſt.

Zum Exempel?

Falk.

Zum Exempel! Gleich dieſe Verwandtſchaft unter *** und Freimäurern. Es kañ wohl ſein, daß es einmal nöthig und gut war, ſich davon nichts merken zu laſſen. — Aber jezt — jezt kañ es im Gegentheil höchſt verderblich werden, weñ man aus dieſer Verwandtſchaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte ſie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punkt beſtimmen, in welchem die * * * die Freimäurerei ihrer Zeit waren.

Ernſt.

Darf ich ihn wiſſen, dieſen Punkt?

Falk.

Lies die Geſchichte der * * * mit Bedacht! du mußt ihn errathen. Auch wirſt du ihn gewiß errathen, und eben das war die Urſache, warum du kein Freimäurer hätteſt werden müßen.

Ernſt.

Daß ich nicht den Augenblik unter meinen Büchern ſize! — Und weñ ich ihn errathe, willſt du mir geſtehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk.

Du wirſt zugleich finden, daß du dieſes Geſtändniß nicht brauchſt. — Aber auf mein Dilemma wieder zurükzukommen! Eben dieſer Punkt iſt es allein, woraus die Entſcheidung deſſelben zu holen iſt. — Sehen und fühlen alle Freimäurer, welche jezt mit den * * * ſchwanger gehen, dieſen rechten Punkt: wohl ihnen! wohl der Welt! Segen zu allem, was ſie thun, Segen zu allem, was ſie unterlaſſen! Erkennen und fühlen ſie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat ſie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat ſie blos der Freimäurer, der im * * arbeitet, auf die * * * gebracht; haben ſie ſich nur in das . . . auf dem . . . . vergaft; möchten ſie gern einträgliche. . . . fette Pfründen ſich und ihren Freunden zutheilen können: — nun ſo ſchenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten können.

Ernſt.

Sieh! du kañſt doch noch warm und bitter werden.

Falk.

Leider! — Ich danke dir für deine Bemerkung, und bin nun wieder wie Eis.

Ernſt.

Und was meinſt du wohl, welcher von den beiden Fällen der Fall dieſer Herren iſt?

Falk.

Ich fürchte der leztere. — Möcht' ich mich betrügen! — Deñ weñ es der erſte wäre; wie köñten ſie einen ſo ſeltſamen Anſchlag haben — die * * * wieder herzuſtellen? — Jener große Punkt, in welchem die * * * Freimäurer waren, hat nicht mehr ſtatt. Wenigſtens iſt Europa längſt darüber hinaus, und bedarf darin weiter keines auſſerordentlichen Vorſchubs. — Was wollen ſie alſo? Wollen ſie auch ein Schwam̃ werden, den die Großen einmal ausdrüken? — Doch an wen dieſe Frage? Und wider wen? Haſt du mir deñ geſagt — haſt du mir ſagen können, daß mit dieſen Grillen von Goldmachern, Geiſterbannern, * * *, ſich andere, als die Neulinge des Ordens, ſchlepen? — Aber Kinder werden Männer. — Laß ſie nur! — Genug, wie geſagt, daß ich ſchon in dem Spielzeuge die Waffen erblike, welche einmal die Männer mit ſicherer Hand führen werden.

Ernſt.

Im Grunde, mein Freund! ſind es auch nicht dieſe Kindereien, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas ernſthaftes hinter ihnen ſein köñte, ſahe ich über ſie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfiſchen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, iſt das: daß ich überall nichts ſehe, überall nichts höre, als dieſe Kindereien, daß von dem, deſſen Erwartung du in mir erregteſt, keiner etwas wiſſen will. Ich mag dieſen Ton angeben, ſo oft ich will, gegen wen ich will;

niemand will einſtimmen, immer und aller Orten das tiefſte Stillſchweigen.

Falk.

Du meinſt —

Ernſt.

Jene Gleichheit, die du mir als Grundgeſez des Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit ſo unerwarteter Hofnung erfüllte, mit der Hofnung, ſie endlich in Geſellſchaft von Menſchen athmen zu können, die über alle bürgerliche Modificationen hinweg zu denken verſtehen, ohne ſich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu verſündigen —

Falk.

Nun?

Ernſt.

Sie wäre noch, weñ ſie jemals geweſen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen, und ſich melden! „Ja, heißt es, ein Jude? Chriſt wenigſtens muß freilich der Freimäurer ſein.“ Es iſt nun gleichviel was für ein Chriſt. „Ohne Unterſchied der Religion, heißt nur, ohne Unterſchied der drei im heiligen römiſchen Reiche öffentlich geduldeten Religionen“ — Meinſt du auch ſo?

Falk.

Ich nun wohl nicht.

Ernſt.

Laß einen ehrlichen Schuſter, der bei ſeinen Leiſten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben, (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachs,) laß ihn kommen, und ſich melden! „Ja, heißt es, ein Schuſter!“ freilich ein Schuſter. — Laß einen treulich erfahrenen Dienſtboten

kommen und ſich melden. — „Ja, heißt es, der„gleichen Leute freilich, die ſich die Farbe zu ih„rem Roke nicht ſelbſt wählen. — Wir ſind un„ter uns ſo gute Geſellſchaft." —

Falk.

Und wie gute Geſellſchaft ſind ſie deñ?

Ernſt.

Ei nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszuſezen, als daß es nur gute Geſellſchaft iſt, die man in der Welt ſo müde wird — Prinzen, Grafen, Herren, Officiere, Räthe von allerlei Beſchlag, Kaufleute, Künſtler — alle die ſchwärmen freilich ohne Unterſchied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That ſind doch alle nur von einem Stande, und der iſt leider — —

Falk.

Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht ſo — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kañ nur rathen — Ich bin zu lange Zeit auſſer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art ſie auch ſein müßen — In die Loge vor jezt, auf eine Zeit, nicht können zugelaſſen werden, und von der Freimäurerei ausgeſchloſſen ſein, ſind doch zwei verſchiedene Dinge.

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Weil Loge ſich zur Freimäurerei verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äuſſern Wohlſtande der Kirche iſt für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu ſchließen. Vielmehr gibt es einen gewiſſen äuſſerlichen Wohlſtand derſelben, von dem

es ein Wunder wäre, weñ er mit dem wahren Glauben beſtehen köñte. Auch haben ſich beide noch nie vertragen, ſondern eins hat das andere, wie die Geſchichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und ſo auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernſt.

Was?

Falk.

Kurz! Das Logenweſen, ſo wie ich höre, daß es jezt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Caſſe haben; Kapitale machen; dieſe Kapitale belegen; ſie auf den beſten Pfennig zu benuzen ſuchen; ſich ankaufen wollen; von Königen und Fürſten ſich Privilegien geben laſſen; das Anſehen und die Gewalt derſelben zu Unterdrükung der Brüder anwenden, die einer andern Obſervanz ſind, als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen möchte: — weñ das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falſch prophezeihet haben!

Ernſt.

Je nun! was kañ deñ werden? Der Staat fährt jezt nicht mehr ſo zu. Und zudem ſind ja wohl unter den Perſonen, die ſeine Geſeze machen, oder handhaben, ſelbſt ſchon zu viel Freimäurer. —

Falk.

Gut! weñ ſie alſo auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkſt du, wird eine ſolche Verfaſſung für Einfluß auf ſie ſelbſt haben? Gerathen ſie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon ſie ſich losreiſſen wollten? Werden ſie nicht aufhören zu ſein, was ſie ſein wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verſtehſt? —

Ernſt.

Rede nur weiter!

Falk.

Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht ſoll dieſes eben der Weg ſein, den die Vorſicht auserſehen, dem ganzen jezigen Schema der Freimäurerei ein Ende zu machen. —

Ernſt.

Schema der Freimäurerei? Was neñſt du ſo? Schema?

Falk.

Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernſt.

Ich weiß noch nicht —

Falk.

Du wirſt doch nicht glauben, daß die Freimäurer Freimäurerei geſpielt?

Ernſt.

Was iſt nun das? Die Freimäurer nicht Freimäurerei geſpielt?

Falk.

Mit andern Worten! Meinſt du deñ, daß das, was die Freimäurerei iſt, immer Freimäurerei geheiſſen? — Aber ſieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäſte! Du bleibſt doch?

Ernſt.

Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl, deñ mich erwartet eine dopelte Sättigung.

Falk.

Nur bei Tiſche, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Geſpräch.

Ernſt.

Endlich ſind ſie fort! — O die Schwätzer! — Und merkeſt du deñ nicht, oder wollteſt du deñ nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kiñ — heiſſe er wie er will! — ein Freimäurer iſt? Er klopfte ſo oft an.

Falk.

Ich hörte ihn wohl. Ich merkte ſogar in ſeinen Reden, was dir wohl nicht ſo aufgefallen — Er iſt von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernſt.

Das wäre nicht das Schlimſte an ihm.

Falk.

Und hat die Grille, daß der Congreß eine Loge iſt; daß da endlich die Freimäurerei ihr Reich mit gewafneter Hand gründet.

Ernſt.

Gibt es auch ſolche Träumer?

Falk.

Es muß doch wohl.

Ernſt.

Und woraus nimſt du dieſen Wurm ihm ab?

Falk.

Aus einem Zuge, der dir auch ſchon einmal keñtlich werden wird.

Ernſt.

Bei Gott! weñ ich wüßte, daß ich mich in den Freimäurern gar ſo betrogen hätte! —

Falk.

Sei ohne Sorge. Der Freimäurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, ſo lange ſie wollen und können. — Die Lichter auslöſchen, und weñ ſie ausgelöſcht ſind, erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter wieder aufſteken muß: das iſt der Freimäurer Sache nicht.

Ernſt.

Das denke ich auch. — Was Blut koſtet, iſt gewiß kein Blut werth.

Falk.

Vortreflich! — Nun frage, was du willſt! Ich muß dir antworten.

Ernſt.

So wird meines Fragens kein Ende ſein.

Falk.

Nur kañſt du den Anfang nicht finden.

Ernſt.

Verſtand ich dich, oder verſtand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widerſprichſt du dir, oder widerſprichſt du dir nicht? — Deñ allerdings, als du mir einmal ſagteſt: Die Freimäurerei ſei immer geweſen, verſtand ich es alſo, daß nicht allein ihr Weſen, ſondern auch ihre gegenwärtige Verfaſſung ſich von undenklichen Zeiten herſchreibe.

Falk.

Weñ es mit beiden einerlei Bewandtniß hätte! — Ihrem Weſen nach iſt die Freimäurerei eben ſo alt als die bürgerliche Geſellſchaft. Beide koñten nicht anders, als mit einander entſtehen. — Weñ nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft nur ein Sprößling der Freimäurerei iſt; deñ die Flamme im Breñpunkte iſt auch Ausfluß der Sonne.

Ernſt.

Auch mir ſchimmert das ſo vor. —

Falk.

Es ſei aber Mutter und Tochter, oder Schweſter und Schweſter; ihr beiderſeitiges Schikſal hat immer wechſelſeitig in einander gewirkt. Wo ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich aller Orten auch die Freimäurerei, und ſo umgekehrt. Es war immer das ſicherſte Keñzeichen einer geſunden, nervöſen Staatsverfaſſung, weñ ſich die Freimäurerei neben ihr bliken ließ; ſo wie es noch jezt das unfehlbare Merkmal eines ſchwachen, furchtſamen Staats iſt, weñ er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernſt.

Zu verſtehen: die Freimäurerei!

Falk.

Sicherlich! — Deñ die beruht im Grunde nicht auf äuſſerlichen Verbindungen, die ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten; ſondern auf dem Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter.

Ernſt.

Und wer unterfängt ſich, denen zu gebieten!

Falk.

Indeß hat freilich die Freimäurerei immer und aller Orten ſich nach der bürgerlichen Geſellſchaft ſchmiegen und biegen müßen; deñ dieſe war ſtets die ſtärkere. So mancherlei die bürgerliche Geſellſchaft geweſen, ſo mancherlei Formen hat auch die Freimäurerei anzunehmen ſich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kañſt du glauben, daß der Name Freimäurerei älter ſein werde, als diejenige herſchende Denkungsart der Staaten, nach der ſie genau abgewogen worden?

Ernſt.

Und welche iſt dieſe herſchende Denkungsart?

Falk.

Das bleibt deiner eigenen Nachforſchung überlaſſen. — Genug, weñ ich dir ſage, daß der Name Freimäurer, ein Glied unſerer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieſes laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kōmt zuverläßig vor dieſer Zeit in keinem gedrukten Buche vor, und den will ich ſehen, der mir ihn auch nur in einer geſchriebenen ältern Urkunde zeigen will.

Ernſt.

Das heißt: den deutſchen Namen.

Falk.

Nein, nein! auch das urſprüngliche *Free-Mason*, ſo wie alle darnach gemodelte Überſezungen, in welcher Sprache es auch ſein mag.

Ernſt.

Nicht doch! — Beſinne dich. — In keinem gedrukten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? in keinem?

Falk.

In keinem.

Ernſt.

Gleichwohl habe ich ſelbſt —

Falk.

So? — Iſt auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um ſich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernſt.

Aber doch die Stelle in —

Falk.

In der Londinopolis? Nicht wahr? — Staub!

Ernſt.

Und die Parlamentsacte unter Heinrich dem Sechsten?

Falk.

Staub!

Ernſt.

Und die großen Privilegia, die Karl der Eilfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk.

Staub!

Ernſt.

Und Locke?

Falk.

Und was für ein Locke?

Ernſt.

Der Philoſoph. — Sein Schreiben an den Grafen von Pembrock; ſeine Anmerkungen über ein

Verhör, von Heinrich des Sechſten eigener Hand geſchrieben?

Falk.

Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund ſein; den kenne ich nicht. — Aber wieder Heinrich der Sechſte? — Staub! und nichts als Staub!

Ernſt.

Nimmermehr!

Falk.

Weißt du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeſchobene Urkunden?

Ernſt.

Und das hätten ſie ſo lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk.

Warum nicht? Der Klugen ſind viel zu wenig, als daß ſie allen Gekereien, gleich bei ihrem Entſtehen, widerſprechen kön̄ten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung ſtatt findet. — Freilich wäre es beſſer, wen̄ man vor dem Publico ganz und gar keine Gekereien unternähme; den̄ gerade das Verächtlichſte iſt, daß ſich niemand die Mühe nim̄t, ſich ihnen entgegen zu ſtellen, wodurch ſie mit dem Laufe der Zeit das Anſehen einer ſehr ernſthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dan̄ über tauſend Jahre: „Würde man den̄ ſo in „die Welt haben ſchreiben dürfen, wen̄ es nicht „wahr geweſen wäre? Man hat dieſen glaubwürdigen „Männern damals nicht widerſprochen, und „ihr wollt ihnen jezt widerſprechen?“

Ernſt.

O Geſchichte! O Geſchichte! Was biſt du?

Falk.

Andersons kahle Rhapſodie, in welcher die Hiſtorie der Baukunſt für die Hiſtorie des Ordens untergeſchoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal, und für damals mochte das gut ſein. — Dazu war die Gaukelei ſo handgreiflich. — Aber daß man noch jezt auf dieſem moraſtigen Grunde fortbauet; daß man noch immer gedrukt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernſthaften Mañ vorzugeben ſich ſchämt; daß man zu Fortſezung eines Scherzes, den man längſt hätte ſollen fallen laſſen, ſich eine Forgery erlaubt, auf welche, weñ ſie ein nichtswürdiges, bürgerliches Intereſſe betrift, die Pillory ſteht —

Ernſt.

Weñ es deñ nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortſpiel vorwaltete? Weñ es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens ſich von Alters her unter dem homonymen Handwerke vornehmlich erhalten hätte? —

Falk.

Weñ es wahr wäre?

Ernſt.

Und muß es nicht wahr ſein? — Deñ wie käme der Orden ſonſt dazu, die Symbole eben dieſes Handwerks zu entlehnen? Eben dieſes? Und warum keines andern?

Falk.

Die Frage iſt allerdings verfänglich.

Ernſt.

Ein ſolcher Umſtand muß doch eine Urſache haben?

Falk.

Und hat ſie.

Ernſt.

Und hat ſie? Und hat eine andere Urſache, als jene vermeinte?

Falk.

Eine ganz andere.

Ernſt.

Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk.

Weñ du mir ſchon eher eine ganz andere Frage gethan hätteſt, die ich längſt erwarten mußte, ſo würde dir das Rathen nun nicht ſchwer fallen.

Ernſt.

Eine andere Frage, die du längſt hätteſt erwarten müßen? —

Falk.

Deñ, weñ ich dir ſagte, daß das, was Freimäurerei iſt, nicht immer Freimäurerei geheiſſen, was war natürlicher und näher —

Ernſt.

Als zu fragen, wie es ſonſt geheiſſen? — ja wohl! — So frage ich es deñ nun.

Falk.

Wie die Freimäurerei geheiſſen, ehe ſie Freimäurerei hieß, fragſt du? — Maſoney. —

Ernſt.

Nun ja freilich! *Masonry* auf Engliſch. —

Falk.

Auf Engliſch nicht *Masonry*, ſondern *Masony*. — Nicht von *Mason*, der Maurer, ſondern von *Mase*, der Tiſch, die Tafel.

Ernſt.

Maſe, der Tiſch? in welcher Sprache?

Falk.

In der Sprache der Angelſachſen; doch nicht in dieſer allein, ſondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein urſprünglich deutſches Wort, von welchem noch jezt ſo mancherlei Abſtammungen üblich ſind, oder doch unlängſt üblich waren, als: Maskopie, Masleidig, Masgenoſſe. Selbſt Maſoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es ſeine gute Bedeutung ein wenig verſchlimmert hatte.

Ernſt.

Ich weiß weder von ſeiner guten, noch von ſeiner verſchlimmerten Bedeutung.

Falk.

Aber die Sitte unſerer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigſten Dinge am Tiſche zu überlegen? — Maſe alſo der Tiſch, und Maſoney eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Und wie aus einer geſchloſſenen, vertrauten Tiſchgeſellſchaft ein Saufgelag worden, in welchem Verſtande Agricola das Wort Maſoney braucht, kañſt du leichſt abnehmen.

Ernſt.

Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald beſſer gegangen?

Falk.

Vorher aber, ehe die Maſoneyen zum Theil ſo ausarteten, und in der guten Meinung des Publicums ſo herabkamen, ſtanden ſie in deſto größerem Anſehen. Es war kein Hof in Deutſchland, weder klein noch groß, der nicht ſeine Maſoney hatte.

Die alten Lieder- und Geſchichtsbücher ſind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlöſſern und Paläſten der regirenden Herren verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit ſo manche ungegründete Auslegung hat. — Und was brauche ich dir zu ihrem Ruhme mehr zu ſagen, als daß die Geſellſchaft der runden Tafel die erſte und älteſte Maſoney war, von der ſie insgeſamt abſtammen?

Ernſt.

Der runden Tafel? das ſteigt in ein ſehr fabelhaftes Altertum hinauf. —

Falk.

Die Geſchichte des Königs Arthur ſei ſo fabelhaft als ſie will: die runde Tafel iſt ſo fabelhaft nicht.

Ernſt.

Arthur ſoll doch der Stifter derſelben geweſen ſein.

Falk.

Mit nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach. — Arthur, oder ſein Vater, hatte ſie von den Angelſachſen angenommen, wie ſchon der Name Maſoney vermuthen läßt. Und was verſteht ſich mehr von ſelbſt, als daß die Angelſachſen keine Sitten nach England herüberbrachten, die ſie in ihrem Vaterlande nicht zurükließen? Auch ſieht man es an mehreren deutſchen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Geſellſchaft, kleinere vertraute Geſellſchaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernſt.

Hiermit meineſt du? —

Falk.

Alles, was ich dir jezt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präciſion ſage, mache ich mich anheiſchig, das nächſtemal, da ich mich mit dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, ſchwarz auf weiß zu belegen — Höre mich jezt nur, wie man das erſte Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es ſie befriedigt.

Ernſt.

Wo bleibſt du?

Falk.

Die Maſoney alſo war eine deutſche Sitte, welche die Sachſen nach England verpflanzten. Die Gelehrten ſind uneinig, wer die Maſe-Thonas unter ihnen waren: Allem Anſehen nach die Edlen der Maſoney, welche ſo tiefe Wurzeln in dieſem neuen Boden ſchlug, daß ſie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beiblieb, und ſich von Zeit zu Zeit in der herlichſten Blüthe zeigte. Beſonders waren die Maſoneyen der *** im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in ſehr großem Rufe. Und ſo eine *** Maſoney war es, die ſich, bis zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, troz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte. — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeſchriebenen Hiſtorie freilich ermangeln. Aber eine ſorgfältig aufbewahrte Tradition, die ſo viel Merkmale der Wahrheit hat, iſt bereit, dieſen Mangel zu erſezen.

Ernſt.

Und was hindert dieſe Tradition, endlich einmal durch ſchriftliche Vorzeigungen ſich zur Geſchichte zu erheben?

Falk.

Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an. — Wenigſtens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, dir und allen, welche ſich mit dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernſt.

Nun deñ! — Ich bin in der äuſſerſten Erwartung.

Falk.

Jene *** Maſoney alſo, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London beſtand, aber in aller Stille beſtand, hatte ihr Verſam̃lungshaus unfern der Sanct Paulskirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeiſter dieſer zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernſt.

Chriſtoph Wren —

Falk.

Und du haſt den Schöpfer der ganzen heutigen Freimäurerei genañt. —

Ernſt.

Ihn?

Falk.

Kurz! Wren, der Baumeiſter der Sanct Paulskirche, in deren Nähe ſich eine uralte Maſoney, von undenklichen Jahren her, verſammelte, war ein Mitglied dieſer Maſoney, welche er die dreiſſig Jahre über, die der Bau dauerte, um ſo öfter beſuchte.

Ernſt.

Ich fange an, ein Mißverſtändniß zu wittern.

Falk.

Nichts anderes! Die wahre Bedeutung des Wortes Maſoney war bei dem engliſchen Volke vergeſſen, verloren. — Eine *Maſony,* die in der Nähe eines ſo wichtigen Baues lag, in der ſich der Meiſter dieſes Baues ſo fleiſſig finden ließ, was kañ die anders ſein, als eine *Maſonry,* als eine Geſellſchaft von Bauverſtändigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernſt.

Natürlich genug!

Falk.

Die Fortſezung eines ſolchen Baues, einer ſolchen Kirche, intereſſirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der erſten Hand zu haben, bewarb ſich jeder, der einige Keñtniſſe von Baukunſt zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Maſonry — und bewarb ſich vergebens. Endlich — Du keñſt Chriſtoph Wren, nicht blos dem Namen nach; du weißt, welch ein erfindſamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen, welche ſpeculativiſche Wahrheiten gemeinnüziger, und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen ſollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſellſchaft bei, welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. Dort, dachte er, würde unterſucht, was unter dem Wahren brauchbar; und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, weñ ich einige Grundſäze der Maſoney exoteriſch machte? Wie, weñ ich das, was ſich nicht exoteriſch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole deſſelben Handwerks verſtekte, und was man jezt unter dem

Worte Masonry verſteht, zu einer Free-Masonry erweiterte, an welcher mehrere Theil nehmen köñten? — So dachte Wren, und die Freimäurerei ward. — Ernſt! Wie iſt dir?

Ernſt.

Wie einem Geblendeten.

Falk.

Geht dir nun einiges Licht auf?

Ernſt.

Einiges? Zu viel auf einmal.

Falk.

Begreifſt du nun —

Ernſt.

Ich bitte dich Freund, nichts mehr! — Aber haſt du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk.

Wünſcheſt du mich da?

Ernſt.

Wünſche? — nachdem du mir verſprochen —

Falk.

So hab' ich der Verrichtungen daſelbſt genug — Noch einmal! ich werde mich über manches aus dem Gedächtniſſe zu ſchwankend, zu unbefriedigend ausgedrükt haben — Unter meinen Büchern ſollſt du ſehen und greifen. — Die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernſt.

Eine andere ging mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein ſechſtes Geſpräch, welches unter dieſen Freunden vorfiel, iſt nicht ſo nachzubilden. Aber das Weſentliche davon iſt zu kritiſchen Anmerkungen über das fünfte Geſpräch beſtim̃t, die man zur Zeit noch zurükhält.

Pope ein Metaphyſiker.

1755.

Aufgabe.

Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des popiſchen Syſtems, welches in dem Saze: alles iſt gut, enthalten iſt. Und zwar ſo, daß man

Erſtlich den wahren Siñ dieſes Sazes, der Hypothes ſeines Urhebers gemäß, beſtimme.

Zweitens ihn mit dem Syſtem des Optimismus, oder der Wahl des Beſten, genau vergleiche; und

Drittens die Gründe anführe, warum dieſes popiſche Syſtem entweder zu behaupten oder zu verwerfen ſei.

Vorbericht.

Man würde es nur vergebens läugnen wollen, daß gegenwärtige Abhandlung durch die neuliche Aufgabe der königlich preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, veranlaßt worden; und daher hat man auch dieſe Veranlaſſung ſelbſt nirgends zu verſteken geſucht. Allein weñ der Leſer deßwegen an eine Schöne denken wollte, die ſich aus Verdruß dem Publico preis gibt, weil ſie den Bräutigam, um welchen ſie mit ihren Geſpielinen getanzt, nicht erhalten: ſo würde er ganz gewiß an eine falſche Vergleichung denken. Die akademiſchen Richter werden es am beſten wiſſen, daß ihnen dieſe Schrift keine Mühe gemacht hat. Es fanden ſich Umſtände, welche die Einſchikung derſelben verhinderten, die aber ihrer Bekañtmachung durch den Druk nicht zuwider ſind. Nur einen von dieſen Umſtänden zu nennen: Sie hat zwei Verfaſſer, und hätte daher unter keinem andern Siñſpruche erſcheinen können, als unter dieſem:

Compulerant greges Corydon et Thyrsis in unum.

Geſezt nun, ſie wäre gekrönt worden! Was für Streitigkeit würde unter den Urhebern entſtanden ſein! Und dieſe wollten gerne keine unter ſich haben.

Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des popiſchen Syſtems, welches in dem Saze: alles iſt gut, enthalten iſt.

Ich bitte um Verzeihung, weñ ich gleich anfangs geſtehen muß, daß mir die Art, mit welcher dieſe Aufgabe ausgedrükt worden, nicht die beſte zu ſein ſcheinet. Da Thales, Plato, Chryſippus, Leibniz und Spinoza, und unzählige andere, einmüthig bekennen, es ſei alles gut: ſo müßen in dieſen Worten entweder alle Syſtemata, oder es muß keines darin enthalten ſein. Sie ſind der Schluß, welchen jeder aus ſeinem beſondern Lehrgebäude gezogen hat, und der vielleicht noch aus hundert andern wird gezogen werden. Sie ſind das Bekeñtniß derer, welche ohne Lehrgebäude philoſophirt haben. Wollte man ſie zu einem Kanon machen, nach welchem alle dahin einſchlagende Fragen zu entſcheiden wären: ſo würde mehr Bequemlichkeit als Verſtand dabei ſein. Gott hat es ſo haben wollen, und weil er es ſo hat haben wollen, muß es gut ſein: iſt wahrhaftig eine ſehr leichte Antwort, mit welcher man nie auf dem Troknen bleibt. Man wird damit abgewieſen, aber nicht erleuchtet. Sie iſt das beträchtlichſte Stük der Weltweisheit der Faulen; deñ was iſt fauler, als ſich bei einer jeden Naturbegebenheit auf den Willen Gottes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenſtand des göttlichen Willens habe ſein können?

Weñ ich alſo glauben köñte, der Concipient der akademiſchen Aufgabe habe ſchlechterdings in

den Worten: Alles iſt gut, ein Syſtem zu finden verlangt; ſo würde ich billig fragen, ob er auch das Wort Syſtem in der ſtrengen Bedeutung nehme, die es eigentlich haben ſoll? Allein er kan̄ mit Recht begehren, daß man ſich mehr an ſeinen Sin̄, als an ſeine Worte halte. Beſonders alsdan̄, wen̄ der wahre Sin̄, der falſchen Worte ungeachtet, durchſtrahlet, wie es hier in der nähern Beſtimmung des Sazes hinlänglich geſchieht.

Dieſem zufolge ſtelle ich mir alſo vor, die Akademie verlange eine Unterſuchung desjenigen Syſtems, welches Pope erfunden oder angenommen habe, um die Wahrheit: daß alles gut ſei, dadurch zu erhärten, oder daraus herzuleiten, oder wie man ſonſt ſagen will. Nur muß man nicht ſagen, daß das Syſtem in dieſen Worten liegen ſolle. Es liegt nicht eigentlicher darin, als die Prämiſſen in einer Concluſion liegen, deren zu ebenderſelben eine unendliche Menge ſein können.

Vielleicht wird man es mir verdenken, daß ich mich bei dieſer Kleinigkeit aufgehalten habe. — Zur Sache alſo! Eine Unterſuchung des popiſchen Syſtems — —

Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erſtaunen befragt zu haben: wer iſt Pope? — Ein Dichter — — Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphyſikern?

Doch ein Dichter braucht nicht allezeit ein Dichter zu ſein. Ich ſehe keinen Widerſpruch, daß er nicht auch ein Philoſoph ſein könne. Ebenderſelbe, welcher in dem Frühlinge ſeines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Muſen und Faunen, mit dem Thyrſus in der Hand, herumgeſchwärmt; ebenderſelbe kan̄ ſich ja leicht in

dem reifen Herbſte ſeiner Jahre in den philoſophiſchen Mantel einhüllen, und jugendlichen Scherz mit mäñlichem Ernſt abwechſeln laſſen. Dieſe Veränderung iſt der Art, wie ſich die Kräfte unſerer Seelen entwikeln, gemäß genug.

Doch eine andere Frage macht dieſe Ausflucht zu nichte. — — Wañ — wo hat Pope den Metaphyſiker geſpielt, den ich ihm nicht zutraue? — Eben, als er ſeine Stärke in der Dichtkunſt am meiſten zeigte. In einem Gedichte. In einem Gedichte alſo, und zwar in einem Gedichte, das dieſen Namen nach aller Strenge verdient, hat er ein Syſtem aufgeführt, welches eine ganze Academie der Unterſuchung werth erkennet? So ſind alſo bei ihm der Poet und der ſtrenge Philoſoph — ſtrenger aber als der ſyſtematiſche kañ keiner ſein — nicht zwei mit einander abwechſelnde Geſtalten, ſondern er iſt beides zugleich; er iſt das eine, indem er das andere iſt?

Dieſes wollte mir ſchwer ein — — Gleichwohl ſuchte ich mich auf alle Art davon zu überzeugen. Und endlich behielten folgende Gedanken Plaz, die ich eine

Vorläufige Unterſuchung,

Ob ein Dichter, als ein Dichter, ein Syſtem haben könne?

nennen will.

Hier hätte ich vielleicht Gelegenheit, eine Erklärung des Wortes Syſtem vorauszuſchiken. Doch ich bleibe bei der Beſcheidenheit, die ich ſchon oben verrathen habe. Es iſt ſo ungeziemend, als unnöthig, einer Verſamlung von Philoſo-

phen, das iſt, einer Verſam̃lung ſyſtematiſcher Köpfe, zu ſagen, was ein Syſtem ſei.

Kaum daß es ſich ſchikte, ihr zu ſagen, was ein *Gedicht* ſei; weñ dieſes Wort nicht auf ſo verſchiedene Art erklärt worden wäre, und ich nicht zeigen müßte, welche ich zu meiner Unterſuchung für die bequemſte halte.

Ein *Gedicht* iſt eine vollkommene ſiñliche Rede. Man weiß, wie vieles die Worte *vollkommen* und *ſiñlich* in ſich faſſen, und wie ſehr dieſe Erklärung allen andern vorgezogen zu werden verdient, weñ man von der Natur der Poeſie weniger ſeicht urtheilen will.

Ein *Syſtem* alſo und eine *ſiñliche* Rede. — Noch fällt der Widerſpruch dieſer zwei Dinge nicht deutlich genug in die Augen. Ich werde mich auf den beſondern Fall einſchließen müßen, auf welchen es eben hier anköm̃t; und für das Syſtem überhaupt, ein methaphyſiſches ſezen.

Ein Syſtem metaphyſiſcher Wahrheiten alſo, und eine ſiñliche Rede; beides in einem — Ob dieſe wohl einander aufreiben?

Was muß der Metaphyſiker vor allen Dingen thun? — Er muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß ſie nie in einem andern Verſtande, als in dem erklärten anwenden; er muß ſie mit keinen, dem Scheine nach gleichgültigen, verwechſeln.

Welches von dieſen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang iſt ihm eine hinlängliche Urſache, einen Ausdruk für den andern zu wählen, und die Abwechslung ſynonymiſcher Worte iſt ihm eine Schönheit.

Man füge hierzu den Gebrauch der Figuren — Und worin beſtehet das Weſen derſelben? — Darin, daß ſie nie bei der ſtrengen Wahrheit bleiben;

daß ſie bald zu viel, und bald zu wenig ſagen — Nur einem Metaphyſiker, von der Gattung eines Böhmens, kañ man ſie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphyſikers? — Er geht, in beſtändigen Schlüſſen, immer von dem Leichtern zu dem Schwerern fort; er nimt ſich nichts vorweg; er holet nichts nach. Weñ man die Wahrheiten auf eine ſiñliche Art auseinander köñte wachſen ſehen: ſo würde ihr Wachstum eben dieſelben Staffeln beobachten, die er uns in der Überzeugung von derſelben hinaufgehen läßt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu thun? Und noch dazu eine ſo ſclaviſche Ordnung. Nichts iſt der Begeiſterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Man würde mich ſchwerlich dieſe kaum berührten Gedanken weiter ausführen laſſen, ohne mir die Erfahrung entgegenzuſezen. Allein auch die Erfahrung iſt auf meiner Seite. Sollte man mich alſo fragen, ob ich den Lucrez kenne; ob ich wiſſe, daß ſeine Poeſie das Syſtem des Epikurs enthalte? Sollte man mir andere ſeinesgleichen anführen; ſo würde ich ganz zuverſichtlich antworten: Lucrez und ſeinesgleichen ſind Versmacher, aber keine Dichter. Ich läugne nicht, daß man ein Syſtem in ein Silbenmaß, oder auch in Reime bringen könne; ſondern ich läugne, daß dieſes in ein Silbenmaß oder in Reime gebrachte Syſtem ein Gedicht ſein werde. — Man erinnere ſich nur, was ich unter einem Gedichte verſtehe; und was alles in dem Begriffe einer ſiñlichen Rede liegt. Er wird ſchwerlich in ſeinem ganzen Umfange auf die Poeſie irgend eines Dichters eigentlicher anzuwenden ſein, als auf die popiſche.

Der Philoſoph, welcher auf den Parnaß hinaufſteiget, und der Dichter, welche iſich in die

Thäler der ernſthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo ſie, ſo zu reden, ihre Kleidung verwechſeln, und wieder zurükgehen. Jeder bringt des andern Geſtalt in ſeine Wohnung mit ſich; weiter aber auch nichts, als die Geſtalt. Der Dichter iſt ein philoſophiſcher Dichter, und der Weltweiſe ein poetiſcher Weltweiſe geworden. Allein ein philoſophiſcher Dichter iſt darum noch kein Philoſoph, und ein poetiſcher Weltweiſe iſt darum noch kein Poet.

Aber ſo ſind die Engländer. Ihre großen Geiſter ſollen immer die größten, und ihre ſeltnen Köpfe ſollen immer Wunder ſein. Es ſchien ihnen nicht Ruhmes genug, Popen den vortreflichſten philoſophiſchen Dichter zu nennen. Sie wollen, daß er ein eben ſo großer Philoſoph als Poet ſei. Das iſt: ſie wollen das Unmögliche, oder ſie wollen Popen als Poet um ein großes erniedrigen. Doch das Leztere wollen ſie gewiß nicht; ſie wollen alſo das Erſtere.

Bisher habe ich gezeigt, — wenigſtens zeigen wollen — daß ein Dichter, als Dichter, kein Syſtem machen könne. Nunmehr will ich zeigen, daß er auch keines machen will; geſezt auch, meine Schwierigkeiten involvirten keine Unmöglichkeit, und ſein Genie gäbe ihm Mittel an die Hand, ſie glüklich zu überſteigen.

Ich will mich gleich an Popen ſelbſt halten. Sein Gedicht ſollte kein unfruchtbarer Zuſammenhang von Wahrheiten ſein. Er neñt es ſelbſt ein moraliſches Gedicht, in welchem er die Wege Gottes in Anſehung der Menſchen rechtfertigen wolle. Er ſuchte mehr einen lebhaften Eindruk, als eine tiefſinnige Überzeugung. — Was mußte er wohl alſo in dieſer Abſicht thun? Er mußte, ohne Zwei-

fel, alle dahin einſchlagende Wahrheiten in ihrem ſchönſten und ſtärkſten Lichte ſeinen Leſern darſtellen.

Nun überlege man, daß in einem Syſtem nicht alle Theile von gleicher Deutlichkeit ſein können. Einige Wahrheiten deſſelben ergeben ſich ſogleich aus dem Grundſaze; andere ſind mit gehäuften Schlüſſen daraus herzuleiten. Doch dieſe leztern können in einem andern Syſteme die deutlichſten ſein, in welchem jene erſtern vielleicht die dunkelſten ſind.

Der Philoſoph macht ſich aus dieſer kleinen Unbequemlichkeit der Syſteme nichts. Die Wahrheit, die er durch einen Schluß erlanget, iſt ihm darum nicht mehr Wahrheit, als die, zu welcher er nicht anders als durch zwanzig Schlüſſe gelangen kañ; weñ dieſe zwanzig Schlüſſe nur untrüglich ſind. Genug, daß er alles in einen Zuſammenhang gebracht hat; genug, daß er dieſen Zuſammenhang mit einem Blike, als ein Ganzes, zu überſehen vermag, ohne ſich bei den feinen Verbindungen deſſelben aufzuhalten.

Allein ganz anders denkt der Dichter. Alles, was er ſagt, ſoll gleich ſtarken Eindruk machen; alle ſeine Wahrheiten ſollen gleich überzeugend rühren. Und dieſes zu können, hat er kein anderes Mittel, als dieſe Wahrheit nach dieſem Syſtem, und jene nach einem andern, auszudrüken. — Er ſpricht mit dem Epikur, wo er die Wohlluſt erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preiſen ſoll. Die Wohlluſt würde in den Verſen eines Seneca, weñ er überall genau bei ſeinen Grundſäzen bleiben wollte, einen ſehr traurigen Aufzug machen; eben ſo gewiß, als die Tugend, in den Liedern eines ſich immer gleichen Epiku-

räers, ziemlich das Anſehen einer Meze haben würde.

Jedoch ich will den Einwendungen Plaz geben, die man hierwider machen köñte. Ich will mir es gefallen laſſen; Pope mag eine Ausnahme ſein. Er mag Geſchiklichkeit und Willen genug beſeſſen haben, in ſeinem Gedichte, wo nicht ein Syſtem völlig zu entwerfen, wenigſtens mit den Fingern auf ein gewiſſes zu zeigen. Er mag ſich nur auf diejenigen Wahrheiten eingeſchränkt haben, die ſich nach dieſem Syſtem ſiñlich vortragen laſſen. Er mag die übrigen um ſo viel eher übergangen ſein, da es ohnedem die Pflicht eines Dichters nicht iſt, alles zu erſchöpfen.

Wohl! Es muß ſich ausweiſen; und es wird ſich nicht beſſer ausweiſen können, als weñ ich mich genau an die von der Akademie vorgeſchriebenen Punkte halte. Dieſen gemäß wird meine Abhandlung aus drei Abſchnitten beſtehen, welchen ich zulezt einige hiſtoriſch kritiſche Anmerkungen beifügen will.

Erſter Abſchnitt.

Samlung derjenigen Säze, in welchen das popiſche Syſtem liegen müßte.

Man darf dieſe Säze faſt nirgends anders als in dem ganzen erſten Briefe, und in dem vierten hin und wieder, ſuchen.

Jch habe keinen einzigen übergangen, der nur in etwas eine ſyſtematiſche Mine machte, und ich zweifle, ob man auſſer folgenden dreizehn noch einen antreffen wird, welcher in dieſer Abſicht in Betrachtung gezogen zu werden verdiente.

Die Ordnung, nach welcher ich ſie herſezen will, iſt nicht die Ordnung, welcher Pope in dem Vortrage gefolget iſt. Sondern es iſt die, welcher Pope im Denken muß gefolget ſein; weñ er anders einer gefolgt iſt.

Erſter Saz.

Von allen möglichen Syſtemen muß Gott das beſte geſchaffen haben.

Dieſer Saz gehört Popen nicht eigentümlich zu; vielmehr zeigen ſeine Worte deutlich genug, daß er ihn als ausgemacht annimt, und von einem andern entlehnet.

Br. 1. Z. 43 — 44.

Of Systems possible, if' tis confest,
That Wisdom infinite must form the best etc.

Das iſt: Weñ man zugeſtehen muß, daß eine unendliche Weisheit aus allen möglichen Syſtemen das beſte erſchaffen mü-

ſe. Weñ kañ hier keine Ungewißheit anzeigen; ſondern, weil er ſeine übrigen Säze aus dieſer Bedingung folgert, ſo muß es hier eben das ſein, als weñ er geſagt hätte: Da man nothwendig geſtehen muß ꝛc.

Zweiter Saz.

In dieſem beſten Syſtem muß alles zuſammenhangen, weñ nicht alles in einander fallen ſoll.

Br. 1. Z. 45.

Where all muſt fall, or all coherent be.

In dem gemeinen Exemplare, welches ich vor mir habe, heißt die lezte Hälfte dieſer Zeile: or *not* coherent be. Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß es, anſtatt *not*, *all* heiſſen müße. Geſezt aber, Pope hat wirklich *not* geſchrieben, ſo kañ doch auch alsdeñ kein anderer Siñ darin liegen, als der, welchen ich in dem Saze ausgedrükt habe. — Es komt hier nur noch darauf an, was Pope unter dem Zuſammenhange in der Welt verſtehe. Er erklärt ſich zwar nicht ausdrüklich darüber; verſchiedene Stellen aber zeigen, daß er diejenige Einrichtung darunter verſtehe, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit in der Welt beſezt wären, ohne daß irgendwo eine Lüke anzutreffen ſei. Er ſezt daher zu den angeführten Worten hinzu (Z. 46.): and all that riſes, riſe in due degree; das heißt mit dem Vorhergehenden zuſammengenommen: Es muß alles in einander fallen, oder alles zuſammenhangen, und was ſich erhebt, muß ſich in dem gebürenden Grade erheben. Folglich findet er den Zuſammenhang darin, daß ſich alles ſtufenweis in der Welt erhebe.

Und ferner ſagt er (S. 233.): „Weñ einige „Weſen vollkommen werden ſollen; ſo müßen ent„weder die niedrigen Weſen an ihre Stelle rüken, „oder es muß in der vollen Schöpfung eine Lüke „bleiben, da alsdañ die ganze Leiter zerrüttet wer„den müßte, ſobald nur eine einzige Stufe zerbro„chen wird." (S. 239.) Each System in gradation roll: Ein jedes Syſtem gehet ſtufenweiſe fort; ſagt überhaupt eben dieſes. Und eben dieſe allmählige Degradation neñt er die große Kette, welche ſich von dem Unendlichen bis auf den Menſchen, und von dem Menſchen bis auf das Nichts erſtreke. (Br. 1. S. 232 — 236.) Folgende Zeilen aus dem vierten Briefe machen des Dichters Meinung vielleicht noch deutlicher. (S. 47. u. folg.)

Order is Heav'n's great Law; an this confest,
Some are and must be, mightier than the rest,
More rich, more wise etc.

Er nimt alſo dieſe Einrichtung, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit verſchieden ſind, für die Ordnung an. Auch aus den folgenden Säzen wird man es ſehen, daß er mit dem Zuſammenhange in der Welt keinen andern Begrif verknüpft, als den wir eben aus einander geſezt haben.

Dritter Saz.

In der Kette von Leben und Empfindung müßen irgendwo ſolche Weſen, wie die Menſchen ſind, anzutreffen ſein.

Br. 1. S. 47 — 48.

— in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as Man.

Dieſer Saz folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden. Deñ ſollen in der beſten Welt alle Grade der Vollkommenheit ihre Wirklichkeit erlangen; ſo muß auch der Rang, der für den Menſchen gehört, nicht leer bleiben. Der Menſch hat alſo weder in der beſten Welt ausbleiben, noch vollkommener geſchaffen werden können. In beiden Fällen würde ein Grad der Vollkommenheit nicht wirklich geworden, und daher kein Zuſammenhang in der beſten Welt geweſen ſein.

Man bedenke nunmehr, wie wenig Popens Schluß bindet, weñ wir den Zuſammenhang in der Welt anders erklären, als es in dem vorigen Saze geſchehen iſt.

> Of System possible, if ’tis confest,
> That Wisdom infinite must form the best,
> Where all etc. — —
> Then in the scale of life and sense, ’tis plain
> There must be, some where, such a rank as Man.

„Aus keiner andern Urſache, ſagt Pope, mußte ein ſolcher Rang, ein ſolcher Grad der Vollkommenheit, als der Menſch begleitet, wirklich „werden, als, weil in der beſten Welt alles in einander fallen oder zuſammenhangen, und in einem „gehörigen Grade ſich erheben muß; das heißt, weil „kein Rang unbeſezt bleiben darf.“

Beſſer hat Pope vermuthlich dem Einwurfe begegnen zu können, nicht geglaubt: warum ſo ein Weſen, wie der Menſch, erſchaffen worden, oder warum er nicht vollkommener erſchaffen worden? Auf das Leztere noch näher zu antworten, nimmt er (Br. 1. Z. 251. u. folg.) die Unveränderlichkeit der Weſen aller Dinge zu Hülfe, und ſagt, daß

dieſes Verlangen eben ſo lächerlich ſei, als jenes, weñ der Fuß die Hand, die Hand der Kopf, und der Kopf mit ſeinen Sinnen nicht blos das Werkzeug des Geiſtes zu ſein begehrten. In dem vierten Briefe (Z. 160.) drükket er ſich hierüber noch ſtärker aus, wo er behauptet: die Frage, warum der Menſch nicht vollkommen erſchaffen worden, wollte mit veränderten Worten nichts anderes ſagen, als dieſes: warum der Menſch nicht ein Gott, und die Erde nicht ein Himmel ſei?

Vierter Saz.

Die Glükſeligkeit eines jeden Geſchöpfs beſtehet in einem Zuſtande, der nach ſeinem Weſen abgemeſſen iſt.

Br. 1. Z. 175.

All in exact proportion of the state.

Und in der 71 Zeile ebendeſſelben Briefes ſagt er von dem Menſchen insbeſondere:

His being measur'd to his state and place.

„Folglich, ſagt Pope, kömt es nur hauptſäch„lich darauf an, daß man beweiſe, der Menſch ſei „wirklich in der Welt in einen Zuſtand geſezt wor„den, welcher ſich für ſein Weſen und ſeinen Grad „der Vollkommenheit ſchikt."

Br. 1. Z 49 — 50.

And all the question wrangle e're so long,
Is only this, if God has plac'd him wrong?

Fünfter Satz.

Der Menſch iſt ſo vollkommen als er ſein ſoll.

Br. 1. Z. 70.

Man's as perfect as he ought.

Das heißt: der Zuſtand der Menſchen iſt wirklich nach ſeinem Weſen abgemeſſen, und daher iſt der Menſch vollkommen. Daß aber jenes ſei, erhelle klar, weñ man den Zuſtand, darin der Menſch lebe, ſelbſt betrachte; welches er in den folgenden Zeilen thut.

Sechster Satz.

Gott wirkt nach allgemeinen, und nicht nach beſondern Geſezen; und in beſondern Fällen handelt er nicht wider ſeine allgemeinen Geſeze, um eines Lieblings willen.

Br. 4. Z. 33 — 34.

— — — — the univerſal Cauſe
Acts not by partial but by general Laws.

Und Z. 119. ebend. Br.

Think we like ſome weak Prince th' eternal Cauſe
Prone for his Fav'rites to reverſe his Laws?

Dieſen Gedanken führt der Dichter in dem Folgenden weiter aus, und erläutert ihn durch Beiſpiele. Er ſcheint aber damit das Syſtem des Malebranche angenommen zu haben, der nur die allgemeinen Geſeze zum Gegenſtande des göttlichen

Willens macht, und ſo den Urheber der Welt zu rechtfertigen glaubt, weñ gleich aus dieſen allgemeinen Geſezen Unvollkommenheiten erfolgten.

Die Schüler dieſes Weltweiſen behaupten folglich, Gott habe ſeiner Weisheit gemäß handeln, und daher die Welt durch allgemeine Geſeze regiren müßen. In beſondern Fällen kõnte die Anwendung dieſer allgemeinen Geſeze wohl ſo etwas hervorbringen, das an und für ſich ſelbſt entweder völlig unnüz oder gar ſchädlich, und daher den göttlichen Abſichten eigentlich zuwider ſei: allein es ſei genug, daß die allgemeinen Geſeze von erheblichem Nuzen wären, und daß die Übel, welche in wenigen beſondern Fällen daraus entſtehen, nicht ohne einen beſondern Rathſchluß hätten gehoben werden können. Sie führen zum Exempel an: die allgemeinen mechaniſchen Geſeze, nach welchen der Regen zu gewiſſen Zeiten herunter falle, hätten einen unausſprechlichen Nuzen. Allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nuzen ſchaffe; und wie oft richte er nicht Überſchwemmungen an, wo er gar ſchädlich wäre? Ihrer Meinung nach alſo können dergleichen Unvollkommenheiten auch in der beſten Welt entſtehen, weil keine allgemeine Geſeze möglich ſind, die den göttlichen Abſichten in allen beſondern Fällen genug thäten. „Oder, fragen ſie, ſollte „Gott um eines Lieblings willen — — der wiß„begierige Weltweiſe ſei, zum Exempel, dieſer Lieb„ling — die allgemeinen Geſeze brechen, nach wel„chen ein Ätna Feuer ſpeien muß?“

Br. 4. Z. 121 — 122.

Shall burning Aetna, if a ſage requires,
Forget to thunder, and recale her fires?

Bayerische Staatsbibliothek München

Siebenter Saz.

Kein Übel kömt von Gott.

Das iſt: das Übel, welches in der Welt erfolgt, iſt niemals der Gegenſtand des göttlichen Willens geweſen.

Br. 4. Z. 110.

God sends not ill.

Pope hat dieſes aus dem Vorhergehenden ungefähr ſo geſchloſſen. Weñ das Übel nur in beſondern Fällen entſteht, und eine Folge aus den allgemeinen Geſezen iſt; Gott aber nur dieſe allgemeine Geſeze, als allgemeine Geſeze, für gut befunden, und zum Gegenſtande ſeines Willens gemacht hat: ſo kañ man nicht ſagen, daß er das Übel eigentlich gewollt habe, welches aus ihnen fließt, und ohne welches ſie keine allgemeine Geſeze geweſen wären. Unſer Dichter ſucht dieſe Entſchuldigung um ein Großes kräftiger zu machen, weñ er ſagt, daß noch dazu dieſes aus den allgemeinen Geſezen folgende Übel ſehr ſelten ſei. Er hat hiermit vielleicht nur ſo viel ſagen wollen, daß Gott ſolche allgemeine Geſeze gewählt habe, aus welchen in beſondern Fällen die wenigſten Übel entſtünden. Allein er drükt ſich auf eine ſehr ſonderbare Art aus; er ſagt (Br. 1. Z. 143.): th'exceptions are few, und an einem andern Orte: Nature lets it fall, das Übel nämlich. Ich werde dieſen Punkt in meinem dritten Abſchnitte berühren müßen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Achter Satz.

In der Welt kañ nicht die mindeſte Veränderung vorgehen, weche nicht eine Zerüttung in allen Weltgebäuden, aus welchen das Ganze beſteht, nach ſich ziehen ſollte.

Br. 1. Z. 233 — 236.

— — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void,
Where, one step broken, the great scales destroy'd.

Und Z. 239 — 242.

And if each System in gradation roll
Alike essential to th'amazing whole;
The least confusion but in one, not all
That System only, but the whole must fall.

Neunter Satz.

Das natürliche und moraliſche Böſe ſind Folgen aus den allgemeinen Geſetzen, die Gott öfters zum Beſten des Ganzen gelenkt, öfters auch lieber zugelaſſen hat, als daß er durch einen beſondern Willen ſeinem allgemeinen hätte zuwider handeln ſollen.

Br. 1. Z. 145 — 146.

If the great end be human happiness,
Then Nature *deviat's*, and can man do less?

Br. 4. Z. 112 — 113.

Or partial ill is universal good
— — — — or Nature lets it fall.

Br. 1. Z. 161 — 162.

— all subsists by elemental strife,
And Passions are the Elements of life.

Zehnter Saz.

Es iſt nicht alles um des Menſchen willen geſchaffen worden, ſondern der Menſch ſelbſt iſt vielleicht um eines andern Dinges willen da.

Br. 1. Z. 57.

— man, who here seems principal alone
Perhaps acts second to some sphere unknown.

Br. 3. Z. 24.

Made beast in aid of man, and man of beast.

Eilfter Saz.

Die Unwiſſenheit unſeres zukünftigen Zuſtandes iſt uns zu unſerem Beſten gegeben worden.

„Wer würde ohne ſie, ſagt der Dichter, ſein „Leben hier ertragen können? (Br. 1. Z. 76.)

Und ebendaſ. Z. 81.

Oh blindness of the future! kindly giv'n
That each etc.

„Anſtatt der Keñtniß des Zukünftigen aber, ſagt „Pope, hat uns der Himmel die Hofnung geſchenkt, „welche allein vermögend iſt, uns unſere lezten Au„genblike zu verſüßen.“

Zwölfter Saz.

Der Menſch kañ ſich, ohne ſeinen Nachtheil, keine ſchärfern Sinne wünſchen.

Die Stelle, worin er dieſes beweiſet, iſt zu lang, ſie hier abzuſchreiben. Sie ſtehet in dem erſten Briefe, und geht von der 185 Zeile bis zu der 198. Dieſer Saz aber, und die zwei vorhergehenden, ſind eigentlich nähere Beweiſe des fünften Sazes, und ſollen darthun, daß dem Menſchen wirklich ſolche Gaben und Fähigkeiten zu Theil worden, als ſich für ſeinen Stand am beſten ſchiken. Die Frage wäre alſo beantwortet, auf welche es, nach Popens Meinung, in dieſer Streitigkeit hauptſächlich ankömt.

If God has placed him (*man*) wrong?

Dreizehnter Saz.

Die Leidenſchaften des Menſchen, die nichts als verſchiedene Abänderungen der Eigenliebe ſind, ohne welche die Vernunft unwirkſam bleiben würde, ſind ihm zum Beſten gegeben worden.

Br. 2. Z. 83.

Modes of ſelf-love the Paſſions we may call.

Ebendaſ. Z. 44.

Self-love to urge, and Reason to reſtrain.

Und Br. 1. Z. 162.

Paſſions are the Elements of life.

Pope geſteht zwar, daß unzählig viel Schwachheiten und Fehler aus den Leidenſchaften entſtehen; allein auch dieſe gründen ſich auf ein allgemeines Geſez, welches dieſes iſt: daß ſie alle von einem wirklichen, oder einem anſcheinenden Gute in Bewegung geſezt werden ſollen. Gott aber habe (nach dem 9 Saze) alle Übel zulaſſen müßen, die aus den allgemeinen Geſezen erfolgten, weil er ſonſt die allgemeinen Geſeze durch einen beſondern Rathſchluß hätte aufheben müßen.

Br. 2. Z. 84.

Tis real good, or ſeeming, moves them all.

Schlußſaz.

Aus allen dieſen Säzen nun zuſammen glaubt Pope den Schluß ziehen zu können: daß alles gut ſei; que tout ce qui eſt, eſt bien. Ich drüke hier ſeinen Siñ in der Sprache ſeiner Überſezer aus. Allein iſt es wohl gut, ſich auf dieſe zu verlaſſen? Wie? weñ Pope nicht geſagt hätte, daß alles gut, ſondern nur, daß alles recht ſei? Wollte man wohl recht und gut für einerlei nehmen? Hier ſind ſeine Worte (Br. 1. Z. 286.):

— Whatever is, is *right.*

Man wird hoffentlich einem Dichter, wie Pope iſt, die Schande nicht anthun, und ſagen, daß er durch den Reim gezwungen worden, *right* hier anſtatt irgend eines andern Worts zu ſezen. We-

nigſtens war er in dem vierten Briefe (Z. 382.) wo er dieſen Ausſpruch wiederholt, des Reimzwangs überhoben, und es muß mit ernſtlichem Bedacht geſchehen ſein, daß er nicht *good* oder *well* geſagt hat. Und warum hat er es wohl nicht geſagt? Weil es offenbar mit ſeinen übrigen Gedanken würde geſtritten haben. Da er ſelbſt zugeſteht, daß die Natur manche Übel fallen laſſe; ſo koñte er wohl ſagen, daß dem ungeachtet alles recht ſei, aber unmöglich, daß alles gut ſei. Recht iſt alles, weil alles, und das Übel ſelbſt, in der Allgemeinheit der Geſeze, die der Gegenſtand des göttlichen Willens waren, gegründet iſt. Gut aber würde nur alsdeñ alles ſein, weñ dieſe allgemeinen Geſeze allezeit mit den göttlichen Abſichten übereinſtimten. Zwar geſtehe ich gern, daß auch das franzöſiſche *bien* weniger ſagt als *bon*, ja daß es faſt etwas anderes ſagt; deßgleichen auch, daß das deutſche gut, weñ es adverbialiter und nicht ſubſtantive gebraucht wird, oft etwas ausdrükt, was eigentlich nur recht iſt. Allein es iſt die Frage, ob man an dieſen feinen Unterſchied ſtets gedacht hat, ſo oft man das popiſche: es iſt alles gut, oder tout ce qui est, est bien, gehöret?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — Will man ſo gut ſein, und die vorgetragenen Säze für ein Syſtem gelten laſſen, ſo kañ ich es unterdeſſen recht wohl zufrieden ſein. Ich will wünſchen, daß es ſich in dem Verſtande des Leſers wenigſtens ſo lange aufrecht erhalten möge, bis ich es in dem dritten Abſchnitte, zum Theil mit den eigenen Waffen ſeines Urhebers, ſelbſt niederreiſſen kañ. Ich würde mich der Gefahr, ein ſo ſchwankendes Gebäude nur einen Augenblik vor ſich ſtehen zu laſſen, nicht ausſezen, weñ ich mich nicht nothwen-

dig zu dem zweiten von der Akademie vorgeſchriebenen Punkte vorher wenden müßte.

Zweiter Abſchnitt.

Vergleichung obiger Säze mit den leibnizischen Lehren.

Weñ ich der Akademie andere Abſichten zuſchreiben köñte, als man einer Geſellſchaft, die zum Aufnehmen der Wiſſenſchaften beſtiṁt iſt, zuſchreiben kañ; ſo würde ich fragen: ob man durch dieſe befohlene Vergleichung mehr die popiſchen Säze für philoſophiſch, oder mehr die leibniziſchen Säze für poetiſch habe erklären wollen?

Doch, wie geſagt, ich kañ meine Frage ſparen, und mich immer zu der Vergleichung ſelbſt wenden. Auf's höchſte möchte eine gar zu übertriebene Meinung von dem, mehr als menſchlichen, Geiſte des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Säze beibehalten, doch ohne ſie alle zu berühren. Verſchiedene ſtehen nur der Verbindung wegen da, und verſchiedene ſind allzu ſpeciell, und mehr moraliſch als metaphyſich. Beide Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollſtändig ſein.

Erſter Saz.

Gott muß von allen möglichen Syſtemen das beſte erſchaffen haben. Dieſes

ſagt Pope, und auch Leibniz hat ſich an mehr als einem Orte vollkommen ſo ausgedrükt. Was jeder beſonders dabei gedacht hat, muß aus dem Übrigen erhellen. Warburton aber hat völlig unrecht, weñ er dieſen Saz, unabhängig von den andern Säzen, nicht ſowohl für leibniziſch, als für platoniſch erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Concipient der akademiſchen Frage anſtatt des Sazes: alles iſt gut, nothwendig dieſen und keinen andern hätte wählen müßen, weñ er mit einigem Grunde ſagen wollte, daß ein Syſtem darin liegen könne, welches vielleicht nicht das leibniziſche, aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweiter Saz.

In dem beſten Syſtem muß alles zuſammenhangen. Was Pope unter dieſem Zuſammenhange verſtehe, hat man geſehen. Diejenige Beſchaffenheit der Welt nämlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von Nichts bis zur Gottheit mit Weſen angefüllt wären.

Leibniz hingegen ſezt dieſen Zuſammenhang darin, daß alles in der Welt, eines aus dem andern, verſtändlich erkläret werden kañ. Er ſiehet die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die theils neben einander exiſtiren, theils auf einander folgen. Dieſe verſchiedenen Dinge würden zuſammen kein Ganzes ausmachen, weñ ſie nicht alle, wie die Räder der Maſchine, mit einander vereiniget wären: das heißt, weñ ſich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären ließe, warum alle übrigen ſo, und nicht anders neben ihm ſind; und aus jedem vorhergehenden Zuſtande eines Dinges, warum dieſer oder jener darauf folgen wird. Dieſes muß ein unendlicher Verſtand völlig daraus begreifen können,

und der mindeſte Theil der Welt muß ihm ein Spiegel ſein, in welchem er alle übrigen Theile, die neben demſelben ſind, ſo wie alle Zuſtände, in welchen die Welt war oder je ſein wird, ſehen kañ.

Nirgends aber hat Leibniz geſagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der beſten Welt beſezt ſein müßten. Ich glaube auch nicht, daß er es hätte ſagen können. Deñ weñ er gleich mit Popen ſagen dürfte: die Schöpfung iſt voll; ſo müßte er dennoch einen ganz andern Siñ mit dieſen Worten verknüpfen, als Pope damit verknüpft hat. Mit Leibnizen zu reden, iſt die Schöpfung in der beſten Welt deßwegen allenthalben voll, weil allenthalben eines in dem andern gegründet iſt, und daher der Raum oder die Ordnung der neben einander exiſtirenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art iſt ſie auch der Zeit nach voll, weil die Zuſtände, die in derſelben auf einander folgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Urſachen in einander gegründet zu ſein. Etwas ganz anderes aber verſteht Pope unter ſeiner *full creation*, wie ſich aus der Verbindung ſeiner Worte ſchließen läßt.

Br. 1. Z. 235.

— — — On ſuperior pow'rs
Were we to preſs, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void.

Die Schöpfung nämlich iſt ihm nur deßwegen voll, weil alle Grade darin beſezt ſind.

Und dieſes iſt ein Beweis mehr, daß zwei verſchiedene Schriftſteller deßwegen noch nicht einerlei Meinung ſind, weil ſie ſich an gewiſſen Stellen mit einerlei Worten ausdrüken. Pope hatte einen

ganz andern Begrif von **leer** und **voll** in Anſehung der Schöpfung, als Leibniz; und daher koñten ſie beide ſagen: the creation is *full*, ohne weiter etwas unter ſich gemein zu haben, als die bloßen Worte.

Dritter Saz.

Aus dem Vorhergehenden ſchließt Pope a priori, daß nothwendig der Menſch in der Welt angetroffen werden müße, weil ſonſt die ihm gehörige Stelle unter den Weſen leer ſein würde.

Leibniz hingegen beweiſet das nothwendige Daſein des Menſchen a posteriori, und ſchließt, weil wirklich Menſchen vorhanden ſind, ſo müßen ſolche Weſen zur beſten Welt gehört haben.

Sechſter Saz.

Pope, wie man geſehen hat, ſcheinet mit dem Pater Malebranche in dieſem Saze einerlei Meinung gehabt zu haben. Er behauptet nämlich, Gott könne in der Welt blos deßwegen Böſes geſchehen laſſen, weil er ſeinen allgemeinen Willen nicht durch beſondere Rathſchlüſſe aufheben wolle. Nothwendig müßten alſo in der Welt Mängel anzutreffen ſein, die Gott, der beſten Welt unbeſchadet, hätte vermeiden können, weñ er ſeinen allgemeinen Willen in einigen Fällen durch einen beſondern Rathſchluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle anſehen, um zu erkennen, daß dieſes wirklich Popens Meinung geweſen ſei.

Br. 4. Z. 112.

Or partial ill is universal good
— — or Nature lets it fall.

Dieſes oder, oder zeigt genugſam, daß das Übel in dem zweiten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beitrage, ſondern daß es die Natur, oder die allgemeinen Geſeze fallen laſſen.

Allein was behauptet Leibniz von allem dieſen? — Leibniz behauptet, der allgemeine Rathſchluß Gottes entſtehe aus allen beſondern Rathſchlüſſen zuſammengenommen, und Gott könne, ohne der beſten Welt zum Nachtheile, kein Übel durch einen beſondern Rathſchluß aufheben. Deñ nach ihm hanget das Syſtem der Abſichten mit dem Syſtem der wirkenden Urſachen ſo genau zuſammen, daß man dieſes als eine Folge aus dem erſtern anſehen kañ. Man kañ alſo nicht ſagen, daß aus den allgemeinen Geſezen der Natur, das iſt, aus dem Syſtem der wirkenden Urſachen etwas erfolge, das mit den göttlichen Abſichten nicht übereinſtim̃t; deñ blos aus der beſten Verknüpfung der beſondern Abſichten ſind die allgemein wirkenden Urſachen und das allerweiſeſte Ganze entſtanden. (Man ſehe hievon die Theodicee, §. 204. 206.)

Und hieraus nun erhellet, daß Pope und Leibniz nicht einmal in dem Begriffe der beſten Welt einig ſein können. Leibniz ſagt: „Wo verſchiedene „Regeln der Vollkommenheit zuſammengeſezt werden „ſollen, ein Ganzes auszumachen: da müßen noth„wendig einige derſelben wider einander ſtoßen, und „durch dieſes Zuſammenſtoßen müßen entweder Wi„derſprüche entſtehen, oder von der einen Seite „Ausnahmen erfolgen.“ Die beſte Welt iſt alſo nach ihm diejenige, in welcher die wenigſten Ausnah-

men, und dieſe wenigen Ausnahmen noch darzu von den am wenigſten wichtigen Regeln geſchehen. Daher nun entſtehen zwar die moraliſchen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beſchweren; allein ſie entſtehen vermöge einer höhern Ordnung, die dieſe Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Übel in der Welt weniger entſtehen laſſen, ſo würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommenheit zuwider gehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geſchehen ſollte.

Pope hingegen und Malebranche räumen es ein, daß Gott, der beſten Welt unbeſchadet, einige Übel daraus hätte weglaſſen können, ohne etwas merkliches in derſelben zu verändern. Allein dem ungeachtet habe er die Allgemeinheit der Geſeze, aus welchen dieſe Übel fließen, lieber gewollt, und wolle ſie auch noch lieber, ohne dieſen ſeinen Entſchluß jemals, um eines Lieblings willen, zu ändern.

Achter Saz.

Ferner, wie wir geſehen haben, behauptet Pope, die mindeſte Veränderung in der Welt erſtreke ſich auf die ganze Natur, weil ein jedes Weſen, das zu einer größern Vollkommenheit gelange, eine Lüke hinter ſich laſſen müße, und dieſe Lüke müße entweder leer bleiben, welches den ganzen Zuſammenhang aufheben würde; oder die untern Weſen müßten heranrüken, welches durch die ganze Schöpfung nichts anderes, als eine Zerrüttung verurſachen könne.

Leibniz weiß von keiner ſolchen Lüke, wie ſie

Pope annim̄t, weil er keine allmählige Degradation der Weſen behauptet. Eine Lüke in der Natur kan̄, nach ſeiner Meinung, nirgend anders werden, als wo die Weſen in einander gegründet zu ſein aufhören; den̄ da wird die Ordnung unterbrochen, oder, welches eben ſo viel iſt, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet Leibniz in einem weit ſtrengern Verſtande als Pope, daß die mindeſte Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze habe, und zwar weil ein jedes Weſen ein Spiegel aller übrigen Weſen, und ein jeder Zuſtand der Inbegrif aller Zuſtände iſt. Wen̄ alſo der kleinſte Theil der Schöpfung anders, oder in einen andern Zuſtand verſezt wird, ſo muß ſich dieſe Veränderung durch alle Weſen zeigen; eben wie in einer Uhr alles, ſowohl dem Raume als der Zeit nach, anders wird, ſobald das Mindeſte von einem Rädchen abgefeilet wird.

Neunter Saz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen, nach Popens Syſtem, *entweder* zum Beſten des Ganzen, (worunter man zugleich die Verhütung einer größern Unvollkommenheit mit begreift,) oder weil keine allgemeinen Geſeze den göttlichen Abſichten in allen beſondern Fällen haben genug thun können.

Nach Leibnizens Meinung hingegen müßen nothwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde ſonſt ganz gewiß ihr Auſſenbleiben aus den allgemeinen Geſezen erfolgt ſein. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Geſeze nicht willkürlich, ſondern ſo angenommen, wie ſie aus der weiſen

Verbindung ſeiner beſondern Abſichten, oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit, entſtehen müßen. Wo eine Unvollkommenheit iſt, da muß eine Ausnahme unvermeidlich geweſen ſein. Keine Ausnahme aber kañ ſtatt finden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit mit einander ſtreiten; und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geſchehen ſein, das iſt, ſie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen.

Wird es wohl nöthig ſein, noch mehrere Unterſchiede zwiſchen den popiſchen Säzen und leibnizischen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was ſollten es für mehrere Unterſchiede ſein? In den beſondern moraliſchen Säzen, weiß man wohl, kommen alle Weltweiſen überein, ſo verſchieden auch ihre Grundſäze ſind. Der übereinklingende Ausdruk der erſtern muß uns nie verleiten, auch die leztern für einerlei zu halten; deñ ſonſt würde es ſehr leicht ſein, jeden andern, der irgend einmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, ebenſowohl als Popen, zum Leibnizianer zu machen.

Verdient nun aber Pope dieſe Benennung durchaus nicht: ſo wird auch nothwendig die Prüfung ſeiner Säze etwas ganz anderes als eine Beſtreitung des leibniziſchen Syſtems von der beſten Welt ſein. Die Gottſchede ſagen, ſie werde daher auch etwas ganz anderes ſein, als die Akademie gewünſcht habe, daß ſie werden möchte. Doch, was geht es mich an, was die Gottſchede ſagen; ich werde ſie dem ungeachtet unternehmen.

Dritter Abſchnitt.

Prüfung der popiſchen Säze.

Ich habe oben geſagt, Pope, als ein wahrer Dichter, müße mehr darauf bedacht geweſen ſein, das ſiñlich Schöne aus allen Syſtemen zuſammenzuſuchen, und ſein Gedicht damit auszuſchmüken, als ſich ſelbſt ein eigenes Syſtem zu machen, oder ſich an ein ſchon gemachtes einzig und allein zu halten. Und daß er jenes wirklich gethan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in ſeinen Briefen, die ſich mit ſeinen obigen Säzen auf keinerlei Weiſe verbinden laſſen, und deren einige ſogar ihnen ſchnurſtraks zuwiderlaufen.

Ich will dieſe Stellen bemerken, indem ich die Säze ſelbſt nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweiter Saz.

Durch welche Gründe kañ Pope beweiſen, daß die Kette der Dinge in der beſten Welt nach einer allmähligen Degradation der Vollkommenheit geordnet ſein müße? Man werfe die Augen auf die vor uns ſichtbare Welt! Iſt Popens Saz gegründet: ſo kañ unſere Welt unmöglich die beſte ſein. In ihr ſind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Urſachen, keinesweges aber nach einer allmähligen Degradation, neben einander. Weiſe und Thoren, Thiere und Bäume, Inſecten und Steine ſind in der Welt wunderbar durch ein-

ander gemiſcht, und man müßte die Glieder aus den entlegenſten Theilen der Welt zuſammenklauben, weñ man eine ſolche Kette bilden wollte, die allmählig vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige alſo, was Pope den Zuſammenhang neñt, findet in unſerer Welt nicht ſtatt, und dennoch iſt ſie die beſte, dennoch kañ in ihr keine Lüke getroffen werden. Warum dieſes? Wird man hier nicht augenſcheinlich auf das leibniziſche Syſtem geleitet, daß nämlich, vermöge der göttlichen Weisheit, alle Weſen in der beſten Welt in einander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Urſachen neben einander geordnet ſein müßen?

Dritter Saz.

Und nun fällt der Schluß von dieſer eingebildeten Kette der Dinge auf die unvermeidliche Exiſtenz eines ſolchen Ranges, als der Menſch bekleidet, von ſich ſelbſt weg. Deñ, was war es nöthig, zur Erfüllung der Reihe von Leben und Empfindung, dieſen Rang wirklich werden zu laſſen, da doch ohnedem die Glieder derſelben in dem unendlichen Raume zerſtreut liegen, und nimmermehr in der allmähligen Degradation neben einander ſtehen?

Sechſter Saz.

Hier kömt es, wo ſich Pope ſelbſt widerſpricht! — Nach ſeiner Meinung, wie wir oben dargethan haben, müßten aus den allgemeinen Geſezen manche beſondere Begebenheiten erfolgen, die zur Vollkommenheit des Ganzen

nichts beitragen, und nur deßwegen zugelaſſen werden, weil Gott, eines Lieblings halber, ſeinen allgemeinen Willen nicht ändert.

Or partial ill is universal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

So ſagt er in dem vierten Briefe. Nur manche Übel alſo, die in der Welt zugelaſſen worden, ſind nach ihm allgemein gut; manche aber, die ebenſowohl zugelaſſen worden, ſind es nicht. Sind ſie es aber, nach ſeinem eigenen Bekeñtniſſe, nicht, wie hat er am Ende des erſten Briefes gleichwohl ſo zuverſichtlich ſagen können:

All discord, harmony not understood:
All partial evil, universal good — ?

Wie verträgt ſich dieſes entſcheidende *all*, mit dem obigen *or, or?* Kañ man ſich einen handgreiflichern Widerſpruch einbilden?

Doch wir wollen weiter unterſuchen, wie er ſich gegen das Syſtem, welches ich für ihn habe aufrichten wollen, verhält. Man ſehe einmal nach, was er zu der angezogenen Stelle aus dem erſten Briefe:

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by gen'ral Laws

unmittelbar hinzuſezt:

Th' Exceptions few.

Der Ausnahmen ſind wenig? Was ſind das für Ausnahmen? Warum hat deñ Gott auch von dieſen allgemeinen Regeln, die ihm allenthalben zur Richtſchnur gedient, Ausnahmen gemacht?

Eines Lieblings wegen hat er ſie nicht gemacht; (Br. 4. Z. 119.) auch zur Vermeidung einer Unvollkommenheit nicht; deñ ſonſt hätte er nicht die geringſte Unvollkommenheit zulaſſen ſollen. Er hat nur wenige Ausnahmen gemacht? Warum nur wenige? — Gar keine, oder ſo viel als nöthig waren.

Man köñte ſagen: Pope verſtehe unter dem Worte *Exceptions* ſolche Begebenheiten, die nicht mit den göttlichen Abſichten übereinſtimmen, und dennoch aus den allgemeinen Geſezen fließen. Dieſer gibt es wenige in der Welt; deñ Gott hat ſolche allgemeine Geſeze erwählt, die in den meiſten beſondern Fällen mit ſeinen Abſichten übereinſtimmen. — Gut! Aber alsdañ müßte ſich das Wort *Exceptions* nicht auf *general Laws* beziehen. Von Seiten der allgemeinen Geſeze hat Gott nicht die geringſten Ausnahmen gemacht, ſondern alle Ausnahmen betreffen die Übereinſtimmung der allgemeinen Geſeze mit den göttlichen Abſichten. Nun überſehe man des Dichters Worte:

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by gen'ral Laws;
Th' Exceptions few etc.

Bezieht ſich hier das Wort *Exceptions* irgend auf etwas anderes, als auf *general Laws?* O! Ich will lieber zugeben, Pope habe ſich in einem einzigen Gedichte hundertmal metaphyſiſch widerſprochen, als daß ihm ein ſchlecht verbundener und verſtümmelter Vers entwiſcht wäre, wie dieſer ſein würde, weñ ſich *th' Exceptions few* nicht auf die allgemeinen Geſeze, von welchem er gleich vorher ſpricht, ſondern auf die göttlichen Abſichten beziehen ſollten, deren er hier gar nicht gedenkt.

Nein! Ganz gewiß hat er ſich hier wiederum alle Übel als Ausnahmen aus den allgemeinen Geſezen eingebildet, und folglich das malebranchiſche Syſtem unvermuthet verworfen, das er ſonſt durchgehends angenommen haben muß, weñ er irgend eines angenommen hat.

Achter Saz.

Was Pope in dieſem Saze behauptet, daß nämlich keine Veränderung in der Welt vorgehen könne, ohne daß ſich die Wirkung davon in dem Ganzen äuſſere, kañ aus andern Gründen hinlänglich dargethan werden, als aus den ſeinigen, welche hier ganz und gar nichts beweiſen. „Weñ wir, ſagt er, „die obern Kräfte verdrängen wollen, ſo müßen „die untern an unſere Stelle rüken, oder es bleibt „eine Lüke in der vollen Schöpfung.“ Iſt es noch nöthig, dieſen Schluß zu widerlegen, nachdem man geſehen, daß in der Welt nicht alles ſo ſtufenweiſe hinaufſteigt, wie Pope annimt, ſondern daß vollkommene und unvollkommene Weſen, ohne dieſe eingebildete Ordnung, durch einander vermengt ſind? Eben ſo wenig werde ich die zweite Stelle zu widerlegen nöthig haben, die oben zur Beſtätigung dieſes achten Sazes angeführt worden. Pope beziehst ſich immer auf ſeine allmählige Degradation, die nur in ſeiner poetiſchen Welt die Wirklichkeit erlangt, in unſerer aber gar nicht ſtatt gefunden hat.

Neunter Saz.

In dieſem Saze ſind oben zwei Urſachen des Übels in der Welt, nach Popens Meinung, angeführt worden; eine dritte Urſache aber, die der

Dichter gleichfalls angibt, habe ich weggelaſſen, weil ich ſie nicht begreifen koñte. Hier iſt die Stelle aus dem vierten Briefe ganz:

Or partial ill is universal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

Die Worte: *Nature lets it fall*, habe ich ſo erklärt, als ob ſie eben das ſagten, was der Dichter mit den Worten: *Nature deviates*, ſagen will. Dieſe nämlich, weñ ſie einen verſtändlichen Siñ haben ſollen, können nichts anderes bedeuten, als, daß die Natur, vermöge der allgemeinen Geſeze, die ihr Gott vorgeſchrieben, manches hervorbringe, was den göttlichen Abſichten zuwider ſei, und nur deßwegen von ihr zugelaſſen werde, weil er ſeinen allgemeinen Entſchluß nicht ändern wolle.

If the great end be human happiness,
Then Nature deviat's, and can man do less?

D. i. „Weñ die Glükſeligkeit des Menſchen „der große Zwek iſt, und die Natur abweicht ꝛc." Eben dieſen Gedanken nun, glaub' ich, hat Pope durch: Nature lets it fall, die Natur läßt es fallen, ausdrüken wollen. Die Natur bringt manche Übel als Folgen aus den allgemeinen mechaniſchen Geſezen hervor, ohne das die göttliche Abſicht eigentlich darauf gerichtet geweſen.

Allein was für einen Siñ verknüpfen wir mit den Worten: Or change admits, oder die Abwechslung läßt es zu? Kañ nach Popens Syſtem — weñ man es noch ein Syſtem nennen will — etwas anderes die göttliche Weisheit entſchuldigen, daß ſie Böſes in der Welt zugelaſſen, als die Vollkommenheit des Ganzen, welches den beſondern Theilen vorzuziehen geweſen, oder die Allgemeinheit der Geſeze, die Gott nicht hat ſtören wollen? Was

für eine dritte Entſchuldigung ſoll uns die Abwechslung oder die Veränderung darbieten?

Ich denke hierbei nichts; und ich möchte um ſo viel lieber wiſſen, was diejenigen dabei denken, die ſich dem ungeachtet ein popiſches Syſtem nicht wollen ausreden laſſen. Vielleicht ſagen ſie, eben dieſe leztere Stelle beweiſe, daß ich das wahre Syſtem des Dichters verfehlt habe, und daß es ein ganz anderes ſei, aus welchem man ſie erklären müße. Welches aber ſoll es ſein? Wenigſtens muß es ein ganz neues ſein, das noch in keines Menſchen Gedanken gekommen; indem allen andern bekañten Syſtemen von dieſer Materie hier und da in den Briefen ebenſowohl widerſprochen wird.

Zum Beweiſe berufe ich mich auf eine Stelle, die in dem erſten Briefe anzutreffen iſt, und die eben ſo wenig mit unſerm vorgegebenen popiſchen Syſteme, als mit irgend einem andern, beſtehen kañ. Es iſt folgende:

Z. 259. u. folg.

All are but parts of one stupendous whole,
Whose body Nature is, and God the soul;
That, chang'd thro' all, and yet in all the same.
Lives thro' all life, extends thro' all extent,
Spreads undivided — — —
He fills, he bounds, connects, and equals all.

D. i. „Alle Dinge ſind Theile eines erſtaunli„chen Ganzen, wovon die Natur der Körper, und „Gott die Seele iſt. Er iſt in allen Dingen ver„ändert, und doch allenthalben ebenderſelbe — — „Er lebt in allem, was lebt; er dehnt ſich aus „durch alle Ausdehnung, und verbreitet ſich, oh„ne ſich zu zertheilen. — — Er erfüllt, umſchränkt „und verknüpft alles, und macht alles gleich.“ Ich bin weit davon entfernt, Popen hier gottloſe

Meinungen aufbürden zu wollen. Ich nehme vielmehr alles willig an, was Warburton zu deſſen Vertheidigung wider den Herrn Crouſaz geſagt hat, welcher behaupten wollte, der Dichter habe dieſe Stelle aus des Spinoza irrigem Lehrgebäude entlehnt. Durchgehends kañ ſie unmöglich mit Spinozens Lehren beſtehen. Die Worte:

Whoſe body Nature is, and God the ſoul.

„Wovon die Natur der Körper, und Gott die „Seele iſt —“ würde Spinoza nimmermehr haben ſagen können; deñ der Ausdruk, Seele und Körper, ſcheinet doch wenigſtens anzudeuten, daß Gott und die Natur zwei verſchiedene Weſen ſind. Wie wenig war dieſes die Meinung des Spinoza! Es hat aber andere irrige Weltweiſen gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinoziſmo eben ſo weit abſtehen, als von der Wahrheit. Sollte ihnen alſo Pope dieſe ſeltnen Redensarten abgeborgt haben, wie ſteht es um die Worte: Extends thro’ all extent; *Er dehnt ſich aus durch alle Ausdehnung*? Wird dieſe Lehre einem andern als Spinozen zugehören? Wer hat ſonſt die Ausdehnung der Natur für eine Eigenſchaft Gottes gehalten, als dieſer berufene Irrgläubige? Jedoch, wie geſagt, es ſtehet nicht zu glauben, daß Pope eben in dieſen Briefen ein gefährliches Syſtem habe auskramen wollen. Er hat vielmehr — und dieſes iſt es, was ich bereits oben, gleichſam a priori, aus dem, was ein Dichter in ſolchen Fällen thun muß, erwieſen habe, — blos die ſchönſten und ſiñlichſten Ausdrüke von jedem Syſtem geborgt, ohne ſich um ihre Richtigkeit zu bekümmern. Und daher hat er auch kein Bedenken getragen, die Allgegenwart Gottes, theils in der Sprache der Spinoziſten, theils in der Sprache der-

jenigen, die Gott für die Seele der Welt halten, auszudrüken, weil ſie in den gemeinen rechtgläubigen Ausdrüken allzu idealiſch und allzu weit von dem Siñlichen entfernt iſt. Eben ſo, wie ſich Thomſon in ſeiner Hymne über die vier Jahreszeiten nicht geſcheuet hat, zu ſagen: These as the changes — are but the varied God. Ein ſehr kühner Ausdruk, den aber kein vernünftiger Kunſtrichter tadeln kañ.

Hätte ſich Pope ein eigenes Syſtem abſtrahirt gehabt, ſo würde er ganz gewiß, um es in dem überzeugendſten Zuſammenhange vorzutragen, allen Vorrechten eines Dichters dabei entſagt haben. Da er dieſes aber nicht gethan hat, ſo iſt es ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werk gegangen, als ich mir vorſtelle, daß es die meiſten Dichter thun. Er hat dieſen und jenen Schriftſteller über ſeine Materie vorher geleſen, und, ohne ſie nach eigenen Grundſäzen zu unterſuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er geglaubt, daß es ſich am beſten in wohlklingende Verſe zuſammenreimen laſſe. Ich glaube ihm ſogar, in Anſehung ſeiner Quellen, auf die Spur gekommen zu ſein, wobei ich einige andere hiſtoriſch kritiſche Anmerkungen gemacht habe, welchen ich folgenden Anhang widme.

Anhang.

Warburton, wie bekañt, unternahm die Vertheidigung unſeres Dichters wider die Beſchuldigungen des Crouſaz. Die Briefe, die er in dieſer Abſicht ſchrieb, erhielten Popens vollkommenſten Beifall. „Sie haben mir,“ ſagt dieſer in einem Briefe an ſeinen Retter, „allzu viel Gerechtigkeit „widerfahren laſſen; ſo ſeltſam dieſes auch klingen „mag. Sie haben mein Syſtem ſo deutlich gemacht, als ich es hätte machen ſollen, und nicht „gekoñt habe.“ — Man ſehe die ganze Stelle unten in der Note,[1]) aus welcher ich nur noch die Worte anführe: „Sie verſtehen mich vollkommen „ſo wohl, als ich mich ſelbſt verſtehe; allein Sie „drüken mich beſſer aus, als ich mich habe ausdrüken „können.“

Was ſagt nun deñ aber dieſer Mañ, welcher die Meinung des Dichters, nach des Dichters eigenem Geſtändniſſe, ſo vollkommen eingeſehen hat, von dem

1) I can only say, you do him (Crousaz) too much honour and me too much right, so odd as the expression seems, for you have made my system as clear, as I ought to have done, and could not. It is indeed the same system as mine, but illustrated with a ray of your own, as they say our natural body is the same still when it is glorified. I am sure I like it better, than I did before, and so will every man else. I know I meant just what you explain, but I did not explain my own meaning so well as you. You unterstand me as well, as I do myself, but you express me better, than I could express myself. In einem Briefe an Warburton vom 11 April 1739.

Syſteme ſeines Helden? Er ſagt: Pope ſei durchaus nicht dem Herrn von Leibniz, ſondern dem Plato gefolgt, weñ er behauptet, Gott habe von allen möglichen Welten die beſte wirklich werden laſſen.

Plato alſo wäre die erſte Quelle unſeres Dichters! — Wir wollen ſehen. — Doch Plato war auch eine Quelle für Leibnizen. Und Pope köñte alſo doch wohl noch ein Leibnizianer ſein, indem er ein Platoniker iſt. Hierauf aber ſagt Warburton: „Nein! deñ Pope hat die platoniſchen Lehren in „der gehörigen Einſchränkung angenommen, die „Leibniz auf eine gewaltſame Art ausgedehnt. „Plato ſagte: Gott hat die beſte Welt er„wählt. Der Herr von Leibniz aber: Gott hat „nicht anders können, als die beſte wäh„len.“

Der Unterſchied zwiſchen dieſen zwei Säzen ſoll in dem Vermögen liegen, unter zwei gleich ähnlichen und guten Dingen eines dem andern vorzuziehen; und dieſes Vermögen habe Plato Gott gelaſſen, Leibniz aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweiſen, was man ſchon unzähligemal bewieſen hat, daß dieſes Vermögen eine leere Grille ſei. Ich will nicht anführen, daß ſie auch Plato dafür müße erkañt haben, weil er bei jeder freien Wahl Bewegungsgründe zugeſteht; wie Leibniz bereits angemerkt hat. (Theodicee, 1 Abtheil. §. 45.) Ich will nicht darauf dringen, daß folglich der Unterſchied ſelbſt wegfalle; ſondern ich will ihn ſchlechterdings ſo annehmen, wie ihn Warburton angegeben hat.

Plato mag alſo gelehrt haben: Gott habe die Welt gewählt, ob er gleich eine andere vielleicht eben ſo gute Welt hätte wählen können; und Leibniz mag geſezt haben: Gott habe nicht anders können, als die beſte wählen. Was ſagt deñ Pope? Drükt er

ſich auf die erſte oder auf die andere Art aus? Man leſe doch:

> Of ſystems possible, if 'tis confest,
> That Wisdom infinite *must* form the best etc.

„Weñ es ausgemacht iſt, daß die unendliche „Weisheit von allen möglichen Syſtemen das beſte „wählen muß ꝛc." — Daß ſie muß? Wie iſt es möglich, daß Warburton dieſen Ausdruk überſehen hat? Heißt dieſes mit dem Plato reden, weñ Plato anders, wie Warburton will, eine ohne alle Bewegungsgründe wirkende Freiheit in Gott angenommen hat?

Genug von dem Plato, den Pope folglich gleich bei dem erſten Schritte verlaſſen zu haben ſelbſt glauben mußte! Ich komme zu der zweiten Quelle, die Warburton dem Dichter gibt; und dieſe iſt der Lord Shaftesbury, von welchem er ſagt, daß er den platoniſchen Saz angenommen und in ein deutlicheres Licht geſezt habe. In wie weit dieſes geſchehen ſei, und welches das verbeſſerte Syſtem dieſes Lords ſei, will die Akademie jezt nicht wiſſen. Ich will alſo hier nur ſo viel anführen, daß Pope den Shaftesbury zwar offenbar geleſen und gebraucht hat, daß er ihn aber ungleich beſſer würde gebraucht haben, weñ er ihn gehörig verſtanden hätte.

Daß er ihn wirklich gebraucht habe, kōnte ich aus mehr als einer Stelle der Rhapſodie des Shaftesbury beweiſen, welche Pope ſeinen Briefen eingeſchaltet hat, ohne faſt von dem Seinigen etwas mehr, als das Silbenmaß und die Reime, hinzuzuthun. Statt aller aber, will ich nur dieſe einzige anführen. Shaftesbury läßt den Philokles dem Palemon, welcher das phyſiſche Übel zwar entſchuldigen will, gegen das moraliſche aber unverſöhnlich iſt, antworten: The very Storms and Tempests had

their Beauty in your account, those alone excepted, which arose in human Breast. „Selbſt die Stürme „und Ungewitter haben, Ihrem Bedünken nach, „ihre Schönheit, nur diejenigen nicht, die in der „menſchlichen Bruſt aufſteigen.“ Iſt dieſes nicht eben das, was Pope ſagt:

> If plagues or earthquakes break not heav'n's design
> Why then a Borgia, or a Catiline?

Doch Pope muß den Shaftesbury nicht verſtanden haben, oder er würde ihn ganz anders gebraucht haben. Dieſer freie Weltweiſe war in die Materie weit tiefer eingedrungen, und drükte ſich weit vorſichtiger aus, als der immer wankende Dichter. Hätte ihm Pope gefolgt, ſo würden ſeine Gedanken einem Syſtem ungleich ähnlicher ſehen; er würde der Wahrheit und Leibnizen ungleich näher gekommen ſein. Shaftesbury zum Exempel ſagt: „Man hat „auf vielerlei Art zeigen wollen, warum die Na„tur irre, und wie ſie mit ſo vielem Unvermögen „und Fehlern von einer Hand köm̄t, die nicht „irren kan̄. Aber ich läugne, daß ſie irrt ꝛc.“ Pope hingegen behauptet: Die Natur weicht ab. — Ferner ſagt unſer Lord: „Die Natur iſt in „ihren Wirkungen ſich immer gleich; ſie wirkt nie „auf eine verkehrte oder irrige Weiſe; nie kraftlos „oder nachläßig; ſondern ſie wird nur durch eine „höhere Nebenbuhlerin und durch die ſtärkere Kraft „einer andern Natur überwältiget.“ 1) Leibniz

1) Much is alledg'd in answer, to shew why Nature errs, and how she came thus impotent and erring from an unerring hand. But I deny she errs. — — Nature still working as before, and not perversly or oerroenusly; not faintly or with feeble endeavours;

ſelbſt würde den Streit der Regeln einer zuſammengeſezten Vollkommenheit nicht beſſer haben ausdrüken können. Aber was weiß Pope hievon, der dem Shaftesbury gleichwohl ſoll gefolgt ſein? Auch ſagt dieſer: „Vielmehr bewundern wir eben wegen dieſer „Ordnung der untern und obern Weſen die Schönheit „der Welt, die auf ſich einander entgegenſtehende „Dinge gegründet iſt, weil aus ſolchen mannigfalti„gen und widerwärtigen Grundurſachen eine allgemei„ne Zuſammenſtimmung entſpringt.“ 1) Die Worte: mannigfaltige und widerwärtige Grundurſachen, bedeuten hier abermals die Regeln der Ordnung, die oft neben einander nicht beſtehen können; und hätte Pope davon einen Begrif gehabt, ſo würde er ſich weniger auf die Seite des Malebranche geneigt haben. Deßgleichen von der Ordnung hat Shaftesbury einen vollkommenen richtigen Begrif, den Pope, wie wir geſehen, nicht hatte. Er neñt ſie a Coherence or Sympathizing of Things; und unmittelbar darauf a Consent and Correspondence in all. Dieſer Zuſammenhang, dieſes Sympathiſiren, dieſe Übereinſtimmung iſt ganz etwas anderes, als des Dichters eingebildete Staffelordnung, welche man höchſtens nur für poetiſch ſchön erkennen kañ.

Überhaupt muß ich geſtehen, daß mir Shaftesbury ſehr oft ſo glüklich mit Leibnizen übereinzuſtimmen ſcheinet, daß ich mich wundere, warum

but o'erpower'd by a superior Rival, and by another Nature's justly conquering Force. Rhapsody Part. 2. Sect. 3.

1) Tis on the contrary, from this Order of inferior and superior Things, that we admire the World's Beauty, founded thus on Contrarieties: whilst from such various and disagreeing Principles an universal Concord is established. Ebendaſ.

man nicht längſt beider Weltweisheit mit einander verglichen. Ich wundere mich ſogar, warum nicht ſelbſt die Akademie lieber das Syſtem des Shaftesbury, als das Syſtem des Pope zu unterſuchen, und gegen das leibniziſche zu halten, aufgegeben. Sie würde alsdañ doch wenigſtens Weltweiſen gegen Weltweiſen, und Gründlichkeit gegen Gründlichkeit geſtellt haben, anſtatt daß ſie den Dichter mit dem Philoſophen, und das Siñliche mit dem Abſtracten in ein ungleiches Gefecht verwikelt hat. Ja auch für die würde bei dem Shaftesbury mehr zu gewinnen geweſen ſein, als bei dem Pope, welche Leibnizen gern, vermittelſt irgend einer Parallele mit einem andern berühmten Manne, erniedrigen möchten. Das Werk des Shaftesbury: The Moralists, a philosophical Rhapsody, war bereits im Jahr 1709 herausgekommen; des Leibniz Theodicee hingegen trat erſt gegen das Ende des Jahrs 1710 an das Licht. Aus dieſem Umſtande, ſollte ich meinen, wäre etwas zu machen geweſen. Ein Philoſoph, ein engliſcher Philoſoph, welcher Dinge gedacht hat, die Leibniz erſt ein ganzes Jahr nachher gedacht zu haben zeiget, ſollte dieſer von dem leztern nicht ein wenig ſein geplündert worden. Ich bitte die Akademie es überlegen zu laſſen!

Und alſo hat Pope auch aus dem Shaftesbury die wenigſten ſeiner metaphyſiſchen Larven entlehnt. Wo mag er ſie wohl ſonſt her haben? Wo mag er beſonders die her haben, die eine leibniziſche Mine machen? Ich verſtehe diejenigen Säze, die mit den Worten: mögliche Syſteme, und dergleichen ausgedrükt ſind. Die Anweiſung Warburtons verläßt mich hier; ich glaube aber gleichwohl etwas entdekt zu haben.

Man erinnere ſich desjenigen Buchs de Origine

mali, über welches Leibniz Anmerkungen gemacht hat, die man gleich hinter ſeiner Theodicee findet. Er urtheilet davon, der Verfaſſer deſſelben ſtimme, in der einen Hälfte der Materie, von dem Übel überhaupt, und dem phyſiſchen Übel insbeſondere, ſehr wohl mit ihm überein, und gehe nur in der andern Hälfte, vom moraliſchen Übel, von ihm ab. Es war dieſer Verfaſſer der Herr W. King, nachheriger Erzbiſchof von Dublin. Er war ein Engländer, und ſein Werk war ſchon im Jahr 1702 herausgekommen.

Aus dieſem nun, behaupte ich, hat ſich unſer Dichter ungemein bereichert; und zwar ſo, daß er nicht ſelten ganze Stellen aus dem Lateiniſchen überſezt, und ſie blos mit poetiſchen Blümchen durchwirkt hat. Ich will blos die vornehmſten derſelben zum Beweiſe herſezen, und die Vergleichung den Leſern, welche beider Sprachen mächtig ſind, ſelbſt überlaſſen.

1.

King. c. 3. p. m. 56 *ed. Brem.*

Credendum vero est, praesens mundi systema optimum fuisse, quod fieri potuit, habito respectu ad Dei mentem in eo fabricando.

Pope. Ep. 1. *v.* 43. — 44.

Of systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best.

2.

King. p. m. 58.

Oportet igitur multos perfectionum gradus, forte infinitos, dari in opificiis divinis.

Pope. Ep. 1. *v.* 46 — 47.

Where all must fall or not coherent be,
And all that rises, rise in due degree etc.

3.

King. p. m. 72.

Opus erat in systemate mundi globo materiae solidae, qualis est terra, et eam quasi rotae vicem habere credimus in magno hoc automato.

Pope. Ep. 1. *v.* 56. *etc.*

So man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown,
Touches some wheel, or verges to some pole
Tis but a part we see, and not the whole.

4.

King. p. m. 89.

— Quaedam ejusmodi facienda erant, cum locus his in opificio Dei restabat, factis tot aliis, quot conveniebat. At optes alium tibi locum et sortem cessisse; fortasse. Sed si tu alterius locum occupasses, ille alter aut alius aliquis in tui locum sufficiendus erat, qui similiter providentiae divinae ingratus, locum illum, quem jam occupasti, optaret. Scias igitur necessarium fuisse, ut aut sis, quod es, aut nullus. Occupatis enim ab aliis omni alio loco et statu, quem systema aut natura rerum ferebat, aut is, quem habeas, te implendus, aut exulare te a rerum natura necesse est. An expectes enim, dejecto alio a statu suo, te ejus loco suffectum iri?

Id est, ut aliorum injuria munificentiam peculiarem et exsortem tibi Deus exhiberent. Suspicienda ergo est divina bonitas, non culpanda, qua ut sis, quod es, factum est. Nec alius nec melior fieri potuisti sine aliorum aut totius damno.

Den ganzen Inhalt dieſer Worte wird man in dem erſten Briefe des Pope wieder finden; beſonders gegen die 157 und 233 Zeile. Die Stellen ſelbſt ſind zu lang, ſie ganz herzuſezen; und zum Theil ſind ſie auch bereits oben angeführt worden, wo von dem popiſchen Begriffe der Ordnung, und der nothwendigen Stelle, die der Menſch in der Reihe der Dinge erhalten müßen, die Rede war.

Was kañ man nun zu ſo offenbaren Beweiſen, daß Pope den metaphyſiſchen Theil ſeiner Materie mehr zuſammengeborgt, als gedacht habe, ſagen? Und was wird man vollends ſagen, weñ ich ſogar zeige, daß er ſich ſelbſt nichts beſſer bewußt zu ſein ſcheinet? — Man höre alſo, was er in einem Briefe an ſeinen Freund den D. Swift ſchreibt. Pope hatte ſeinen Verſuch über den Menſchen, ohne ſeinen Namen drukken laſſen, und er kam Swiften in die Hände, ehe ihm Pope davon Nachricht geben koñte. Swift las das Werk; allein er erkañte ſeinen Freund darin nicht. Hierüber nun wundert ſich Pope und ſchreibt: „Ich ſollte „meinen, ob Sie mich gleich in dem erſten dieſer „Verſuche aus dem Geſichte verloren, daß Sie „mich doch in dem zweiten würden erkañt haben.“ 1) Heißt dieſes nicht ungefähr: ob Sie mir gleich die metaphyſiſche Tiefſinnigkeit, die aus dem erſten

1) I fancy, tho' you lost sight of me in the first of those Essays, you saw me in the second.

Briefe hervorzuleuchten ſcheinet, nicht zutrauen dürfen; ſo hätten Sie doch wohl in den übrigen Briefen, wo die Materie leichter und des poetiſchen Puzes fähiger wird, meine Art zu denken erkennen ſollen? — Swift geſteht es in ſeiner Antwort auch in der That, daß er Popen für keinen ſo großen Philoſophen gehalten habe, eben ſo wenig als ſich Pope ſelbſt dafür hielt. Deñ würde er wohl ſonſt, gleich nach obiger Stelle, geſchrieben haben: „Nur um eines bitte ich Sie; „lachen Sie über meine Ernſthaftigkeit nicht, ſondern erlauben Sie mir, den philoſophiſchen Bart „ſo lange zu tragen, bis ich ihn ſelbſt ausrupfe, „und ein Geſpötte daraus mache.“ 1) Das will viel ſagen! Wie ſehr ſollte er ſich alſo wundern, weñ er erfahren köñte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie dieſen falſchen Bart für werth erkaüt habe, ernſthafte Unterſuchungen darüber anzuſtellen.

1) I have only one piece of mercy to beg of you; do not laugh at my gravity, but permit to me, to wear the beard of a Philosopher, till I pull it off and make a jest of it myself. In einem Briefe an den D. Swift, welcher in dem 9 Theile der popiſchen Werke, der knopton'ſchen Ausgabe von 1752, auf der 254 Seite ſtehet.

Leibniz von den ewigen Strafen.

---

1 7 7 0.

Beylage von den ewigen Strafen.

Leibniz von den ewigen Strafen.

Ich ſehe, daß gegenwärtig bei unſeren Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenſtrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch ſo werden, daß er endlich entſchieden und beigelegt heiſſen kōnte! Deñ das iſt ohne Zweifel bei dergleichen Streitigkeiten das Traurigſte, daß ſie gemeiniglich nichts erſtreiten, und ſich, zwanzig oder funfzig Jahre ſpäter, der erſte der beſte Zelote oder Vernünftler berechtiget glaubt, die Sache ganz wieder von vorne anzufangen.

Einem ſolchen Schwäzer nicht gleich zu werden, iſt es höchſt nöthig, vorher die Geſchichte der ſtreitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu ſtudiren. Nur weñ man genau weiß, wo jeder Vorgänger ſeinen Faden fallen laſſen, kañ man durch Aufhebung derſelben, und durch Vergleichung ihrer verſchiedenen Richtungen, den entweder verlaſſenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuſchlagen hoffen. Weñ gar unter dieſen Vorgängern ſich Leibnize befinden: was kañ ſchlechterdings lehrreicher ſein, als ſich in die geringſten Fußſtapfen derſelben zu ſtellen, und von da aus um ſich zu ſchauen?

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedrukte Zeilen des großen Mannes einzuleiten, der, weñ es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geſchrieben haben. Was es aber damit für Bewandtniß habe, glaube ich nicht beſſer, als mit Mosheims Worten

angeben zu können; beſonders da dieſe Worte ſelbſt dabei gelegentlich eine literariſche Erläuterung und Beſtätigung erhalten können.

Als Mosheim 1725 ſeine hierher gehörige Schrift, hinter dem erſten Theile ſeiner heiligen Reden, herausgab, ſchikte er folgende Erklärung darüber voraus. „Die beigefügten Gedanken von der Lehre „derer, die den Strafen der Hölle ein Ziel ſezen, „ſind von mir gefordert worden. Andere haben „weitläuftiger und gelehrter von dieſer Sache ge„ſchrieben. Und ich kan̄'s daher wohl leiden, wen̄ „man glaubt, meine Arbeit ſei unnöthig. Die un„ſchuldige Übereilung von einigen meiner Freunde, „die gegen mein Wiſſen dieſelbe wollen druken laſ„ſen, und zwar nicht ohne Fehler, hat mich bewo„gen, da ich ihr Vorhaben erfahren, ihnen zu ver„ſprechen, daß ich ſelbſt den Druk beſorgen würde. „Ich vollziehe jezund meine Zuſage. Und was iſt „den̄ hierin ſtrafwürdiges? Oder würde ich nicht, „wen̄ ich meine Zuſage nicht gehalten, eben ſo ſehr „geſündigt haben, als da ich dieſelbe vollziehe? „Es iſt endlich beſſer, einige Bogen zu viel, als zu „wenig, von dergleichen Dingen der Welt zu liefern. „Je mehr Einfluß dieſe Lehre in gewiſſe Wahrhei„ten des Glaubens hat, die den Grund der Selig„keit betreffen, je öfters hat man Urſache, die Be„weistümer derſelben feſte zu ſezen. Man pflegt „ſtets auf die Vernunft hierin ſich zu berufen. Und „es kōmt vielen der berühmteſten Männer vor, als „wen̄ die Sache derjenigen, welche die Ewigkeit „der Strafen behaupten, beinahe verloren ſein „würde, wen̄ man dieſe allein fragen wollte. Ich „glaube das Gegentheil, ohne daß ich andere deßwe„gen verachten will, die anders denken. Mir däucht, „daß die Vernunft, wo nicht ſtärker, doch eben ſo „ſtark, vor diejenigen ſtreite, welche die Ewigkeit,

„ als vor die, welche das Ende der göttlichen Rache
„ vertheidigen. Man ſieht oft gewiſſe Meinungen
„ der Menſchen, die den Beifall der meiſten erhal-
„ ten, für klare Geſeze der Vernunft an, die man
„ nicht läugnen darf. Und oft mißt man die Ge-
„ rechtigkeit des göttlichen Gerichts nach der Ge-
„ wohnheit der menſchlichen Richterſtühle ab. Das
„ ſcharfſinnigſte, was vor das Ende der Höllenſtra-
„ fen geſchrieben, ſind die Gedanken eines ſonſt ge-
„ lehrten Mannes, dem man Schuld gibt, daß er
„ vor ſeinem Ende in die giftigen Irrtümer der
„ Socinianer verfallen. Ich habe dieſelben nicht
„ obenhin geleſen, und gebe dem Verfertiger das
„ Zeugniß eines nicht übel beſchaffenen Verſtandes.
„ Aber weñ man einige Zweideutigkeiten hebt, und
„ die Kraft der Schlüſſe von den menſchlichen Sa-
„ chen auf die göttlichen läugnet, ſo wird der ſo-
„ genañte Beweis ein Schatten, bei dem man den Zu-
„ ſammenhang vergebens ſucht. Ich bin lange Wil-
„ lens, in einer lateiniſchen Schrift die Geſchichte
„ der Lehre, von der hier die Rede, vorzutragen,
„ und nicht nur die Quellen derſelben zu entde-
„ ken, ſondern auch die unterſchiedenen Arten,
„ ihr eine Farbe und Gewicht zu geben, zu unter-
„ ſuchen. Eine Menge von andern Arbeiten, die
„ zum Theile nicht unbekañt, hat bisher die Ausar-
„ beitung derſelben aufgehalten. Vielleicht finden
„ ſich bald einige Stunden, in welchen ich den ge-
„ ſammelten Vorrath von Gedanken und Zeugniſſen
„ in Ordnung bringen und der Welt vorlegen kañ.“

Wer jener gelehrte Mañ ſei, der noch das Scharfſinnigſte für die verneinende Meinung geſchrieben, zeigt Mosheim durch den untergeſezten Titel der Schrift ſelbſt an: *Ernesti Soneri* Demonstratio theologica et philosophica, quod aeterna impiorum supplicia non arguant Dei justitiam, sed injustitiam,

und fügt hinzu; „Der weltberühmte Herr von „Leibniz hat dies Werkchen herausgeben wollen, „welches ſehr ſelten iſt. Ich habe eine Abſchrift „deſſelben zur Hand, vor dem bereits die Vorrede „ſteht, die er mit demſelben wollen druken laſſen. „Ein anderer Ort wird mir Gelegenheit geben, „hievon mehr zu erwähnen, da ich zugleich die „Güte desjenigen rühmen werde, dem ich dieſe und „andere hierher gehörige Sachen zu danken habe.“

Nun iſt leider Mosheimen die Gelegenheit nicht geworden, auf die er hier ſeine Leſer vertröſtet, und die er ohne Zweifel in jener lateiniſchen Schrift zu finden hofte, welche er von der Geſchichte der ſtreitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wie aber jene Schrift nicht zu Stande gekommen, ſo iſt auch die gedachte Vorrede des Leibniz, zu dem ſoneriſchen Beweiſe, darüber im Verborgenen geblieben, und faſt gänzlich vergeſſen worden. Deñ ſeit 1737, als Ludovici in der Hiſtorie der leibniziſchen Philoſophie,[1] Mosheimen ſeines Verſprechens erinnerte, wüßte ich nicht, daß ihrer von jemand anderem anderes, als gelegentlich von dem leidigen Bücherkenner,[2] weñ er die Schrift des Sonerus, wegen ihrer Seltenheit, anführte, wäre gedacht worden. Selbſt von Brukern nicht, der doch bei Erzählung von Soners Verdienſten um die ariſtoteliſche Philoſophie,[3] die beſte Gelegenheit dazu gehabt hätte. Weñ ſie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der ſämtlichen Werke, die wir dem Herrn Dutens zu danken haben, erſchienen iſt: ſo dürfen wir uns um ſo weniger darüber wundern, da Deutſchland überhaupt ſo äuſſerſt nachläßig geweſen, die Bemühungen dieſes würdigen Ausländers zu unterſtüzen. Anſtatt daß

1) Theil 2, S. 27.
2) Wie etwa von Vogt, Catal. libror. rar. p. 635.
3) Hist. crit. Phil. T. 4. Parte 1. p. 312.

man ſich um die Wette hätte beeifern ſollen, ihm mit ſo vielen ungedrukten Vermehrungen, als ſich nur immer auftreiben laſſen wollen, an die Hand zu gehen: hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedrukte Aufſäze ſeines Autors angezeigt. Deñ er, als ein Ausländer, koñte ſie freilich nicht alle ſelbſt wiſſen; und der einzige ehrliche Bruker koñte ſie ihm freilich auch nicht alle nachweiſen. Indeß, weñ das Leztere vielleicht blos unterblieben, weil jeder deutſche Gelehrte beſorgen mußte, daß ihm ſchon ein anderer darin zuvorgekommen: ſo iſt es weit weniger befremdlich, als das todte Stillſchweigen, welches unſere Recenſenten darüber beobachten. Wußten ſie deñ alſo gar nichts, was in dieſen ſämtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringſten eine Anzeige verdient hätte?

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich jezt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf dieſen Ausfall gebracht hat. — Alſo kurz: eben dieſe Vorrede, welche Leibniz zu Soners Schrift gemacht hat, welche Mosheim beſaß, welche Mosheim druken laſſen wollte, und nicht druken ließ, iſt es, was ich hier aus unſerer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu laſſen, wie ſie in unſere Bibliothek gekommen, muß ich ſagen, daß ſie Mosheim ſelbſt, dem Anſehen nach, aus unſerer Bibliothek erhalten. Wenigſtens war derjenige, deſſen Güte in Mittheilung derſelben er anderwärts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius Hertel. Doch da Hertel mit Leibnizen ſelbſt viel Umgang gehabt hatte, auch nach allem ſehr begierig war, was ſelten und heterodox hieß: ſo kañ es ebenſowohl ſein, daß er ſie mit ſamt der ſoneriſchen Schrift Mosheimen aus ſeinem eigenen literariſchen Vorrathe mitgetheilt, als unter welchem ſie alſo, erſt nach ſeinem

Tode, unſerer Bibliothek einverleibt worden wäre. Dieſes wird mir auch daher wahrſcheinlicher, weil ſich nicht nur eine Abſchrift von Mosheims Gedanken, ſondern auch deſſen eigenhändiger Brief an Herteln dabei befindet. Jene ſtim̃t mit dem nachher geſchehenen Abdruke völlig überein; dieſen aber will ich in der Anmerkung 1) ganz vorlegen; und ſo, ohne weiteres, den Leſer zur Hauptſache kommen laſſen.

1) „Nebſt nochmaliger gehorſamſter Dankſagung für die „meinetwegen neulich genommene Mühe, ſende ich hier ſo„wohl meine eigene Einfälle, als Soneri Bedenken „von den Strafen der Höllen, zurük. So ſpizfin„dig dieſes leztere eingefädelt, ſo leicht iſt mit dem ehrlichen „Manne nach ſeinen eigenen Grundſäzen auszukommen. „Er ſezt zum Grunde, in Gott ſei keine andere Gerech„tigkeit, als dieſe, daß er ſeine Zuſage halten müße; in „allen andern ſei ſeine Macht unumſchränkt. Sehr wohl! „So wird den̄ deutlich folgen, daß Gottes Gerechtigkeit „gar nicht hindere, daß er den Gottloſen ewige Strafen „auflegen könne. Nach ſeiner Macht kan̄ er dies thun. „Der ganze Streit wird demnach darauf ankommen, ob „Gott wirklich in der Schrift den Gottloſen ewige Stra„fen gedrohet. Aber köm̃t's ſo weit, ſo wird der ehrliche „Socinianer verlieren, und man wird ihm auf eins zehn „antworten können. Ich ſchriebe mehr, wen̄ ich mein „Meiſter wäre. Übermorgen ſoll ich wieder diſputiren, „und meine andern Collegia ſollen auch vor Oſtern ge„endigt ſein. Daher wird mir faſt kein Augenblik frei „gelaſſen, und, die ich frei habe, muß ich zur Ausferti„gung des Haleſii anwenden. Meine Betrachtungen „über die Conduite der dordrechtiſchen Väter werden „eben nicht wohl den Advocaten dieſes Concilii gefallen. „Doch ſie ſind auf klare Facta und Säze der Vernunft „gegründet. Ich bin ohne Ausnahme, u. ſ. w.

Mosheim.“

LEIBNITII PRÆFATIO.

Ernesti Soneri, Philosophi quondam apud Altorfinos clarissimi, *Demonstratio*, quam vocat, *Theologica etc. de Injustitia aeternarum poenarum*, laudatur a nonnullis tamquam invicta; eoque plus nocet quod paucis visa est, solent enim fere aestimare homines, quae non noverunt. Ut saepe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipsa sufficit ad refutandum, delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non potest, Sonerum subtiliter et ingeniose scripsisse; sed demonstratio tamen ejus magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus speciositate argumenti decipiatur, cujus vis huc redit. Peccata finita sunt; inter finitum et infinitum nulla est proportio; ergo poenae quoque debent esse finitae. Porro peccata esse finita, ostendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi possint, quos his verbis enumerat. *Si impiorum delicta sint infinita, aut ut talia considerari possint, vel habent vim istam infinitam ex se ipsis, vel a delinquente, vel ab eo in quem et contra quem delinquitur, vel ab horum aliquibus, vel ab omnibus simul; sed nullo istorum modorum possunt esse infinita, aut ut talia considerari, et tamen praeter his nullus alius superest modus, quo infinita dici et esse possint: ergo omnino non sunt infinita.*

Quae communiter respondere solent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum poenarumque petitum, apud ipsos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet; nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici potest infinitum. Neque enim tan-

tum ab objecto, in quod peccatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, seu gradu intensivo, aliisque quorum autor meminit, sed et a numero peccata infinita dici possunt. Etiamsi igitur concederemus ipsi, nullum peccatum per se infinitum esse; revera tamen dici potest, damnatorum infinita numero peccata esse; quoniam per totam aeternitatem in peccando perseverant. Quare si aeterna sunt peccata, justum est, ut aeternae etiam sint poenae. Nempe homines mali se ipsos damnant, ut recte dictum est a sapientibus, perpetua scilicet impoenitentia et a Deo aversione. Nihil igitur hic Deo, quasi ultra mensuram peccati severo, imputari potest.

Und das iſt ſie ganz, dieſe ſogenañte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des Sonerus ſelbſt beifügen werde. Zwar iſt ſie, als gedruktes Buch, noch immer eben ſo ſelten, als ſie zu den Zeiten des Leibniz war; weil ich nicht wüßte, daß ſie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Inhalt hat nicht mehr das Verdienſt, welches er damals bei denen haben koñte, die eine freie Unterſuchung in Glaubensſachen liebten. Er iſt in hundert Bücher ſeitdem übergetragen worden, die in allen Händen ſind. Deñ da man beſonders den Freunden der Wiederbringung es neuerer Zeit nicht ſchwer gemacht hat, ihre Meinung ſo laut zu ſagen, als ſie nur gewollt: ſo iſt theils von ihnen, theils auf ihre Veranlaſſung, die unter der Wiederbringung vornehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenſtrafen eben ſo oft mit allen Arten von Gründen, als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerei, vertheidiget und beſtritten worden. Kurz: Soners Demonſtration iſt, bis auf einige Spizfindigkeiten vielleicht, nun verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht aus eben dieſem Grunde, auch die Vorrede des Leibniz im Verborgenen laſſen können und müßen? Deñ, was er Sonern darin entgegengeſezt, iſt jezt nicht weniger bekañt, indem es auch von ihm ſelbſt anderwärts vorgetragen worden. — Ich weiß dieſes ſehr wohl. Doch meine Abſicht geht, bei Bekañtmachung derſelben, auch nicht ſowohl auf die vertheidigte Wahrheit, als auf den Vertheidiger; als auf deſſen Geſinnungen und Gründe bei ſeiner Vertheidigung. Beide ſind mißgedeutet und verkañt worden.

Mosheim ſelbſt, der es doch ſehr wohl wiſſen koñte, was die Vorrede des Leibniz eigentlich enthalte, verleitet noch jezt ſeine Leſer, ſich einen ganz falſchen Begrif davon zu machen. Als er ihrer zuerſt erwähnte, [1]) geſchah es in ſo allgemeinen Ausdrüken, daß der gute Pagenkopen ſich einbildete, da Leibniz die Demonſtration des Soners habe herausgeben wollen, ſo müße er ſie gebilligt haben. Um ihm nun das Verſtändniß näher zu eröfnen, erwiderte Mosheim hierauf: [2]) „Der Herr von Leibniz hat nicht darum „dieſe Bogen wollen druken laſſen, weil er ſie vor „wichtig gehalten, und Soners Meinung angenom„men. Er hat vielmehr dieſelben mit einer Vorre„de begleiten wollen, die in meinen Händen iſt, worin „er Sonern ſelbſt aus Ariſtotelis Grundlehren wider„legt, und die Blöße ſeiner Beweistümer aufdekt. „Sein Vorhaben war, der Welt den ſchlechten „Werth ſeiner Schrift zu zeigen, die man deßwegen

1) Angeführtermaßen vor dem erſten Theile ſeiner heiligen Reden.

2) In dem Sendſchreiben über unterſchiedliche Dinge, hinter dem zweiten Theile der heiligen Reden.

„ für unwiderleglich hielte, weil ſie ſelten war, und „ wenigen zu Geſichte kam.“ Aber weñ Mosheim anfangs zu wenig geſagt hatte, ſo ſagt er offenbar nun zu viel; und ſeine Gegner dürften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte belegen, daß er vorſezlich das Anſehen des Leibniz mißbrauchen wollen. Deñ hier iſt ſie nun dieſe Vorrede; und wahrlich, man muß in ſehr wenigem ſehr vieles zu ſehen wiſſen, weñ man alles darin finden will, was Mosheim darin gefunden zu haben vorgibt. Leibniz ſoll Sonern aus Ariſtotelis Grundlehren widerlegen? Er ſoll die Blöße ſeiner Beweistümer aufdeken? ſeiner Beweistümer? Sind ſeine Beweistümer deñ das einzige Dilemma? und welches wären ſie deñ, jene ariſtoteliſchen Grundlehren? Ich kañ in Leibnizens Vorrede dergleichen eben ſo wenig finden, als in Soners Schrift ſelbſt, von welcher Mosheim gleichfalls ſagt, daß ſie ſich auf Grundſäze des Ariſtoteles beziehe. Alles ariſtoteliſche, was Soners Schrift hat, iſt dieſes, daß ſie in lauter ſchulgerechten Schlüſſen abgefaßt iſt. Deñ die Prämiſſen dieſer Schlüſſe ſind nichts als Säze des geſunden Menſchenverſtandes, und keineswegs dem Ariſtoteles eigentümliche Lehren. Alſo auch, weñ durch die Bemerkung des Leibniz das Dilemma des Soners wirklich ſeine Kraft verliert: ſo geſchieht es ja wohl ohne alles Zuthun des Ariſtoteles. Doch mit oder ohne Zuthun des Ariſtoteles: iſt es deñ auch nur wahr, daß ſie ſo ſiegend, ſo entſcheidend iſt, dieſe einzige Bemerkung des Leibniz? Aufrichtig zu reden, ich glaube nichts weniger. Deñ es ſei immerhin unwiderſprechlich, daß die menſchlichen Sünden auch der Zahl nach unendlich werden können; ja werden müßen: was ging Sonern dieſe eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit an? was hatte er nöthig, ſich darauf einzulaſſen? und gegen wen ſollte er ſich darauf einlaſſen? Weñ ſie von

einigen ſeiner Gegner auch angenommen wird, dieſe Unendlichkeit: wird ſie deßwegen als der vornehmſte, oder gar als der einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören ſie darum auf zu behaupten, was Soner eigentlich beſtreitet? Nämlich: daß, weñ ſie auch nicht ſtatt hätte, dieſe Unendlichkeit der Sünden, dennoch auf die blos endlichen Sünden dieſes Lebens eine unendliche Strafe warte? daß ſchon eine einzige dieſer Sünden dieſe unendliche Strafe verdiene? In der That verändert auch die Einwendung des Leibniz die ganze Streitfrage. Dieſe ging bei Sonern lediglich auf die Sünden dieſes Lebens, welche der Zahl nach nicht anders als endlich ſein können. Und Leibniz will, daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in Rechnung bringen ſollen, die für ſich allein ſchon, weñ ſie nothwendig unaufhörlich geſchehen müßten, eine unaufhörliche Strafe verdienen würden.

Es köñte alſo leicht ſein, daß Leibniz ſelbſt ſich dieſes bei einer zweiten Erwägung nicht bergen können, und eben deßwegen die ganze Vorrede zurükbehalten hätte. Deñ da ſie einmal geſchrieben war, warum hätte er ſie ſonſt nicht ſollen drukken laſſen? Wenigſtens kañ man hiergegen nicht einwenden, daß er gleichwohl das Weſentliche davon, viele Jahre nachher, an einem andern Orte angebracht habe; nämlich in ſeiner Theodicee. Ebenderſelbe Gedanke kañ an einem andern Orte, einen ganz andern Werth haben. Was Leibniz dort für eine ungültige Widerlegung erkañte, das koñte er hier zur Erläuterung einer andern Frage ja wohl mit beibringen. Dort ſollten alle Einwürfe des Soner damit zu Schanden gemacht, und die bezweifelte Lehre darauf gegründet werden: und dazu taugte es ſchlechterdings nicht. Hier aber, in der Theodicee, wo er, was er damit

nicht erweiſen koñte, als anderweitig erwieſen vorausſezen durfte, ſollte es blos dienen, das gröſte phyſiſche Übel, das er ſonach in ſeiner beſten Welt zu ſein bekennen muſte, deſto unmittelbarer aus dem Übel der Schuld herleiten zu können; ohne dabei auf die Unendlichkeit desjenigen zu ſehen, gegen den dieſe Schuld geſchehen, weil dieſe Unendlichkeit doch nicht mit in den Zuſammenhang der Dinge verwebt ſein koñte.

Und das würde es alles ſein, was ich hier hinzuzufügen hätte, weñ mir nicht eben dieſes Weges einer unſerer neueſten Schriftſteller begegnet wäre. Herr Eberhard in ſeiner Apologie des Sokrates, einem in vieler Abſicht ſehr vortreflichen Buche, worin er die Lehre von der Seligkeit der Heiden unterſucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in ſeine Prüfung ziehen zu müſſen geglaubt. Nun hat es zwar ſeine ganz beſondere Urſache, warum ich wünſchen köñte, daſs er ſich, wenigſtens nicht in einer Apologie des Sokrates, dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich blos dieſe ſchwerlich vermögen können, mir die geringſte Anmerkung dagegen zu erlauben; weñ er nicht zugleich, indem ihn ſeine Materie auch auf das brachte, was Leibniz darüber geäuſſert hatte, gegen dieſen und deſſen Äuſſerung Verſchiedenes erinnert hätte, was ich hier in Erwägung zu ziehen, einen ſo nahen Anlaſs finde. Ich will, was ich zu ſagen habe, ſo kurz zu faſſen ſuchen, als möglich; und meine Gedanken wo nicht ordnen, doch zählen.

1.

Ich fange von dem allgemeinen Urtheile an,

welches Herr Eberhard von Leibnizen, in Abſicht ſeines Betragens gegen angenommene Religionsſäze, fällt. Nachdem er nämlich nun auch auf denjenigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von welchem hier die Rede geweſen, zeigt er ſehr wohl, daß man mit demſelben nicht über die Gränzen der Möglichkeit gelangen könne, und fährt fort: „Die ſcharfſinnigſten Verfechter dieſer Sache, wie „Leibniz, haben es wohl gefühlt, daß ein ſolcher „Beweis nicht weiter reicht. Leibniz argumentir„te alſo nur blos für die, welche von der wirk„lichen Ewigkeit hölliſcher Qualen aus der Schrift „ſchon überführt waren. Da ihm ſo viel daran „gelegen war, ſeine Philoſophie allgemein zu „machen: ſo ſuchte er ſie den herſchenden Lehr„ſäzen aller Parteien anzupaſſen, ſie ihnen allen „für ihre Meinung günſtig und vortheilhaft zu „zeigen, um ſich aller Beifall zu verſchaffen. Er „nahm ihre Lehrſäze als Vorausſezungen an, und „legte ihnen einen erträglichen Siñ bei, nachdem „er ſie mit ſeinem Syſtem verglich, ohne ihnen „ſelbſt beizupflichten.“ — Erſcheinet, in dieſem Urtheile, der Philoſoph nicht ein wenig zu eitel? Werden ſeine Geſinnungen gegen die Religion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion ſelbſt zuträglich iſt? Beides iſt ganz gewiß des Herrn Eberhard Abſicht nicht geweſen. Aber es iſt unläugbar, daß er ſich hier nicht durchgängig ſo glüklich und beſtim̃t ausgedrükt hat, als er ſich ſonſt auszudrüken pflegt. Deñ ſo eingenommen man ſich auch Leibnizen für ſeine Philoſophie denken darf, oder will: ſo kañ man doch wahrlich nicht ſagen, daß er ſie den herſchenden Lehrſäzen aller Parteien anzupaſſen geſucht habe. Wie wäre das auch möglich geweſen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem

alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Beſten ſeines Syſtems dañ und wañ that, war gerade das Gegentheil: er ſuchte die herſchenden Lehrſäze aller Parteien ſeinem Syſteme anzupaſſen. Ich irre mich ſehr, oder beides iſt nichts weniger als einerlei. Leibniz nahm, bei ſeiner Unterſuchung der Wahrheit, nie Rükſicht auf angenommene Meinungen; aber in der feſten Überzeugung, daß keine Meinung angenommen ſein könne, die nicht von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſei, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, dieſe Meinung ſo lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen. Er ſchlug aus Kieſel Feuer; aber er verbarg ſein Feuer nicht in Kieſel. Doch im Grunde hat Herr Eberhard das nur auch ſagen wollen; und ein Theil ſeiner Worte ſagt es wirklich. „Er nahm „ihre Lehrſäze als Vorausſezungen an, und legte „ihnen einen erträglichen Siñ bei, nach welchem „er ſie mit ſeinem Syſtem verglich.“ Sehr wohl; nur hätte Herr Eberhard nicht hinzuſezen müßen: „ohne ihnen ſelbſt beizupflichten.“ Allerdings pflichtete er ihnen bei; nämlich nach dem erträglichen Siñe, den er ihnen nicht ſowohl beilegte, als in ihnen entdekte. Dieſer erträgliche Siñ war Wahrheit; und wie hätte er der Wahrheit nicht beipflichten ſollen? Auch iſt ihm das, weder als Falſchheit noch als Eitelkeit, anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alten Philoſophen in ihrem exoteriſchen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unſere neueſten Philoſophen viel zu weiſe geworden ſind. Er ſezte willig ſein Syſtem bei Seite; und ſuchte einen jeden auf

demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

2.

Herr Eberhard fährt fort: „Dies iſt augen„ſcheinlich der Fall mit dem gegenwärtigen Be„weiſe. Um ſeiner beſten Welt bei denen, die ei„ne Ewigkeit der Höllenqualen annehmen, Ein„gang zu verſchaffen, ſuchte er darzuthun, daß „auch dieſe ſich mit ſeinen Säzen von der beſten „Welt, und mit ſeinen Begriffen von der Ge„rechtigkeit Gottes reimen laſſe.“ Man vergeſſe nicht, was dieſes für ein Beweis iſt. Es iſt der, welcher die endloſe Dauer der Strafen aus der unaufhörlichen Fortſezung der Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung ſtehet dieſer Beweis mit der Lehre von der beſten Welt? Wie kañ er dieſer Lehre bei denen Eingang verſchaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen, auch ohne ihn, annehmen? Hören dieſe ewigen Qualen darum auf, ein Einwurf gegen die beſte Welt zu ſein, weil ſie gerecht ſind? Gerecht, oder nicht gerecht: ſie geben in beiden Fällen dem Übel einen unendlichen Ausſchlag; und gegen dieſen Ausſchlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit, hätte Leibniz ſeine beſte Welt verwahren müßen. So wie er es auch wirklich gethan: aber nicht durch beſagten Beweis; ſondern durch eine ganz andere Ausflucht. Deñ weñ dieſer nämliche, von den ewigen Qualen hergenommene Einwurf gegen ſeine beſte Welt, auch noch dadurch verſtärkt wurde, daß ſelbſt die Zahl der ewig Verdamten unbeſchreiblich größer ſein werde, als die Zahl der Seligen: was antwortete er darauf? Etwa blos, daß gleichwohl dieſe ungleich mehrere Verdamten, mit Recht verdamt wären?

Was hätte ihm dieſes für ſeine beſte Welt helfen können, was ſich ohnedies ſchon von ſelbſt verſteht, weñ anders die Sache ihre Richtigkeit hat? Vielmehr nahm er beides, ſowohl die ewige Verdam̃niß des größern Theils der Menſchen, als auch die Gerechtigkeit dieſer Verdam̃niß, für völlig ausgemacht an, und läugnete blos die Folge; indem er zeigte, was für ein unendlich kleiner Theil der Welt die Menſchen insgeſamt wären, und wie dem ungeachtet in der allgemeinen Stadt Gottes das Böſe, in Vergleichung mit dem Guten, faſt für nichts zu rechnen ſein werde. 1) Und das, meine ich, hieß der Lehre von der beſten Welt auch bei denen Eingang verſchaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen annehmen. Der Gedanke aber, woraus dieſe Ewigkeit herzuleiten ſei, ſollte blos die Gerechtigkeit Gottes dabei in ein näheres Licht ſezen. Das allein iſt in den Worten des Herrn Eberhard wahr. Warum er aber ſagt, daß es nur auf ſeine, d. i. dem Leibniz eigentümliche Begriffe von der Gerechtigkeit, dabei abgeſehen geweſen, geſtehe ich, nicht einzuſehen. Schlim̃ genug, daß man die Lehre von der beſten Welt noch immer ſeine Lehre neñt: warum ſollen nun auch die einzigen wahren Begriffe von der Gerechtigkeit Gottes ſeine Begriffe heiſſen?

3.

Noch fügt Herr Eberhard hinzu: „Er (Leib-„niz) nim̃t die ewigen Qualen nur bedingungs-„weiſe an, und zeigt, daß ſie in der Vorausſe-„zung ewiger Verſchuldigungen nichts ungerech-

1) Theodicee, Theil 1. §. 19.

„tes enthalten.“ Ich kenne die Stelle in der „Theodicee, [1]) wo ſich Leibniz vollkommen ſo ausdrükt. Gleichwohl würde er es ſchwerlich haben auf ſich kommen laſſen, weñ man daraus hätte ſchließen wollen, daß er ſonach alles, was die Gottesgelehrten ſonſt für die Ewigkeit der Strafen anzuführen pflegen, ſchlechterdings verwerfe. Er thut dieſes wirklich auch ſo wenig, daß er vielmehr in dem wichtigſten Punkte, worauf es dabei ankömt, mit ihnen mehr als einig iſt. Ich will ſagen, daß er dieſen Punkt nicht allein in ſeinem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt, ſondern ihn ſogar ſehr ſcharfſinnig vertheidigt. Herr Eberhard behauptet, daß Gott bei ſeinen Strafen, einzig und allein die Beſſerung der Beſtraften zum Zweke haben könne und müße. Leibniz hingegen dehnet dieſe Beſſerung nicht allein auf die aus, welche die Strafen nur mit anſehen; geſezt auch, daß ſie bei den Beſtraften ſelbſt nicht ſtatt fände: ſondern er redet auch der blos rächenden Gerechtigkeit Gottes, welche weder die Beſſerung, noch das Exempel, ni même la réparation du mal, zur Abſicht habe, ſehr ernſtlich das Wort; indem er ſie nicht blos auf die von den Theologen erwieſene Androhung, ſondern auf eine wirkliche Convenienz, auf eine gewiſſe Schadloshaltung des Verſtandes, gründet. [2]) Selbſt den Saz, daß die Sünde deßwegen unendlich beſtraft werde, weil ſie ein unendliches Weſen beleidige, hat er nirgends

1) Theil 1. §. 133.

2) Cette espèce de justice, qui n'a point pour but l'amendement, ni l'exemple, ni même la réparation du mal. — Hobbes et quelques autres n'admettent point cette justice punitive, qui est proprement vindicative. — Mais elle est toujours fondée

verworfen, oder auch nur gemißbilligt. Er ſagt zwar an einem Orte, daß einmal eine Zeit geweſen, „als er dieſen Saz noch nicht genugſam un„terſucht hatte, um darüber ein Urtheil zu fäl„len. 1)“ Ich finde aber nicht, daß er es nachher gefällt; ohne Zweifel weil er nachher, als er ihn genugſam unterſucht hatte, erkañte, daß ſich ſchlechterdings nichts darüber beſtimmen laſſe. Deñ weñ jene rächende Gerechtigkeit Gott wirklich zukömt: welcher endliche Verſtand kañ ihre Gränzen bezeichnen? Wer darf zu entſcheiden wagen, was für einen Maßſtab ſie bei dieſen ihren Strafen anzunehmen habe, und was für einen nicht? Der Maßſtab ihrer eigenen Unendlichkeit iſt wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich, als jeder andere.

4.

Aber wozu dieſes alles? Will ich Leibnizen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernſte, bis zum Ärgerniß unſerer Philoſophen, orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibniz die Lehre von der ewigen Verdammung ſehr exoteriſch behandelt hat; und daß er ſich eſoteriſch ganz anders darüber ausgedrukt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verſchiedenheit der

dans un rapport de convenance, qui contente non seulement l'offensé, mais encore les sages qui la voyent; comme une belle musique, ou bien une bonne architecture contente les esprits bienfaits. Theod. 2. §. 73.

1) Theod. 3. §. 92.

Lehrart zu ſehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beſchuldigte, er ſei in Anſehung der Lehre ſelbſt mit ſich nicht einig geweſen; indem er ſie öffentlich mit den Worten bekañt, heimlich und im Grunde aber geläugnet habe. Deñ das wäre ein wenig zu arg, und ließe ſich ſchlechterdings mit keiner didaktiſchen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entſchuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweiſen zu können, daß ſich Leibniz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung, nach allen ihren exoteriſchen Gründen, gefallen laſſen; ja gar ſie lieber noch mit neuen beſtärkt hätte: weil er erkañte, daß ſie mit einer großen Wahrheit ſeiner eſoteriſchen Philoſophie mehr übereinſtimme, als die gegenſeitige Lehre. Freilich nahm er ſie nicht in dem rohen und wüſten Begriffe, in dem ſie ſo mancher Theologe nimt. Aber er fand, daß ſelbſt in dieſem rohen und wüſten Begriffe noch mehr wahres liege, als in dem eben ſo rohen und wüſten Begriffen der ſchwärmeriſchen Vertheidiger der Wiederbringung: und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den leztern zu wenig.

5.

Herr Eberhard hat dieſe Meinung von ihm, und ſeiner eſoteriſchen Philoſophie, gerade nicht. Er glaubt, der vornehmſte Grundſaz derſelben, von dem beſten Zuſammenhange der Dinge, erhalte erſt alsdañ ſeine größte Evidenz, weñ man annimt, daß alle vernünftige Weſen endlich einmal zur Glükſeligkeit gelangen. „Dieſes, ſagt er, hat „Leibniz wohl gefühlt, und ungeachtet er, wie

„ich oben bemerkt habe, ſeine Philoſophie auch „der entgegengeſezten Meinung anzupaſſen ſuchte: „ſo hat er doch ſeine eigene Mißbilligung derſel„ben nicht undeutlich zu verſtehen gegeben. Einer „ſeiner geſchikteſten Schüler und Vertheidiger, „(Vattel) erkennet dieſes ohne Bedenken. Das „mildere Schikſal der Sünder iſt auch ſeinen „Grundſäzen zu tief eingegraben, als daß man „die leztern annehmen, und das erſtere verwerfen „köñte; wofern man ihre ganze Kraft und Aus„dehnung keñt, und die innerſten Geheimniſſe der„ſelben erforſcht hat. Er kennet keinen Still„ſtand, keine Ruhe in der Welt; alles iſt, bis „im Kleinſten, in ſteter Bewegung, und zwar „zu mehrerer Ausdehnung. Dieſen Wachstum zieht „er augenſcheinlich der gleichmäßigen Vollkommen„heit vor; man mag ihn übrigens durch die Ordina„ten der Hyperbel oder des Dreyeks erklären." 1) Ich muß, mit Erlaubniß des Herrn Eberhard, hier anmerken, daß, weñ er ſich, in Anſehung dieſes leztern aus der leibniziſchen Philoſophie gezogenen Grundes, nicht überhaupt irret, er ſich doch wenigſtens, in Betracht der dafür in der Note angeführten Stelle, gewiß ganz vergriffen hat. Leibniz ſagt daſelbſt: Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison. Dieſes ſcheinet Herrn Eberhard von der dopelten Hypothes, die immer wachſende Vollkommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreyeks zu erklären, verſtanden zu haben. Allein es geht offenbar auf die dopelte Hypothes, überhaupt entweder eine immer wachſende, oder eine immer gleiche Voll-

1) Leibniz, Lettre à M. Bourguet, Op. T. 2. p. 332.

kommenheit des Ganzen anzunehmen. [1]) Wen̄ nun Leibniz ſelbſt, im Jahre 1715, noch kein Mittel ſah, aus ungezweifelten Grundſäzen entweder das eine oder das andere zu demonſtriren: wie kan̄ man ſagen, daß er gleichwohl das erſtere augenſcheinlich vorgezogen habe? Ihn zwang ſein Syſtem nicht im Geringſten, ſich für eines von beiden zu erklären; es bleibt unter beiden Vorausſezungen ebendaſſelbe; und von beiden äuſſerte er bis auf das lezte, daß er noch nicht einſehe, welche er ſchlechterdings annehmen müße. Den̄ ſo wie er die von der immer wachſenden Vollkommenheit, inſofern man entweder einen erſten Augenblik annehmen wolle, oder nicht, entweder durch die Hypothes der Hyperbel oder des Triangels erläutert: ſo erläutert er die immer gleiche Vollkommenheit, durch das Rectangulum. Von allen dieſen dreien Hypotheſen zuſammen ſagt er, in einem andern Briefe, als dem, welchen Herr Eberhard anführt, ausdrüklich:

1) Hier iſt die Stelle in ihrem völligen Zuſammenhange: On peut former deux hypothèses, l'une que la nature est toujours également parfaite, l'autre qu'elle croit toujours en perfection. Si elle est toujours également parfaite, mais variablement, il est plus vraisemblàble, qu'il n' y ait point de commencement. Mais si elle croissoit toujours en perfection, (supposé qu'il ne soit point possible de lui donner toute la perfection tout à la fois,) la chose se pourroit encore expliquer de deux façons, savoir par les ordonnèes de l'hyperbole ou par celle du triangle. Suivant l'hypothése de l'hyperbole, il n'y auroit point de commencement, et les instans ou états du monde seroient crû en perfection depuis toute l'éternité; mais suivant l'hypothèse du triangle, il y auroit en un commencement. L'hypothèse de la perfection égale seroit celle d'un rectangle. Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison.

Ainsi il n'est par si aisé de decider, entre les trois hypothèses, et il faut encore beaucoup de méditation pour en venir à bout. Ferner in noch einem andern: Quant à la grande question, s'il est possible de démontrer par raison quelle hypothèse, savoir du rectangle, du triangle ou de l'hyperbole, est préferable dans la constitution de l'univers, je crois qu'il faudroit s'attacher à un raisonnement rigoureux en bonne forme. Car comme en métaphysique on n'a pas l'avantage des mathématiciens de pouvoir fixer les idées par des figures; il faut que la rigueur du raisonnement y supplée, laquelle ne peut guère être obtenue en ces matières, qu'en observant la forme logique. — Ainsi je vous prie, Monsieur, de penser comme vous pourriez reduire vos raisonnemens là-dessus à une forme due; car je n'en vois pas encore le moyen. Und, wie geſagt, alles dieſes ſchrieb er im Jahre 1715; alſo, am Ende ſeiner Laufbahn, in Briefen, welche die lezten Erläuterungen ſeines Syſtems enthalten. Daher ſind dieſe nämlichen Briefe an Herrn Bourguet, welche in des Herrn Dutens Ausgabe der ſämtlichen Werke zuerſt erſchienen, auch einer der ſchäzbarſten Vorzüge derſelben.

6.

Wollte aber Herr Eberhard ſeine Worte nicht ſo genau genommen wiſſen; ſollte er blos haben ſagen wollen, daß obſchon Leibniz keine von den gedachten Hypotheſen im eigentlichen Verſtande demonſtriren können, er gleichwohl für die von dem beſtändigen Fortgang zu größerer Vollkommenheit, einen merklichern Hang gehabt habe: ſo muß ich geſtehen, daß ich ihm auch hierin nicht beifallen kañ. Leibniz ſcheint mir vielmehr der immer glei-

chen Vollkommenheit um vieles geneigter geweſen zu ſein, ja ſeinen Freund einer förmlichen Demonſtration derſelben ſehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht ſeine Urſachen hatte, lieber aus ihm herauszuholen, als ihm vorzuſagen. Ich gründe mich beſonders auf die Stelle, wo er ihm ſchreibt: Vous avez raison, Monsieur, de dire, que de ce que les êtres finis sont infinis en nombre, il ne s'ensuit point que leur système doit récevoir d'abord toute la prefection dont il est capable. Car si cette consequence étoit bonne, l'hypothèse de rectangle seroit demontré. Mich dünkt nämlich, weñ dieſe Folge auch nicht nothwendig, ſondern weñ ſie nur möglich iſt, daß dadurch die Hypothes des Rectangels ſchon einen großen Vorzug gewiñt. Deñ das Ganze köñte ſonach in jedem Augenblike diejenige Vollkommenheit haben, der es ſich, nach der andern Hypothes, nur immer nähert, ohne ſie jemals zu erreichen; und ich ſehe nicht, warum es nicht eben daher das Wählbarere für die ewige Weisheit ſollte geweſen ſein. Die Möglichkeit aber, daß die unendliche Zahl der endlichen Weſen gleich anfangs in den vollkommenſten Zuſammenhang, deren ſie fähig ſind, gebracht werden können, gibt Leibniz nicht allein zu, ſondern rettet ſie auch gegen den Vorwurf des immer Einerleien; indem er zeigt, daß weñ der nämliche Grad der totalen Vollkommenheit ſchon bliebe, dennoch die einzeln Vollkommenheiten unaufhörlich ſich ändern würden.

7.

Doch geſezt auch, alles dieſes verhielte ſich nicht ſo, wie ich ſage; geſezt, es wäre ganz unſtreitig, was Herr Eberhard vorgibt, daß Leibniz den unaufhörlichen Wachstum der gleichmäßigen

Vollkommenheit augenſcheinlich vorgezogen habe: würde er nicht ſodañ wenigſtens den Begrif, den Leibniz mit dieſem Wachstum verband, viel zu weit ausdehnen? Leibniz hatte ihn zuverläßig blos von den allgemeinen Zuſtänden des Ganzen verſtanden: und Herr Eberhard erſtrekt ihn auf alle einzelne Weſen. Weñ aber auch dieſe in beſtändiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung ſein ſollen: ſo möchte ich wiſſen, wie bei moraliſchen Weſen überhaupt Sünde ſtatt haben köñte? Es wäre deñ, daß die Sünde ſelbſt nichts anderes als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung ſein ſollte. Nein, ſo hat Leibniz gewiß nicht gedacht; ſondern was er von einem einzeln Zuſtande des Ganzen, nach der Hypothes der gleichmäßigen Vollkommenheit, ſagt: cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choses singulières qui la composent puissent augmenter et diminuer en perfection:* das iſt ſchlechterdings auch von jedem Zuſtande des Ganzen, nach der Hypothes des immerwährenden Wachstumes zu verſtehen. Das Ganze mag in dem nämlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern, oder jeden Augenblik an Vollkommenheit wachſen: ſo hindert das eine eben ſo wenig, als das andere, daß nicht einzelne Weſen eben ſowohl an Vollkommenheit zunehmen, als abnehmen köñten. Ohne dieſes mögliche Abnehmen iſt bei moraliſchen Weſen die Sünde unerklärlich; und mehr, als eben dieſes mögliche Abnehmen, braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, ſelbſt iñ dem Syſtem der immer wachſenden Vollkommenheit, zu erklären.

8.

Aber ich muß zuvörderſt jene eſoteriſche große Wahrheit ſelbſt anzeigen, in deren Rükſicht Leib-

niz, der gemeinen Lehre von der ewigen Verdam̃niß das Wort zu reden, zuträglich fand. Und, welche kañ es anders ſein, als der fruchtbare Saz, daß in der Welt nichts inſuliret, nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen iſt? Weñ daher auch keine Sünde ohne Folgen ſein kañ, und dieſe Folgen die Strafen der Sünde ſind: wie können dieſe Strafen anders als ewig dauern? wie können dieſe Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Herr Eberhard ſelbſt erkeñt, in dieſem Verſtande, die Ewigkeit derſelben, und drükt ſich mit aller Stärke und Würde darüber aus. „Weñ nichts anderes die endloſe Hölle „ſein ſoll, als dieſer ewige Schaden, der uns „von jeder Verſündigung ankleben ſoll: ſo wird „niemand bereitwilliger ſein, als ich, dieſer Mei„nung die Hände zu bieten. Ich werde gern alle „Mißdeutungen, denen der Ausdruk köñte unter„worfen ſein, um der Sache ſelbſt willen, über„ſehen. Ich werde es mit allem Eifer, und mit „aller Überredungskraft, die mir Gott gegeben hat, „den Gemüthern einzuprägen ſuchen, daß eine „jede Unſittlichkeit ihre böſe Folgen bis in's Un„endliche habe, daß ein jeglicher Schritt, den „man in dem Wege der Vollkommenheit zurük „thut, unſer ganzes ewiges Daſein hindurch, an „der ganzen Summe derſelben, an der Länge des „durchlaufenen Weges fehlen werde.“ Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige Baumgarten dieſe Ewigkeit der Strafe zu innuiren ſchien? Wie kam es, daß er dieſem allein die Ehre gab, einen ſo wahren und großen Verſtand damit verknüpft zu haben? Folget ſie nicht auch aus leibniziſchen Grundſäzen? Ja beruht ſie ſelbſt bei Baumgarten auf andern Grundſäzen, als auf leibniziſchen? Der Saz, woraus ſie dieſer unmittelbar herleitet, daß kein negatives Ding in ei-

nem reellen Dinge ein Grund von Realität ſein könne: was iſt er weiter, als eine für gewiſſe Fälle brauchbarere Formel des zureichenden Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus dieſem Saze nicht ſowohl die ewige Fortdauer der Verdam̃niß, als die Unmöglichkeit aus der Verdam̃niß durch die Verdam̃niß in die Seligkeit überzugehen, flieſſet.

9.

Wen̄ nun aber die Ewigkeit der Strafen in ungezweifelten leibnizischen Lehren ſo offenbar gegründet iſt: ſo muß ſie ſich auch zu beiden Hypotheſen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen ſowohl als der wachſenden, ſchiken; wen̄ ſich anders das ganze Syſtem des Leibniz, wie ich geſagt habe, gleichgültig gegen dieſe Hypotheſen verhält. Und das thut ſie auch wirklich; unter der Einſchränkung nämlich, daß ſowohl die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzelnen Weſen, ſondern von den totalen Zuſtänden aller Weſen zugleich, prädicirt wird. Unbeſchadet der einen und der andern, kan̄ ein moraliſches Weſen nicht allein in ſeinem Fortgange zur Vollkommenheit ſtoken, nicht allein einige Schritte zurükgehen: ſondern ich ſehe nicht, warum es nicht auch in dieſem Rükgang ewig beharren, und ſich immer weiter und weiter von ſeiner Vollkommenheit entfernen kön̄te? Auf dieſer Möglichkeit beruhet der exoteriſche Grund, den Leibniz für die unendliche Dauer der Verdam̃niß, aus der endloſen Fortſezung der Sünde hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu ſein, nicht nur eine ewige Verdam̃niß, ſondern eine ewige in alle Ewigkeit wachſende Verdam̃niß daraus folgern müßen.

10.

Allerdings ſchaudert die Menſchheit bei dieſer Vorſtellung, ob ſie ſchon nur auf die bloße Möglichkeit ſich bezieht. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: warum mit einer bloßen Möglichkeit ſchreken? Deñ ich müßte mich der Gegenfrage beſorgen: warum nicht damit ſchreken, weñ ſie doch nur eigentlich für den erſchreklich ſein kañ, dem es mit ſeiner Beſſerung nie ein Ernſt geweſen? Geſezt aber auch, daß es ſelbſt mit dieſer Möglichkeit noch nicht ſeine Richtigkeit hätte; daß ſie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen beſtehen köñte; daß aber der ewige Rükgang eines moralichen Weſens, in ſich ſelbſt widerſprechend wäre: ſo bleibt auch ſo noch die Ewigkeit der Strafen nach den ſtrengſten leibnizischen Grundſäzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen iſt, und ſich alſo in alle Ewigkeit durch ſich ſelbſt beſtrafet. Deñ nun auch angenommen, daß das höchſte Weſen durchaus nicht anders ſtrafen kañ, als zur Beſſerung des Beſtraften; angenommen, daß die Beſſerung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe ſei: iſt es ſchon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders beſſern kañ, als dadurch, daß ſie ewig dauert? Will man ſagen: allerdings; durch die lebhafte Erinnerung, welche ſie von ſich zurük läßt? Als ob dieſe lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre!

11.

Doch warum bei Dingen verweilen, die niemand läugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geläugnet, ſondern — was deñ? — Die Ewigkeit der Hölle. — Alſo iſt beides nicht

eines? Alſo iſt die Hölle etwas anderes, wenigſtens etwas mehr, als der Inbegrif jener Strafen? — Ich weiß wohl, daß es Theologen gibt, die dieſer Meinung ſind. Allein ich finde, daß wenigſtens Herr Eberhard unter dieſe Theologen nicht gehört; und er iſt darum gewiß nicht weniger orthodox, als ſie; deñ in der ganzen Religion iſt nichts, was ſo etwas zu glauben nöthigte. Vielmehr kañ und darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß die in der Schrift bedrohten Strafen keine anderen ſind, als die natürlichen, welche auch ohne dieſe Androhung auf die Sünde folgen würden. Weñ aber eine höhere Weisheit eine dergleichen auſſerordentliche Androhung noch für nöthig gehalten hat: ſo hat ſie für eben ſo zuträglich erkañt, ſich ganz nach unſeren gegenwärtigen Empfindungen davon auszudrüken. Und hier, denke ich, ſtehen wir an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten gefloſſen ſind, warum man die Ewigkeit der Verdam̃niß läugnen zu müßen geglaubt. Indem nämlich die Schrift, um die lebhafteſte Vorſtellung von jener Unglükſeligkeit zu erweken, die auf die Laſterhaften wartet, faſt alle ihre Bilder von dem körperlichen Schmerze hernahm, mit dem alle Menſchen ohne Ausnahme am bekañteſten ſind: ſo hat man, weñ auch nicht die körperlichen Schmerzen ſelbſt, wenigſtens deren Beſchaffenheit und Verhältniß zu unſerer Natur, nicht für das Bild, ſondern für die Sache ſelbſt genommen, und aus dieſem falſchen Begriffe etwas beſtritten, was auf alle Weiſe gegründeter iſt, als dieſer Begrif. So ſind aus Strafen, Qualen; aus Qualen, ein Zuſtand von Qualen; aus der Empfindung eines ſolchen Zuſtandes, eine alles andere ausſchließende, unſers ganzen Weſens ſich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die intenſive Unendlichkeit, die man, mehr oder we-

niger, ſtillſchweigend oder ausdrüklich, den Strafen der Hölle unbedachtſam beigelegt, oder gar beilegen zu müßen geglaubt; dieſe weder in der Vernunft noch in der Schrift gegründete intenſive Unendlichkeit allein iſt es, welche die unendliche Dauer derſelben ſo unbegreiflich, mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes ſo ſtreitend, unſern Verſtand und unſere Empfindung ſo empörend, macht, von jeher gemacht hat, und nothwendig machen muß.

12.

Beſonders bei denen machen muß, die ſich keine göttliche Strafen ohne Abſicht der Beſſerung denken können. Ihr Gefühl iſt ſehr richtig, aber ihr Verſtand macht einen Trugſchluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Beſſerung ausgeſchloſſen, ſondern durch die intenſive Unendlichkeit derſelben. Deñ zu dieſer intenſiven Unendlichkeit gehört vornehmlich ihre Stetigkeit; und dieſe Stetigkeit iſt es, welche alle Beſſerung unmöglich macht. Ich will ſagen, und habe zum Theil ſchon geſagt: weñ die Strafen beſſern ſollen; ſo hindert die immerwährende Fortdauer des phyſiſchen Übels derſelben ſo wenig die Beſſerung, daß vielmehr die Beſſerung eine Folge dieſer Fortdauer iſt. Aber die Empfindung dieſes dauernden Übels muß nicht ſtetig, muß wenigſtens in ihrer Stetigkeit nicht immer herſchend ſein: weil es unbegreiflich iſt, wie bei dieſer herſchenden Stetigkeit auch nur der erſte Entſchluß zur Beſſerung entſtehen köñte. Herr Eberhard ſelbſt behauptet die Möglichkeit des erſtern mit ſo ausdrüklichen als nachdrüklichen Worten: „Das Phyſiſche der Strafe mag immer „bleiben; der beſſer belehrte Sünder wird es kein Übel „mehr nennen, er wird ſich dabei nicht mehr unglüklich „dünken, ſo ſchmerzhaft es auch immer ſeiner Siñ-

„ lichkeit ſein mag.“ Was heißt dieſes anders; als daß ſich der Sünder beſſern kañ, ungeachtet ſeine Strafe nie aufhört? Aber wañ ſollte er nur den Gedanken faſſen, daß das fortdauernde phyſiſche Übel für ihn ein wohlthätiges Übel ſei, wañ ſollte er anfangen können, beſſer belehrt zu ſein, falls die Empfindung dieſes Übels ſo intenſiv und ſtetig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrüken der Schrift folgern zu müßen glaubt?

13.

Ich ſage mit Bedacht, aus einigen figürlichen Ausdrüken. Deñ andere, beſonders weñ man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrüken rechnen darf, leiten auf weit richtigere Begriffe, mit welchen ſowohl die Endloſigkeit der Strafen, als zugleich die Beſſerung des Beſtraften beſtehen kañ. Daß aber die eine die andere nicht aufhebt, iſt nicht allein unter der Vorausſezung begreiflich, daß die Beſſerung nicht anders als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne: ſondern kañ auch auf eine andere Weiſe mehr als wahrſcheinlich gemacht werden. Nämlich, weñ man in Erwägung zieht, daß obſchon Strafe und Belohnung etwas poſitives ſein werden und ſein müßen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe ſind, welche die nämlichen bleiben, ſo lange ſie in dem nämlichen Verhältniſſe abnehmen oder wachſen. Der reiche Mañ in der Hölle mag ſich immer beſſern; mag ſich immer, von dem erſten Augenblike der empfundenen Strafe an, ſeiner Vollkommenheit wieder zugewandt, und mit jedem folgenden Augenblike ſich ihr mehr und mehr genähert haben. Hört er darum auf, in Anſehung des Lazarus, in der Hölle zu bleiben, der von dem erſten Augenblike ſeiner empfundenen Se-

ligkeit an, indeß um eben ſo viele Schritte einer höhern und höheren Vollkommenheit zugeeilet iſt? — Wer hierwider im Ernſte den Einwurf machen kañ, daß auf dieſe Weiſe Hölle und Himmel in eines fließen, und ſich jeder Sünder ſonach tröſten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in den Himmel zu kommen: der iſt gerade derjenige, mit dem man ſich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung einlaſſen müßte. Für ihn mag es nur immer bei dem Buchſtaben bleiben. Deñ auf ihn und ſeinesgleichen, ward gerade bei dem Buchſtaben geſehen.

14.

Aber einen Mañ, wie Herr Eberhard, darf ich fragen, ob jene unzertreñte Fortſchreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere ſeine relative Benennung verliert, nicht ſchon aus dem Syſtem der beſſernden Strafen folget? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwiſchen Himmel und Hölle macht, die nirgends gränzenden Gränzen, die auf einmal abgeſchnittenen Schranken derſelben, die, ich weiß nicht, durch was für eine Kluft von Nichts, getreñt ſein ſollen, dieſſeits welcher ſchlechterdings nur lauter ſolche, und jenſeits welcher ſchlechterdings nur lauter andere Empfindungen ſtatt haben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphiloſophiſcher ſind, als der allergröbſte Begrif von der ewigen Dauer der Strafen nur immer ſein kañ? bei dieſem liegt doch noch wenigſtens eine große unſtreitige Wahrheit zum Grunde: und er wird nur darum ſo unſinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimt, die ſowohl mit dem Weſen der Seele, als mit der Gerechtigkeit Gottes ſtreiten.

15.

Daß ſie mit dem Weſen der Seele ſtreiten, iſt daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig iſt, das iſt, keiner ſolchen Empfindung fähig iſt, die bis in ihr kleinſtes Moment nichts als angenehm, oder nichts als unangenehm wäre: geſchweige, daß ſie eines Zuſtandes fähig ſein ſollte, in welchem ſie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art, hätte. Daß ſie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes ſtreiten, dieſes, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen ſein worden, als es verdient. Was heißt indeß offenbarer damit ſtreiten, als annehmen oder zu verſtehen geben, daß ſelbſt die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bei ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menſchlichen Gerechtigkeit in gewiſſen Fällen unvermeidlich iſt? Dieſe Unvollkommenheit beſteht darin, daß die menſchliche Gerechtigkeit, weñ Strafen und Belohnungen colludiren, nicht anders als durch die wenigere Beſtrafung belohnen, und durch die wenigere Belohnung beſtrafen kañ: mit einem Worte, daß ſie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruk iſt, in Bauſch und Bogen beſtrafen und belohnen muß. Aber müßte dieſes auch Gott? Nimmermehr. Sondern, weñ es wahr iſt, daß der beſte Menſch noch viel böſes hat, und der ſchlimſte nicht ohne alles Gute iſt: ſo müßen die Folgen des Böſen jenem auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten dieſen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß ſeine Hölle noch im Himmel, und ſeinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Böſen müßen von den mehrern Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehrern Folgen des Böſen nicht

blos abgezogen werden: ſondern jede derſelben müſſen ſich, in ihrer ganzen poſitiven Natur, für ſich ſelbſt äuſſern. Nichts anderes meinet die Schrift ſelbſt, weñ ſie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leſer, ſtellt er ſich dieſe Stufen auch ſo vor? Oder gibt er nicht vielmehr einer jeden dieſer Stufen, ſie ſei ſo niedrig als ſie wolle, gleichſam ihre eigene intenſive Unendlichkeit? Die niedrigſte Stufe des Himmels, iſt ihm freilich nur die niedrigſte: aber dem umgeachtet, nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

16.

Und nun: warum ſeine Waffen nicht lieber gegen dieſe irrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leichter aus der Schrift hinweg zu exegeſiren ſind, als die unendliche Dauer der Strafen? Mich wenigſtens dünket, daß ſelbſt der ſcharfſinnigſte Ausleger, weñ er gegen dieſe an will, Dinge als ausgemacht annim̃t, gegen welche noch ſehr viel einzuwenden wäre. Z. E. Weñ Herr Eberhard darauf dringt, daß das Wort ewig in der hebräiſchen und griechiſchen Sprache nur eine unbeſtim̃te, aber keineswegs unendliche Dauer andeute; ſo ſagt er unter andern: „Überhaupt muß man die Zeit„folge in der ſtufenweiſen Erhöhung eines ſolchen „abſtracten Begrifs, als der Begrif der Ewigkeit „iſt, wohl bemerken. Dieſer Begrif iſt nicht im„mer ſo transcendental geweſen, als ihn zulezt „die ſtärkſte Anſtrengung der erhabenſten Philoſo„phie gemacht hat." Die Erinnerung, welche hier zum Grunde liegt, kañ bei vielen methaphyſiſchen Begriffen ihre gute Anwendung haben, bei dem aber von der Ewigkeit wohl ſchwerlich. Da er blos negativ iſt, ſo ſehe ich nicht, was für eine

Gradation darin möglich iſt. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von jeher ſo vollſtändig gehabt, als er nur ſein kan̄. Daß man eine lange unbeſtim̄te Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt geweſen: das beweiſet im geringſten nicht, daß man ſich anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange unbeſtim̄te Zeit gedacht habe. Den̄ jenes geſchieht noch täglich auch von Leuten, die ſehr gut wiſſen, was das Wort Ewigkeit eigentlich ſagen will. Noch weniger beweiſet die urſprüngliche Armuth der Sprache, die den abſtracten Begrif der Ewigkeit nicht anders, als durch Häufung der Zeit auf Zeit, auszudrüken wußte, daß dem Begriffe ſelbſt das Weſentliche jemals gefehlt habe. Die Geſchichte der Weltweisheit iſt auch völlig dagegen. Den̄ er ſei immerhin, dieſer Begrif der Ewigkeit, eine beſondere Anſtrengung der erhabenſten Philoſophie: wenigſtens iſt die Philoſophie einer ſolchen Anſtrengung ſehr früh fähig geweſen; und dieſe erhabenſte Philoſophie iſt keine andere, als die allerälteſte. Selbſt das Transcendentalſte, deſſen er fähig iſt, dieſer Begrif der Ewigkeit, und wozu ſich ſelbſt noch jezt ſo wenige erheben können; ich meine die Ausſchließung aller Folge: ſelbſt dieſes war den alten Philoſophen ſchon ſehr geläufig, und wie geſagt, faſt geläufiger, als unſern.

17.

Eben ſo wenig möchte ich verſchiedene andere Äuſſerungen des Herrn Eberhard über dieſe Materie, zu den meinigen machen, die ohne das Weſentliche der Streitfrage zu betreffen, ſie dennoch in einem falſchen Lichte zeigen. Ein ſolches Licht nenne ich, die obſchon nicht ausdrükliche Behauptung, aber gleichwohl ſehr richtig zu folgernde

Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Chriſten entſtanden ſei. „Zwar „bin ich nicht im Stande, ſagt er, den wahren Zeitpunkt ihres Entſtehens und ihrer Ausbreitung unter den Chriſten anzugeben. Es ſei „aber welcher es wolle, ſo muß in demſelben „die Barbarei ſchon ſo viel Land gewonnen „haben, daß die Sophiſterei der Schulgelehrten „in den menſchlichen Gemüthern einen gebahnten Weg vor ſich finden koñte. Deñ daß die „Vernunft dieſe ſchrekliche Lehre verkenne, davon hoffe ich den Beweis bis zu einer ſolchen „Augenſcheinlichkeit zu führen, daß ihnen nichts „mehr wird übrig bleiben, als ſie auf die Rechnung unrichtig verſtandener Schriftſtellen zu „ſchreiben.“ Wie geſagt, weñ er es in dieſen Worten nicht ausdrüklich läugnet, daß auch andere Religionen, als die chriſtliche, die ewigen Strafen der Laſterhaften lehren, und gelehrt haben: ſo iſt ſein Ausdruk doch nicht ganz unſchuldig, weñ der Sache Unkundige ſich daraus einbilden, daß es allerdings von keiner andern geſchehe, oder jemals geſchehen ſei. Gleichwohl iſt dieſes ſo falſch, daß es ihm ſchwer werden dürfte, auch nur eine zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre, und ſich nicht vielmehr von dem Gegentheil eben ſo ſtreng ausdrüke, als er zugeſtehen muß, daß es in der Schrift wenigſtens dem Anſehen nach geſchieht. Ein jeder neue Chriſt brachte daher die gemißbilligte Lehre aus ſeiner verlaſſenen Religion in die chriſtliche ſchon mit hinüber; und die mißverſtandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf zu bringen, ſondern koñten ihn höchſtens nur darin beſtärken. Vielmehr dürfte ſich der Zeitpunkt weit leichter angeben laſſen, weñ man eine allen Religionen ſo

gemeine Lehre, in der chriſtlichen Religion zuerſt angefangen hat, theils aus vermeinten philoſophiſchen Gründen, theils aus eigenen mißverſtandenen Vorausſezungen, zu beſtreiten. Und auch ſchon wegen dieſer Übereinſtimmung aller Religionen, möchte ich nicht mit dem Herrn Eberhard ſagen: „daß die Vernunft dieſe ſchrekliche Lehre verkenne," oder wie er ſich an einem andern Orte noch nachdrüklicher ausdrükt, „daß die Vernunft an dieſem Lehrſaze unſchuldig; daß in dem ganzen Umfange ihrer Wahrheiten ſich nicht eine finde, die durch eine richtige Folgerung dahin führe." Was alle Religionen gemein haben, kañ ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund ſein; und unſtreitig iſt die von jeher, obſchon mehr dunkel empfundene als klar erkañte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde, hinlänglich geweſen, darauf zu bringen. Oder vielmehr dieſe Wahrheit, und die Lehre von den ewigen Strafen iſt im Grunde eines; nur in den verſchiedenen Religionen durch die Bemühung dieſe Strafen ſiñlich zu machen, mehr oder weniger verſtellet.

18.

Ich ſchlieſſe mit der nähern Anzeige der gleich anfangs erwähnten Urſache, warum ich wünſchen köñte, daß ſich Herr Eberhard gegen die ewigen Strafen der Laſterhaften, wenigſtens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es iſt dieſe, weil Sokrates ſelbſt ſolche ewige Strafen in allem Ernſte geglaubt, wenigſtens ſo weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten, ſie mit den unverdächtigſten ausdrüklichſten Worten zu lehren. Man ſehe ſeine Rede zum Schluſſe des Gorgias beim Plato,[1]) in welcher folgende Stelle ſchlechterdings

1) (c. 81.)

keine Einwendung dagegen erlaubt. Προσηκει δε παντι τῳ εν τιμωρια οντι, ὑπ' αλλου ορθως τιμωρουμενῳ, η βελτιονι γιγνεσθαι και ονινασθαι, η παραδειγμα τι τοις αλλοις γιγνεσθαι, ἱνα αλλοι ὁρωντες πασχοντα, ἁ αν πασχῃ, φοβουμενοι βελτιους γιγνωνται. Εισι δε οἱ μεν ωφελουμενοι τε και δικην διδοντες ὑπο θεων τε και ανθρωπων ουτοι, οἱ αν ιασιμα ἁμαρτηματα ἁμαρτωσιν· ὁμως δε δι' αλγηδονων και οδυνων γιγνεται αυτοις ἡ ωφελεια και ενθαδε και εν ᾁδου· ου γαρ οἱον τε αλλως αδικιας απαλλαττεσθαι. Οἱ δ' αν τα εσχατα αδικησωσι, και δια τα τοιαυτα αδικηματα ανιατοι γενωνται, εκ τουτον τα παραδειγματα γιγνεται, και ουτοι αυτοι μεν ουκετι ονινανται ουδεν, ἁτε ανιατοι οντες, αλλοι δε ονινανται, οἱ τουτους ὁρωντες δια τας ἁμαρτιας τα μεγιστα και οδυνηροτατα και φοβερωτατα παθη πασχοντας τον αει χρονον, ατεχνως παραδειγματα ανηρτημενους εκει εν ᾁδου εν τῳ δεσμωτηριῳ, τοις αει των αδικων αφικνουμενοις θεαματα και νουθετηματα. — Hier iſt aller Ausflucht vorgebauet. Das τον αει χρονον iſt nicht ſo zweideutig, als jenes αιων oder αιωνιος. Und was wäre auch alle Zweideutigkeit, bei dem ausdrüklichen Gegenſaze von Verdam̃ten, die Strafen und Schmerzen leiden, damit ſie ſich beſſern, und von Verdam̃ten, die ſich durchaus nicht beſſern können, ſondern blos andern zum Beiſpiele in alle Ewigkeit gemartert und gepeinigt werden? Τα μεγιστα και οδυνηροτατα και φοβερωτατα παθη πασχοντας τον αει χρονον. Freilich iſt es wahr, daß wenigſtens ſonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt, ohne Unterſchied, ewig machte. Aber weñ blos dadurch ſeine Lehre erträglicher wird: was iſt deñ in unſerer Religion, das uns hindert dieſen Unterſchied nicht auch anzunehmen? Was uns hindert? Als ob nicht der größere Theil unſerer Glaubensgenoſſen ihn wirklich angenommen hätte? Jener mittlere Zuſtand, den die ältere Kirche glaubet und lehret, und den unſere

Reformatoren, ungeachtet des ärgerlichen Mißbrauches, zu dem er Anlaß gegeben hatte, vielleicht nicht ſo ſchlechtweg hätten verwerfen ſollen: was iſt er im Grunde anderes, als die beſſernde ſokratiſche Hölle? Und weñ es deñ nur auch blos möglich wäre, ja in alle Ewigkeit blos möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weiſe zu beſſern ſtünden; Sünder, welche nie aufhören köñten, zu ſündigen: warum für dieſe blos möglichen Ungeheuer, nicht auch blos mögliche, ihnen allein zukommende Stafen annehmen, oder gelten laſſen? —

O meine Freunde, warum ſollten wir ſcharfſinniger als Leibniz, und menſchenfreundlicher ſcheinen wollen, als Sokrates?

Des

Andreas Wiſſowatius

Einwürfe wider die Dreieinigkeit.

---

1 7 7 3.

Des

Andreas Wiſſowatius

Einwürfe wider die Dreieinigkeit.

Es iſt mir hier nicht ſowohl um das, was die Aufſchrift ankündiget, als vielmehr um einen Aufſaz unſeres Leibniz zu thun, welchen die Welt zwar hat, aber auch ſo gut wie nicht hat. Ich meine ſeine Defensio Trinitatis per nova reperta logica.

Ich will zuvörderſt die Geſchichte von der Entſtehung dieſes Aufſazes, mit den Worten des Chevalier de Jaucourt, [1] erzählen. „In dieſem „nämlichen Jahre (1671) zeigte ſich unſer Phi„loſoph öffentlich als einen Theologen; und das „bei einer von den Gelegenheiten, die der bloße „Zufall an die Hand gibt. Der Baron von Boi„neburg, welcher eben zur katholiſchen Religion „übergetreten war, hatte an den Andreas Wiſſo„watius, mit dem er in großer Verbindung ſtand, „einen langen Brief geſchrieben, nicht allein um „ſich bei ihm wegen ſeiner Veränderung der Reli„gion zu rechtfertigen, ſondern auch um ihn zu „vermögen, einen gleichen Schritt zu thun. Aber

1) In ſeiner Lebensbeſchreibung des Herrn von Leibniz, die gewöhnlich den franzöſiſchen Ausgaben der Thodicee vorgeſezt iſt. Seite 16. der amſterdamer Ausgabe von 1747.

„der Brief des Barons machte auf den Geiſt des „Wiſſowatius wenig Eindruk. Dieſer Polniſche „von Adel, der unter den Unitariern ſehr berühmt „war, iſt den Gottesgelehrten durch verſchiedene „Schriften bekañt, die man in der ſogenañten „Bibliothek der polniſchen Brü„der geſammelt hat, wo ſie unter den Anfangs„buchſtaben ſeines Namens A. W. vorkommen. Er „war übrigens ein Enkel des Fauſtus Socinus, „und damals bereits in hohem Alter. Er hatte „Zeit ſeines Lebens nichts gethan, als die Grund„ſäze ſeiner Secte vertheidiget, für die er das „Elend bauen mußte, welches er muthig ertrug. „Er flüchtete zulezt nach Amſterdam, wo er im „Jahre 1678 ſtarb. Daß nun ſo ein Mañ bei „ſeinen Geſinnungen werde feſt gelieben ſein, „kañ man ſich leicht vorſtellen. Er antwortete „dem Herrn von Boineburg, daß er eben ſo we„nig die Lehre von der Transſubſtantiation, als „die von der Dreieinigkeit zugeben könne; daß er „alſo, ehe er ſich auf jene einlaſſe, ihn vorläu„fig nur auffordern wolle, dieſe feſt zu ſezen, oder „auch nur in ſyllogiſtiſcher Form auf die Gründe „zu antworten, die er ihm dagegen zuſchike; er „ſei gewiß, daß ſo etwas auf keine Weiſe zu lei„ſten ſtehe. Der Baron von Boineburg koñte „Ehren halber nun nicht zurük; er mußte die „Aufforderung annehmen. Weil er aber durch „allzu viele Geſchäfte zerſtreut war, ſo wandte er „ſich an Leibnizen. Er gab ihm das Schreiben „des Wiſſowatius, und beſchwor ihn, eine Ant„wort darauf abzufaſſen; welches dieſer deñ auch „in einem kleinen lateiniſchen Werke that, das „den Titel führet: Die heilige Dreieinig„keit, vertheidiget durch neue logiſche „Schlüſſe (raisonnemens). Und da zeigte nun

„ unſer Gelehrter, daß es blos eine ſehr mangel„hafte Logik ſei, vermittelſt welcher ſich Wiſſo„watius bei dieſer Streitigkeit den Sieg zuſchrei„ben könne; daß hingegen eine genauere Logik „den Glauben der Orthodoxen begünſtige Übri„gens war er nichts weniger, als der Meinung, „daß man die Dreieinigkeit aus philoſophiſchen „Gründen erweiſen müße: er bauete einzig dieſes „Geheimniß auf die göttliche Schrift, und glaub„te ſehr weislich, das Beſte in Anſehung deſſel„ben ſei, weñ man ſich blos und allein an die „geoffenbarten Worte und Ausdrüke hielte, ohne „ſich in weitere Auslegungen einzulaſſen; weil „ſich doch in der Natur kein Exempel finde, wel„ches dem Begriffe der göttlichen Perſonen genau „genug entſpreche. Er trug ſogar kein Bedenken „zu ſagen, daß man ſehr unrecht handle, weñ „man weiter gehe, und das Wort Perſon, und „andere dergleichen, auslegen wolle; als welches „um ſo weniger gelingen könne, da dergleichen „Auslegungen von den Erklärungen abhingen. „Das iſt es deñ mit kurzem, worauf ſeine Ideen „über dieſe Materie hinauslaufen.“

In dieſer Stelle des Jaucourt iſt nicht alles ſo, wie es ſein ſoll. Man erlaube mir alſo, ehe ich weiter gehe, einige Anmerkungen darüber.

1.

Das Chronologiſche darin iſt ganz falſch. Deñ obſchon auch Fontenelle, vor dem Jaucourt, die leibniziſche Schrift, von welcher die Rede iſt, in ebendaſſelbe (1671) Jahr geſezt hat; obſchon ſelbſt Fontenellen die Acta Eruditorum hierin vorgegangen; obſchon Ludovici und Brucker beide das Nämliche nachgeſchrieben: ſo kañ es doch unmög-

lich ſeine Richtigkeit haben. [1]) Deñ Leibniz ſagt in ſeiner Anrede an Boineburgen: Ibit tecum in Poloniam, si pateris, quod a Polono ad te venit. Nun aber that dieſer ſeine Reiſe nach Polen, in der bewußten Angelegenheit des Pfalzgrafen von Neuburg Philipp Wilhelm, im Februar oder März 1669. [2]) Folglich muß Leibniz ſeinen Aufſaz wenigſtens zu Anfange dieſes, wo nicht gar ſchon im vorigen Jahre, verfertiget haben, als in welchem er bereits die Bekañtſchaft des Barons gemacht hatte.

2.

Der unbeſtim̃te Ausdruk des Jaucourt: „der „Baron von Boineburg, welcher eben zu der ka„tholiſcheñ Religion übergetreten war,“ (venant d'embrasser la Religion Catholique) hat den Ludovici zu einem noch gröbern chronologiſchen Irrtume verleitet. Deñ er ſagt: „Zu eben der Zeit (das „iſt, im Jahre 1671) geſchah es, daß der Baron „von Boineburg zur römiſch-katholiſchen Kirche „überging.“ Aber dieſes war bereits beinahe vor zwanzig Jahren geſchehen; nämlich 1653, wie er aus einem Briefe des Conrings an Bluhmen erhellet. [3])

3.

Daß nun ſchon bereits damals Boineburg mit dem Wiſſowatius im Briefwechſel geſtanden, und

1) Eloge de Leibniz, par Fontenelle. — Acta Erudit. Mens. Jul. 1717. Elogium Leibn. p. 326. — Ludovici Hiſtorie der leibniz. Philoſophie Th. 1. S. 8 — 61.

2) Gruberi Anecd. Boineb. P. 1. p. 1227.

3) Gruberi Anecd. Boineb. P. 1. p. 70.

in ſo genauem, daß er ſich für verbunden erachtet, ſich gegen ihn wegen ſeiner Religionsveränderung zu rechtfertigen: iſt ihm geringſten nicht glaublich, ob es gleich auch in den Actis Eruditorum vorgegeben wird. Ich weiß wenigſtens gewiß, daß der Brief, mit welchem Wiſſowatius dem Boineburg ſeine Einwürfe überſchikte, aus Manheim vom October 1665 datiret iſt; woraus ich ſchließe, daß Boineburg wohl überhaupt mit dem Wiſſowatius nicht eher in Verbindung gekommen, als ſeit 1663, da dieſer mit ſeinen aus Polen vertriebenen Brüdern in der Pfalz aufgenommen, und einige Jahre zu Manheim geduldet wurde. Ich erſehe dieſen Umſtand aus dem Leben des Wiſſowatius, [1]) und hätte vermeint, in Struvens pfälziſcher Kirchenhiſtorie mehr davon zu finden.

4.

Was Jancourt ſonſt ſagt, daß Boineburg dem Wiſſowatius nicht ſelbſt antworten können, daß er Leibnizen beſchworen, es an ſeiner Stelle zu thun, ſind nichts als franzöſiſche Auszierungen und Verbrämungen des lateiniſchen Texts in den Actis, der freilich zu ſolchen falſchen Vorſtellungen Gelegenheit gibt. Deñ da Boineburg die Einwürfe des Socinianers bereits 1665 erhalten hatte; Leibniz aber ſeine Antwort früheſtens 1668 aufſezte: ſo hatte jener gewiß längſt ſelbſt darauf geantwortet, ſo gut als er koñte, und communicirte ſie einige Jahre darauf blos Leibnizen, damit auch dieſer ſeine Kräfte daran verſuche. Daß aber Leibniz gar, wie die Acta ſagen, [2]) in Boineburgs Namen ſeine

1) Sandii Bibl. Antitrinit. p. 257.

2) L. c. Leibnitius sub ejus nomine epistolam exaravit, cui titulus: Sacrosancta Trinitas etc.

Antwort abgefaßt habe, widerlegt der Augenſchein; indem ſie nicht in einen Brief von ihm, ſondern in einen an ihn, eingekleidet iſt.

5.

Weñ Jaucort den Titel der leibniziſchen Schrift in ſeiner Sprache angibt, ſo ſezt er in einer Note noch hinzu, daß ſie in ihrer Grundſprache unter dem Titel : Sacrosancta Trinitas per nova argumenta logica defensa, noch in dem nämlichen (1671) Jahre, in Duodez gedrukt worden. Aber dieſer Druk iſt ſicherlich von ſeiner Erfindung. Ich habe nirgends die geringſte Spur davon gefunden, und von Leibnizen ſelbſt köñte er unmöglich ſein veranſtaltet worden. Deñ Leibniz hätte gewiß nicht geſagt, daß er die Dreieinigkeit per nova *argumenta* logica vertheidiget habe. Seine Aufſchrift war per nova *reperta* logica; und beides iſt von einander eben ſo weit unterſchieden, als directe Beweiſe für eine Sache, von bloßen Prüfungen vorgeblicher Beweiſe wider dieſe Sache. Daß Leibniz ſonſt, wie Jaucourt ſagt, es für das Beſte erkläret habe, in Anſehung des ſtreitigen Punktes, de s'en tenir simplement aux termes révélés: das iſt wenigſtens nicht in dieſer Schrift gegen den Wiſſowatius geſchehen; und da, wo es geſchehen, ſezt Leibniz hinzu, autant qu'il se peut. Er ſahe zu wohl ein, daß es mit den bloßen bibliſchen Worten nicht überall gethan ſei; und daß es eine ſehr ſeltſame Art, theologiſche Streitigkeiten beizulegen oder ihnen vorzubauen, ſein würde, weñ man es genug ſein laſſen wollte, daß jeder nur die nämlichen Worte brauchte, möchte er doch dabei denken, was ihm beliebe.

6.

Noch iſt es ſo richtig nicht, weñ Jaucourt vorgibt, daß man die Schriften des Wiſſowatius in der Bibliotheca Fratrum Polonorum geſammelt habe. In dieſer hat man blos, zur Ergänzung der Commentare des Wolzogen über das neue Teſtament, ſeine Auslegung über die Apoſtelgeſchichte, und über die Briefe Jakobi und Judä eingeſchaltet. Was er ſonſt druken laſſen, oder geſchrieben, iſt da nicht zu finden; geſchweige, daß man etwa gar auch die Einwürfe da ſuchen dürfte, deren Mittheilung ich hierdurch vorbereiten wollen.

Deñ dieſe, ſo viel ich weiß, ſind noch nirgends gedrukt. Wenigſtens fehlen ſie da, wo ſie ſchlechterdings nicht fehlen müßten. Ich meine, in den geſamten Werken des Leibniz, in deren erſtem Theile deſſen Antwort darauf zu finden. Dieſe Antwort iſt da völlig unverſtändlich, völlig unbrauchbar, weil ihr Verfaſſer, ohne die Einwürfe ſeines Gegners zu wiederholen, ſich mit bloßen Buchſtaben darauf bezogen. Herr Dutens ſagt, daß er ſie aus dem Adparatu Literario des Polykarp Leyſers, der zu Wittenberg 1718 herausgekommen, abdruken laſſen. Ich habe dieſes Buch nicht bei der Hand; aber ganz gewiß müßen auch da die Einwürfe des Wiſſowatius fehlen: deñ unmöglich köñte ſonſt Herr Dutens ſeine Ausgabe eines ſolchen Übelſtandes ſchuldig gemacht, und von freien Stüken einen Aufſaz ſeines Verfaſſers in ein Räthſel verwandelt haben.

Und wie geſagt, blos darum, blos um einer ſo wohlgemeinten und ſcharfſinnigen Arbeit unſeres Philoſophen alle den Nuzen wiederzugeben, den ſie haben kañ, und den ſie, ich weiß nicht aus welcher Nachläßigkeit, oder aus welchen Abſichten

und Bedenklichkeiten, zu haben verhindert worden: will ich hier etwas druken laſſen, welches ſonſt, ſeinem eignen Werthe und Nuzen nach, gar wohl ungedrukt hätte bleiben können. Deñ ob es gleich das Stärkſte enthält, was die Socinianer jemals auf die Bahn gebracht haben; ob dieſes Stärkſte gleich darin in ſeiner unüberwindlichſten Form erſcheinet: ſo dürfte doch ſchwerlich einer, der mit dieſen Streitigkeiten ſonſt bekañt iſt, das geringſte Neue dabei finden. Wohl aber verdienet die logiſche Bemerkung, wodurch Leibniz den fürchterlichen Schlüſſen der Gegner ihre ſchwache Seite abzugewinnen wußte, noch immer neu genañt zu werden. Wenigſtens habe ich nicht gefunden, daß Bruker ſie unter die logikaliſchen Erfindungen des Leibniz rechnet, wohin ſie doch wirklich gehöret; auch nicht, daß Wolf in ſeiner lateiniſchen Logik von ihr Gebrauch gemacht hätte, andere zu geſchweigen.

Wir werden gleich ſehen, worauf ſie hinausläuft. Deñ da die Handſchrift der Bibliothek, aus welcher ich die Einwürfe des Wiſſowatius nehme, auch die Antwort des Leibniz enthält; und ich, bei Vergleichung derſelben mit dem Gedrukten, bemerke, daß dieſes ſehr verſtümmelt und verfälſcht, daher an vielen Stellen gar nicht zu verſtehen iſt: ſo glaube ich Dank zu verdienen, weñ ich auch ſie hier wiederum mit abdruken laſſe; damit man doch irgendwo das Ganze beiſammen finden möge, und den gehörigen Gebrauch davon machen könne. Ich will unter dem Texte des Leibniz die vornehmſten verſtümmelten und verfälſchten Stellen näher anzeigen; damit man um ſo weniger an der Nüzlichkeit und Nothwendigkeit meines Verfahrens zweifle. Zu mehrerer Bequemlichkeit der Leſer habe ich auch für gut gehalten, Einwürfe und Antwort nicht ein jedes beſonders in ei-

nem fortlaufen zu laſſen, ſondern ſo zu zertheilen und in einander zu ſchlingen, als es die einzelnen Stüke derſelben erfordern.

DEFENSIO TRINITATIS
PER NOVA REPERTA LOGICA
CONTRA EPISTOLAM ARIANI NON INCELEBRIS AD ILLUSTRISS. BARONEM BOINEBURGIUM

AUCTORE

G. G. L.

Ibit tecum in Poloniam, si pateris, illustriss. Domine, quod a Polono ad te venit. Nomini ejus parcere et scripturae privatae jura jubent, et suadet magna, sed ut nos credimus, infelix viri doctrina, cujus non personae sed sententiae nocere volo. 1) Is ergo a te, pro ea, qua erga omnes literarum amantes voluntate es, inter alia eruditionis commercia, appellatus de deponenda sententia exosa et periculosa, et a consensu

1) Iſt es nicht ſonderbar, daß es ſcheint, als ob die Herausgeber dieſer leibniziſchen Schrift mit Fleiß gerade das Gegentheil hiervon hätten thun wollen? Sie haben den Namen des Irrgläubigen genañt, und mit großen Buchſtaben druken laſſen: Responsio ad objectiones Wissowatii; und die Einwürfe ſelbſt haben ſie unterdrükt.

ecclesiae catholicae, id est, tempore perpetuae, loco universalis, abhorrente; argumento quidem, quo tu potissimum nitebaris, in consensu Christianorum posito, non respondit, id enim leve illis videtur, qui assueti sunt in ecclesia et republica summam judicandi potestatem sibi sumere; at vero in se suosque versus ex scriptis eorum hunc velut succum contundendo expressit, quo ego fidenter dico robur omne sophismatum contra Trinitatem contineri. Et profecto sic adstringit nodos, sic difficultates exaggerat, sic prosequitur pugnam, sic ictus ictibus ingeminat, ut qui his repellendis par fuerit, reliqua e pharetra Socini tela possit fortassis audacter contemnere. Ego, illustriss. Domine, cum primum ea et beneficio tuo vidi, et auctoritate ad tentandam responsionem impulsus sum, tum demum cepi et fructum et voluptatem maximam ex profundiore illa philosophia, cui ego me meopte ingenio a puero immersi. Haec mihi, nisi amore veritatis fallor, in sacris meditationibus, in civilibus negotiis, in natura rerum ea documenta suggessit, quibus ad vitam tranquille agendam nihil in me sentio efficacius: quaedam etiam tunc curiosa magis quam utilia, sed quae nunc in tollendis Antitrinitariorum difficultatibus eam lucem attulerunt, ut jam non dubitem, quicquid verum est, idem utile esse.

EPISTOLA ANDREÆ WISSOWATII

ad Bar. Boineburgium, Manhemio, m. Oct. MDCLXV.

Suscepta objectione tua, et missa ad eam responsione, qua nisi fallor ostendi, nostram de Jesu Christo non supremo Deo, sed tamen huic proximo et sub-

ordinato, ac proinde de ejus adoratione divina non suprema, sed supremae proxima, et subordinata, sententiam non implicare contradictionem (*a*), *cujus tu nos arguere voluisti: nunc vicissim tibi aliquas circa idem subjectum contra vulgarem opinionem, quam et tu foves, objectiones, largius quam tu dedisti addere volens, mitto.*

Adspice num mage sit nostrum penetrabile telum. (b)
Quod si ipse objectiones istas examinare negliges, saltem alicui à veritatis exploratione non averso, examinandas porrigito.

LEIBNITIUS.

(a) Quia objectiones et responsiones pristinas non vidi, judicare non possum, an contradictionem sententiae Antitrinitariae probaverint vel diluerint.

(b) Dicis ex Virgilio: *Adspice num mage etc.* Ego ex eodem respondeo:

Postquam arma Dei ad Vulcania ventum est,
Mortalis mucro, glacies seu futilis, ictu
Dissiluit.

WISSOWATII ARGUMENTUM I.

Unus Deus altissimus est pater ille, ex quo omnia;
Filius Dei, J. Christus, non est pater ille, ex quo omnia;
E. Filius Dei, J. Christus, non est unus Deus altissimus. (c)

Syllogismi hujus propositio major habetur I. Cor. VIII, 6. *in verbis Apostoli, qui docere volens, quis nobis Christianis habendus sit Deus ille unus, nempe non talis,*

quales sunt multi dii, quos esse ibidem supra dixit, ait eum esse Patrem illum, ex quo omnia, nempe primam Personam, ex qua ut fonte et causa primoque principio omnia proficiscuntur. Non dicit, ut nunc dici solet, unum illum Deum esse et Patrem et Filium et Spiritum Sanctum, cujus mysterii dicendi hic erat maxima occasio, si usquam. (*d*)

Minor probatur praeter alia inde, quod ibidem vox Jesus Christus distinguatur ab illo Patre, ex quo omnia, et peculiariter describatur alio modo: unus Deus, per quem omnia. (*e*) *Nempe Dominus non supremus, qui est solus Pater, ex quo omnia, sed is, quem Deus ille fecit Dominum* (*f*) *et Christum sive unctum suum, ut aït S. Petrus Apostolus; alter*, Act. II. 36. *per quem, ut secundam et mediam causam, omnia fecit Deus ille supremus, ex quo omnia. De quo vide etiam* Eph. III. 9. Hebr. I. 2. XIII. 21. Act. II. 22. Tit. 3. 4. 5. 6. II. Cor. V. 18. I. Cor. XV. 57. II. Cor. IV. 14. Rom. II. 16. (g)

Hoc autem ipsum, quod Deus ille unus altissimus per Jesum Christum faciat talia, potest esse argumentum peculiare, quo probetur Jesum non esse Deum ipsum altissimum. (*h*)

LEIBNITII RESPONSIO.

(c) Ad argumentum I. praemitto in genere, quod et in sequentibus observandum est, copulas in syllogismorum praemissis vulgo non recte concipi. Distinguendum autem inter propositiones per se, et per accidens. V. g. recte simpliciter dicimus: *omnis homo est rationalis:* sed non recte dicimus: *omnis, qui est homo, est albus.* 1) Quae etiam ex parte observa-

1) So, und nicht mehr, lieſet unſere Handſchrift, von

vit Johannes Raven Berolinensis, in peculiaribus suis de copula speculationibus. Deinde observandum est ex eodem fundamento, *omnes propositiones singulares esse, virtute latentis signi universales*, quod et ab auctore dissertationis de Arte Combinatoria, est annotatum. 1) V. g. haec propositio: *Petrus Apostolus fuit primus Episcopus Romanus*, signis et copula recte positis ita formabitur: *Omnis, qui est Petrus Apostolus, fuit Episcopus Romanus.*

Juxta haec igitur formabimus primum argumentum:

den Worten vulgo non recte concipi, bis hierher. Dafür aber hat das Gedrukte in der Ausgabe der ſämtlichen Werke, nach concipi, einen eigenen Zuſaz, und lautet überhaupt ſo: (Haec observatio etiam prodest ad distinguendam infinitam a negativa. V. g. qui non credunt damnantur; Judaei non credunt: ergo damnantur. Videtur esse syllogismi Minor negativa, sed non est, quia syllogismus sit talis: Qui sunt illi, qui non credunt, damnantur; Judaei sunt illi, qui non credunt; ergo damnantur.) Distinguendum autem inter propositiones per se et per accidens, v. g. recte simpliciter dicimus: Omnis homo est albus. Etsi verum sit; quia albedo humanitati immediate non cohaeret, sed dicendum: omnis, qui est homo, est albus. Quae etiam u. ſ. w. Was in Haken eingeſchloſſen iſt, kañ allenfalls von Leibnizen ſein: vielleicht, daß er es in irgend einer Abſchrift an den Rand geſchrieben hatte, ohne damit ſagen zu wollen, daß dieſe Anmerkung ihm zugehöre. Allein das übrige kañ unmöglich ſo von ihm kommen, wie es da geleſen wird: indem es wahrer Unſiñ iſt.

1) Das iſt, von ihm ſelbſt. Wo er jedoch ebenfalls §. 24. Johañ Rauen anführt. Ebendaſelbſt §. 63. gab er den Rath, die Copula der Bejahung, welche in est liegt, noch beſonders durch das beizufügende revera auszudrüken.

Omnis, qui est unus Deus altissimus, est pater ille ex quo omnia;
Filius Dei non est Pater ille, ex quo omnia,
E. Filius Dei, Jesus Christus non est is, qui est unus Deus altissimus.

Ita Syllogismus erit in Camestres. Respondeo distinguendo: *per omnia* intelliguntur vel creaturae, vel etiam simul Filius. Si creaturae ceterae tantum, concedo Majorem, quod omnis ille, qui est unus Deus altissimus, sit Pater ille ex quo omnia, scilicet omnes creaturae; quia vos ipsi conceditis, omnes creaturas per filium creatas esse. Si vero sub *omnium* voce intelligitur etiam ipse Filius, tunc concessa Minore, quod Filius Dei non sit Pater ille ex quo omnia, nempe ipse etiam Filius, negabitur Major, quod omnis ille, qui est unus Deus altissimus, sit Pater ille ex quo omnia, etiam Filius, oriuntur. Nos enim donec contrarium melius probetur, manemus in hac sententia, quod Filius et Spiritus Sanctus sunt ille, qui est unus Deus altissimus, et tamen non sunt Pater ille, ex quo omnia, et in iis ipse Filius et Spiritus Sanctus quoque oriuntur.

(d) Non est scriptoribus ἁγιοπνευστοις 1) ea necessitas imponenda, ut cujus diçendi etiam maxima occasio est, id statim dicant.

(e) D. Paulus I. c. per Patrem *ex quo* omnia, et per Dominum *per quem* omnia, potest intelligere unum idemque ens, nempe Deum altissimum. Nam alioqui jure naturali, qui pater, idem dominus est li-

1) Dieſes griechiſche Wort fehlt in dem Gedrukten, und iſt doch ſehr nothwendig. Deñ ich glaube nicht, daß Leibniz eine ſolche Freiheit allen und jeden Schriftſtellern hätte zuſchreiben wollen.

berorum; et praepositiones *ex* et *per* non ita disparatae sunt, ut prohibeatur ita loqui: Ex quo sunt omnia, per eum quoque sunt omnia. Nam et Paulus alibi de uno eodemque Deo altissimo, duas has particulas una cum tertia *in*, simul enunciat, cum inquit: *ex quo, per quem, et in quo sunt omnia.* Quam phrasin quidam ad adumbrationem Trinitatis merito trahunt; verum non est meum argumentari, sed respondere.

(f) Non necesse est, ut Paulus I. Cor. VIII. 6. et Petrus *Act. II.* 36. vocem Domini de Christo eodem respectu usurpent, potest ille de Christo quatenus Deus est, hic quatenus homo est, loqui.

(g) Non vacat nunc loca citata omnia evolvere, et ex ipsis exsculpere; si qua in illis difficultas latet, ostendatur.

(h) Argumentum quod implicite proponis, ne dissimulemus esset tale:

Omnis per quem ille, qui est unus Deus altissimus, facit omnia, is non est Deus altissimus;
Filius Dei est ille, per quem ille, qui est unus Deus altissimus, facit omnia:
E. Filius Dei non est Deus altissimus.

In hoc argumento negatur Major. Potest enim Deus altissimus, nempe Pater, per Deum altissimum, nempe Filium, omnia facere, et tamen non per se ipsum, licet per eum, qui etiam est id, quod est ipse. Et ita respondimus, opinor, argumento primo. Ut tamen ad oculum constet, nervum ejus incisum esse, aliud ad ejus imitationem fabricabimus.

Trilineum habet pro abstracto immediato trilineitatem;
Triangulum non habet pro abstracto immediato trilineitatem:

(habet enim trianguleitatem potius; quae si cum tri-

lineitate esset immediate idem, esset etiam idem anguleitas et lineitas, quae demta ternitate remanent. Jam vero anguleitas et lineitas adeo non sunt idem, ut possint etiam duae lineae sine angulo esse, v. g. parallelae.)

E. Triangulum non est trilineum, quod est absurdum.

Respondeo ex fundamento praemisso, Majorem ita formandam: *Omne quod est trilineum etc.* et sic negatur Major. Nam et triangulum est trilineum, et tamen non habet pro abstracto immediato trilineitatem. Hoc principio adhibito, Scholasticorum taediosis circa suppositiones praeceptis, carere possumus. V. g. *Animal est genus; Petrus est animal: ergo Petrus est genus.* Respondeo, Majorem non esse universalem; neque enim is, qui est animal, est genus.

WISSOWATII ARGUMENTUM II.

Qui nescivit diem judicii, is non est Deus altissimus;

Filius nescivit diem judicii:

E. Filius non est Deus altissimus. (i)

Major probatur, quia esse omniscium est Dei altissimi attributum proprium. Qui autem nescivit diem judicii, is non est Deus altissimus. Implicat hoc contradictionem.

Minor patet ex verbis ipsius Christi primo Matth. XXIV. 36. de illa hora nemo scit etc. nisi pater meus solus: *deinde expressus:* Marc. XIII. 32. de die et hora nemo scit, neque Angeli qui sunt in coelo, neque Filius, nisi Pater.

Quantopere haec verba Christi torserint et torque-

ant (k) Homousianos, et quomodo ipsi vicissim torquere soleant, patet ex Maldonato. Adferuntur inter alias responsiones istae: Filium nescivisse, *ita esse interpretandum, non quod vere nesciverit, sed quod se scire dissimulaverit, quod revelare noluerit, quod fecerit ut nos nesciremus, quod eum diem nondum expertus fuerit. Tales sunt Doctorum sive Patrum Ecclesiae in ista Christi verba commentationes, vel potius eorum contorsiones ineptae, ut agnovit ipse Maldonatus Jesuita, easque rejecit. Nam primo eidem non idem est nescire, quod dissimulare se scire, vel nolle dicere. Deinde his admissis sequeretur, posse dici etiam Deum Patrem diem istum nescire, quod est absurdum. Sed ipse Maldonatus, alias ingeniosus, aliam responsionem dubitanter afferens, vineta sua caedit. Vulgata responsio, (l) praesertim Reformatorum (nam alii eam refugere solent) est in distinctione partium in Christo, nescivisse eum hunc diem quoad humanitatem, et scivisse quoad divinitatem.*

Sed 1. *distinctio ista vana est, quando ponit unum suppositum Filii Dei esse Deum altissimum et hominem simul, atque Deum supremum esse hominem, quod est absurdum et implicans contradictionem. (m*) Etenim Deus et homo sunt disparata, et disparata non possunt et de alio tertio et de se invicem praedicari proprie, quod omnes ratione sana utentes nec eam obnubilantes agnoscunt; ut ferrum esse lignum, animam esse corpus, absurdum est. Si idem esset Deus et homo, sequeretur simul, Deum summum simul esse non Deum summum, quod est contradictorium. Nec una pars de toto composito potest praedicari proprie, univoce. Deinde quod composito cuidam inest secundam partem quandam, et quidem majorem ac potiorem, atque adfirmari de eo simpliciter potest ac debet,*

*id de eo non licet negare simpliciter, quamvis ei non insit secundam partem minorem; (m **) ut, quamvis corpus hominis non ratiocinetur, nec sciat aliquid, tamen cum anima ejus ratiocinetur atque sciat, quis dicat simpliciter, hominem non ratiocinari neque aliquid scire? An ipsi concedent, (n) ut dicere liceat: Filius Dei non creavit mundum, non est patri coessentialis, quia ipsi non conveniunt secundum humanam naturam, nisi per idiomatum commentitiam communicationem?* 2. *Quum ista* (o) *Christi natura humana dicatur conjuncta deitati hypostatice in unitate personae, nonne deitas humanitati suae tam arcte conjunctae scientiam hujus secreti, cujus capax esset, communicavit?* 3. *Si persona Filii,* (p) *quae est divina, scivit istum diem; quomodo potuit vere dici, filium nescivisse eum, quum illa persona sit iste filius?* 4. *Simpliciter hic dicitur,* (q) *filium nescivisse diem judicii, ergo hoc de filio toto dicitur, non de parte filii inferiore, quae non solet vocari simpliciter et absolute filius.* 5. *Patet hic per Filium intelligi Filium Dei,* (r) *quatenus est Dei Filius, primo ob id ipsum, quia non dicitur filius hominis, sed absolute filius, per quem solet intelligi Filius Dei: deinde, quia huic filio statim opponitur pater ejus, qui est Deus, ergo istius patris filius intelligitur, et dicitur solus pater scire, et quidem opposite ad filium, idque ita, ut filius nescire, pater vero solus scire dicatur. Tale hinc emergit argumentum arcte stringens;*

Quicunque scivit tunc diem judicii, is est pater Jesu Christi;

At Filius, etiam secundum divinitatem consideratus, non est pater J. C.

E. Filius etiam secundum deitatem consideratus, non scivit diem judicii. (s)

Major probatur ex verbis Christi, quibus dixit, solum Patrem suum diem istum scivisse. Nam si solus Pater Christi scivit, ergo quicunque scivit, is est Pater J. C. et quicunque non est Pater J. C. is nescivit, sive exclusus est ab ista scientia.

Minor negari non potest, quia est in confesso apud omnes. Ergo conclusio est firma. Simile argumentum peti potest ex eo, (t) quod sicuti hic omniscientiam, ita alibi omnipotentiam talem, ut omnia a se ipso facere posset, Filius Dei sibi denegavit: Joh. V. 19. 30. VIII. 28. *Tum ex eo, quod Filius omnia habeat non a se, sed a Deo Patre sibi data:* (u) Matth. XI. 27. XXVIII. 18. Jo. III. 35. XIII. 3. XVII. 27.

LEIBNITII RESPONSIO.

(i) Argumentum secundum, ut formale sit, sic formandum est:

Qui est ille, qui nescivit diem judicii, is non est ille, qui est Deus altissimus;

Filius Dei nescivit diem judicii:

E. Filius non est ille, qui est Deus altissimus.

Et sic negatur Major. Nam potest quis, ex nostra hypothesi, simul esse ille, qui nescit diem judicii, nempe homo, et ille, qui est Deus altissimus. Quae hypothesis nostra, quod idem simul possit esse Deus et homo, quamdiu non evertitur, tamdiu contrarium argumentum petit principium. Quidlibet autem possibile praesumitur, donec contrarium probetur.

(k) Interpretes textum contorquentes nihil ad nos. Utri plus textum torqueant, et ex pluribus interpretationibus possibilibus eligant improbabiliorem, dummodo sibi faveat, alibi demonstrandi occasio erit.

(l) Vulgatam hanc responsionem, neque qui se Catholicos, neque qui Evangelicos, neque qui Reformatos vocant, quod sciam aversantur.

(m *) Disparata neque de se, neque de eodem tertio praedicari posse, plane nego, dummodo quae circa copulam admonuimus serventur. Etsi minus bene dicatur, ferrum esse lignum et animam esse corpus, tamen potest casus contingere, in quo recte dicatur: quoddam quod est ferrum (scilicet ex parte), id est lignum, (scilicet ex alia parte). Nec absurdum est, eundem esse et non esse Deum altissimum pro diversis partibus; nec video, cur non pars de toto proprie praedicari possit, dummodo reduplicatio addatur, vel subintelligatur. Proprie enim totum nihil est aliud quam singulae partes de eodem praedicatae cum unione, v. g. *homo est anima et corpus.* Quidni liceat resolvere copulationem in duas simplices: *homo est anima, et homo est corpus?* Igitur similiter, si, ex nostra hypothesi, Christus est unum ex Deo et homine, licebit dicere: *Christus est Deus et homo*, et ita: *Christus est Deus, et Christus est homo.*

(m **) Quod objicitur inconveniens esse, ut Christus simpliciter intelligatur dixisse, se nescire, ideo quia pars sui inferior nescivit, id cur inconveniens sit, non video. Inprimis eo tempore, quo functio parti inferiori ordinarie inesse solita ei subtracta est. Sciendum enim, ordinarium quidem esse, ut divinitas scientiam humanitatis sibi conjunctae perficiat, si non per comunicationem ejus numero idiomatis, saltim per excitationem accidentis novi. Id tamen quod ordinarium est in statu humilitatis Christi, antequam humanitas ejus reciperetur in gloriam suam, ei subtrahebatur. Quae res multum ventilata est inter Theologos

quosdam Lutheranos, qui et libros scripsere περὶ ταπεινώσεως. 1)

Potest ea subtractio intelligi *exemplo* 2) Ecstaseos, quo tempore anima functiones, quas aliqui 3) corpus peragit, nempe ratiocinari, cogitare, exequitur quasi separatas sine corporis concursu. Eo igitur tempore durantis Ecstaseos non inepte dicitur, hominem non ratiocinari, etiamsi pars ejus ignobilior, nempe corpus tantum, a ratiocinatione cesset; quia functio illa, quam anima ordinarie per corpus peragit, et quam homo ordinarie efficit, quatenus ex anima et corpore unitus est, nunc ab eo non quatenus anima et corpus est, et ita non quatenus homo est, sed tantum quatenus anima est, peragitur. Similiter igitur Christus recte dicitur, aliquid nescire, quando functionem sciendi non per deitatem cum humanitate ut alias, et ita non quatenus Deus homo est, et ita nec quatenus Christus est, exercet.

(n) *An ipsi concedent?* Immo concedemus, filium Dei non creasse mundum etc. dummodo subaudiatur: secundum humanitatem.

(o) Quaeris 2. cur divinitus secretum de tempore extremae diei non communicaverit humanitati sibi tam arctae junitae? Ideo, inquam, quia eam nondum glorificatam humiliari et pati oportuit.

(p) Argumentaris 3. *Persona Filii divina scivit*

1) In dem Gedrukten ſteht blos: qui et libros scripsere, ohne zu ſagen wovon. Unſere Handſchrift hat: περι ταπεινως γραφιας; welches ich aber nicht verſtehe, und das ohne Zweifel heiſſen muß, wie ich es verändert habe.

2) Auch dieſes Wort fehlt in dem Gedrukten.

3) Für dieſes aliqui, gewiſſermaßen lieſet das Gedrukte alioqui, ſonſt, auſſerdem, welches einen ſehr falſchen Verſtand macht.

diem judicit; Persona Filii est Filius: ergo Filius scivit diem judicii. Concedo. Quomodo ergo nescivit? Scivit Deus, nescivit homo.

(q) Repetitur 4. quod supra objiciebas: quod parti inferiori competit, toti non tribuendum simpliciter. Responsum est supra lit. m. **

(r) Objicis 5. Filium Dei nescivisse diem judicii, quatenus est Filius Dei, quia opponitur hic Patri. Respondeo: etiam humanitatem non inepte dici Filium Dei, quamvis ei non ὁμοȣσιον; quia et vos, qui ὁμοȣσιον Patri negatis, tamen Filium Dei dicitis.

(s) In argumento illo negatur Minor: quod Filius Dei etiam secundum deitatem non sit Pater J. C. Immo tota Trinitas recte dicetur Pater J. C. hominis. Ideo miror, cur opponens dicat, Minorem esse apud omnes in confesso.

(t) Argumentum illud esset tale:

Quicunque non facit omnia a se ipso, ille non est omnipotens;

Filius Dei non facit omnia a se ipso. Ergo etc. Negatur Major. Perinde ac si argumentari vellem: *Pater non facit omnia per se ipsum, sed per Filium: ut vos conceditis: ergo non est omnipotens.* Immo sunt causae sociae in agendo, etsi altera altera sit prior in essendo.

(u) Potest esse Deus altissimus etiam, qui omnia ab alio habet, quando nimirum in alterius potestate non est, ipsi denegare. Et non minus Filius Patri, quam Filio Pater est necessarius. Cum enim proprie Pater sit intellectivum, Filius intelligibile, et Spiritus Sanctus intellectio, et in aeternis atque divinis idem sit esse et posse, non erit intellectivum in Deo, quod non actu intelligat; intellectio autem sine intelligibili esse non potest. Contra nullum erit intelligibile in Deo,

quod non intelligatur, et ita non habeat correspondens sibi intellectivum: igitur ut secunda persona sine prima esse non possit.

WISSOWATII ARGUMENTUM III.

Unicum numero et singulare ens, non praedicatur de multis;

(*quia hoc est de definitione singularis, sive individui, alias non esset singulare, sed contra universale,*)

Atqui Deus altissimus est unicum numero, et singulare ens:

E. Deus altissimus non praedicatur de multis. (x) *Sed Trinitarii, qui negare non audent, eum esse ens singularissimum, unicum numero, non specie vel genere, tamen eum praedicant de tribus personis, quarum unaquaeque, quum sit distincta substantia, est illis distincte Deus altissimus. At ut ter unum sunt tria, sic ter unus sunt tres. E. ubi est ter unus Deus, ibi sunt tres dii. Quidam eo devenerunt, ut dicant, esse quidem numero unum Deum essentialiter, sed non esse unum Deum, si idem consideretur personaliter. Ita non absolute et simpliciter strictissima unitate* (*y*) *unus erit Deus altissimus, sed aliquo modo.*

LEIBNITII RESPONSIO.

(x) Ad argumentum tertium respondeo concedendo totum. Deus altissimus est singulare, nec praedicatur de multis, sed hoc nihil officit Trinitati. Nam is qui est Deus altissimus (seu persona Dei altissimi) pot-

est nihilominus de multis praedicari, quia is, qui est Deus altissimus, seu Persona divinitatis, est universale non singulare. Ex hoc etiam apparet, quod etsi tres sint, quorum quilibet est id, quod est Deus, tamen non sunt tres dii. Non est enim ter unus Deus ab altero distinctus, sed est ter unus, quarum quilibet est id, quod est Deus, seu ter una persona. Igitur nec tres dii sunt, sed tres personae. Quamquam haec vulgo observata non sit temere reperire.

(y) Non potest dici, Deum ita strictissime unum esse, ut non dentur in eo realiter, seu ante operationem mentis, distincta. Si enim mens est, impossibile est, quin sit in eo intelligens, intellectum et intellectio, et quae cum his coincidunt: posse, scire et velle. Horum vero reale discrimen non esse, implicat contradictionem. Cum enim formaliter differant, erit eorum differentia rationis ratiocinatae; talis autem differentia habet fundamentum in re, erunt igitur in Deo tria fundamenta realiter distincta. Vellem huic argumento responderi. Neque hoc imperfectionem in Deo infert, quia multitudo et compositio per se imperfecta non est, nisi quatenus continet separabilitatem et ita corruptibilitatem totius, sed separabilitas hinc non infertur. Quin potius supra (lit. u.) demonstratum est, impossibile esse et implicare contradictionem, ut una Deitatis persona sine alia existat. Nec multiplicatur Deus. Quemadmodum enim, si differunt realiter in corpore magnitudo, figura et motus, non sequitur ideo etiam necessario tria esse corpora, unum quantum, alterum figuratum, tertium motum; cum idem lapis cubitalis, rotundus et gravis esse possit. Ita si differant realiter in mente judicium, idea et intellectio, non sequitur tres esse mentes; cum una sit mens, quae quando reflectitur in se ipsam, est id quod intelligit, id quod

intelligitur, et id quod intelligit et intelligitur. Nescio an quidquam clarius dici possit.

WISSOWATII ARGUMENTUM IV.

Ex regula illa infallibili, quae duae in uno singulari tertio conveniunt etc. Procedit tale argumentum ex singularibus :

Deus ille altissimus, unicus individuus, est pater Filii Dei, Domini J. Chr.
Deus ille altissimus, unicus, individuus, est Filius Dei, Domini J. Chr.
E. Filius Dei, Dominus J. Chr. est pater Filii Dei, Domini J. Chr. (z)

Atqui hoc implicat contradictionem et est palam falsum. Ergo aliqua praemissarum est falsa. Non Major, quam omnes Christiani agnoscunt: E. Minor.

LEIBNITII RESPONSIO.

(z) Formabo syllogismum, ut sit formalis, ex praesuppositis:

Quicunque est Deus ille altissimus, unicus, individuus, est pater Filii Dei, Domini J. Chr.
Deus illi altissimus, unicus, individuus, est Filius Dei Dominus J. Chr.
E. Filius Dei, Dominus J. Chr. est pater Filii Dei Domini J. Chr.

Nego Majorem. 1)

1) Dieſe ganze Antwort fehlt in dem Gedrukten.

WISSOWATII ARGUMENTUM V.

Filius Dei aut est a se, aut est ab alio, adeoque non est absolute primum principium, sed principatum. (aa) *Si posterius eligatur, tunc sequetur, Filium non esse Deum altissimum. Nam huic repugnat, esse ab alio, et habere ullo modo principium existendi. Sin prius, tunc sequetur, Filium Dei, si non ab alio est, non esse Filium. Nam hoc implicat contradictionem; certe quatenus est filius, a patre est. Sed hic argutuli quidam conantur hujus delemmatis vim evitare distinctione: ajunt Filium Dei esse quidem ab ipso, non ab alio, quoad essentiam, quatenus est Deus sed eundem non esse a se, verum ab alio, quoad personam, quatenus est Filius. Ad haec distinctio non tollit difficultatem. Nam hic de Filio est quaestio, quatenus is est Filius Dei, sive Persona secunda; non autem quatenus est essentia divina, quae ponitur esse communis Patri et Filio, quae essentia non est Filius, quia ab istis negatur, essentiam Dei generari. Ergo tamen hoc manebit, Filium Dei, quatenus est Filius Dei, sive secunda Persona, non esse Deum altissimum.*

LEIBNITII RESPONSIO.

(aa) Nego Deo altissimo, aut potius ei, qui est Deus altissimus, repugnare, esse ab alio. Vid. supra (u)

WISSOWATII ARGUMENTUM VI.

Ex generatione Filii Dei secundum deitatem praeaeterna, quae vulgo statuitur, praeter alia haec sequuntur inconvenientia. 1. *Quod absurdum sit, cum,*

qui generatur secundum deitatem, statuere esse Deum altissimum. (bb) Sempiterna substantia non generatur. Nam generari necessario infert produci ab alio, et habere principium aliquod, saltem originis, et fieri, ac proinde dependere ab alio, a quo suum habet esse. Quae omnia non conveniunt Deo altissimo sempiterno, quo nullus ullo modo prior esse potest. At omnis generans pater est prior genito filio, quod non tantum in humanis, sed etiam in divinis, verum esse universaliter ex communi notione ipsum vulgus Homousiorum nobiscum agnoscit. 2. *Quando dicitur Deus generare Deum, qui est Deus ex Deo,* (cc) *aut generat eundem numero Deum, qui ipse est, aut alium. Non eundem, quia generans et generatus sunt opposita, quae non sunt unum et idem: sive autem alium Deum generat, sequitur non unum numero esse Deum altissimum. Conantur quidam ex hoc dilemmate sic elabi: dari inter ista duo medium; generari enim personam. Sed non cessat difficultas: nam, num ista persona Dei, quae generatur, non est Deus?* 3. *Si Filius Dei generabatur ab omni aeternitate ex essentia Dei patris,* (dd) *aut jam desiit generari, aut non desiit. Non datur medium inter contradictorie opposita. Si desiit, habet finem temporis ista generatio: ergo etiam apparet, eam habuisse principium temporis, adeoque non fuisse praeaeternam. Nam quod nunquam incepit, id nec desinere potest. Sin autem non desiit, sequitur, Filium Dei, quoad deitatem, etiam nunc generari, et porro generandum esse in omnia saecula saeculorum, ut quidam concedunt, quod est absurdum. Nam quod generatur, id fit, et nondum perfecte est. At non convenit personae Dei, esse in fieri semper; et quid adhuc gignitur, nondum est perfecte et absolute genitus.*

LEIBNITII RESPONSIO.

(bb) Non est absurdum, Deum altissimum, aut potius eum, qui est Deus altissimus, generari. Sempiternam substantiam in tempore generari absurdum est: non vero est absurdum, eum esse generatum ante datum quodlibet tempus, id est, ab aeterno. Deo altissimo, aut potius eo, qui est Deus altissimus, potest quis prior esse natura, non tempore, alius nempe, qui etiam est Deus altissimus. Nam non datur alius et alius Deus, sed alius, qui est Deus.

(cc) Quando Deus Deum generat, generat eum, qui est idem numero Deus cum ipso, etsi non simpliciter sit idem numero cum ipso. Non generat eundem numero Deum, sed eum qui est idem numero Deus, licet sit alia persona.

(dd) Si Filius Dei generabatur ex substantia Patris ab aeternitate, aut desiit generari, aut non desiit. Si non, adhuc generatur, et ita nunquam est, semper fit: sin desiit generari, finem temporis habet ejus generatio, adeoque et initium temporis; ergo non est aeterna. Respondeo: desiit generari, et tamen illa generatio non habet finem temporis, nam et incoepit et desiit generari ante quodlibet tempus. Simul enim generari incoepit et desiit.

WISSOWATII ARGUMENTUM VII.

Quum adseritur Deus altissimus esse incarnatus, aut tota Trinitas, sive quidquid est Deus altissimus, est incarnata, aut non tota. Si illud, non tantum Filius Dei, sed etiam Deus Pater, et Spiritus Sanctus sunt incarnati, et ex Maria Virgine nati, quod eti-

am aliqui adserere non erubuerunt, quia sunt unus indivisibilis Deus, quum etiam non sola Persona secunda sit incarnata, sed cum ea quoque essentia illa divina, quae a Persona divina separari nequit. Ista autem essentia est communis tribus personis, quae in ea continentur. Praesertim quum haec actio adsumendae sibi humanae naturae, sit actio ad extra, quales actiones dicuntur esse totius Trinitatis indivisae. Sin autem non tota divina Trinitatis est incarnata (ee), *sed sola persona Filii, tum sequetur, Deum alias indivisibilem, esse quodammodo e se ipso divisum, itaque non omnino unum, ac simplicissimum, si non omne, quod est Deus altissimus, est incarnatum; unde tale argumentum ex singularibus:* (*ff*)

Illa deitas, quae est in Deo Patre, non descendit de coelo et est incarnata;

Haec deitas, quae est in Deo Filio, descendit de coelo et est incarnata:

E. haec deitas, quae est in Deo Filio, non est illa deitas, quae est in Deo Patre.

Contradictorie sibi opponuntur, unicum Deum altissimum totum esse incarnatum, et tamen simul Deum altissimum totum esse incarnatum. Ergo haec opinio implicat contradictionem, adeoque se ipsam evertit, ideo ut vera consistere non potest.

Sed haec hactenus. (gg) *Si quis mihi hos nodos bene dissolverit, tum demum ego istam opinionem non esse absurdam, confitebor.*

LEIBNITII RESPONSIO.

(ee) Quaeris an tota, an non tota Trinitas sit incarnata? Respondeo, non tota. Ergo, inquis, Trinitas a se divisa est, sive diversa continet. Quid tum?

Ergo et Deus a se divisus est. Hoc non sequitur; sed divisi a se, seu differentes, sunt illi qui sunt Deus.

(ff) Nego Minorem. Non deitas, sed personalitas potius Filii Dei incarnata est, i. e. Filius Dei incarnatus est non qua Deus, sed qua Filius.

(gg) Nodos te proposuisse non nego, et quidem quantos maximos quispiam tui similis possit. Reperto semel principio fili, id est natura copulae propositionis in syllogismo, videmur nobis eos perfecte solvisse. Idem tibi visum iri, si recte attendas, non dubito. Tum vero dabis, opinor, gloriam Deo, dabis hoc veritati, et sententiam orbi Christiano tot saeculis receptam non absurdam confitebere. Sin aliter sentis, effice, ut aut nos, cur dissentias, aut tu, cur dissentire non debeas, ambo tandem sentiamus.

Ich kan̄ es ſehr überhoben ſein, über die Streitigkeit ſelbſt, welche dieſer leibniziſche Aufſaz betrift, etwas zu ſagen. Was iſt nicht alles vorlängſt darüber geſagt worden? und was wäre es, was man jezt gern darüber hören möchte? Nur ein paar Anmerkungen über die Art, wie ſich Leibniz damals, und ferner, ſein ganzes Leben hindurch, dabei benommen, vergönne man mir beizufügen.

1.

Leibniz hatte nicht im geringſten die Abſicht, die Lehre der Dreieinigkeit mit neuen, ihm eigenen philoſophiſchen Gründen zu unterſtüzen. Er wollte ſie blos gegen den Vorwurf des Widerſpruchs, mit ſich ſelbſt und mit unläugbaren Wahrheiten der Vernunft, retten. Er wollte blos zeigen, daß ein

ſolches Geheimniß gegen alle Anfälle der Sophiſterei beſtehen könne, ſo lange man ſich damit in den Schranken eines Geheimniſſes halte. Einer übernatürlich geoffenbarten Wahrheit, die wir nicht verſtehen ſollen, gereicht dieſe Unverſtändlichkeit ſelbſt zu dem undurchdringlichſten Schilde; und man braucht die dialektiſche Stärke und Behendigkeit eines Leibniz lange nicht zu haben, um mit dieſem Schilde alle Pfeile der Gegner aufzufaſſen. Die Gegner ſind es, welchen das Schwerſte bei ſo einem Streite obliegt, nicht die Vertheidiger, welche ihren Poſten nur nicht muthwillig verlaſſen dürfen, um ihn zu behaupten. Ehe alſo noch Leibniz die vorgegebenen unwiderleglichen Einwürfe des Antitrinitariers geſehen hatte, koñte er ſchon voraus wiſſen, daß ſie nichts weniger als unwiderlegbar ſein würden. Auch erſchrekte ihn die ſyllogiſtiſche Form, in der ſie erſchienen, nicht. Er war, von Kindheit auf, in dieſen Waffen geübt; und man weiß, daß er nie aufgehört hat, ſie zu ſchäzen, zu empfehlen, und bei aller Gelegenheit zu brauchen. Noch in ſeiner Theodicee, wo er ſich gegen die unauflöslichen Einwürfe erklärt, die ſich, nach Baylen, wider die Geheimniſſe der Religion, wenigſtens in Anſehung unſerer gegenwärtigen Erkeñtniß, machen ließen; geſezt auch, daß man hoffen könne, es werde noch einſt mit der Zeit jemand eine bisher unbekañte Auflöſung finden, — noch in jener Stelle ſeiner Theodicee ſagt er: „Ich bin hierüber einer Meinung, die „vielleicht manchen ſehr fremd vorkommen wird: „ich halte nämlich dafür, dieſe Auflöſung ſei ſchon „völlig gefunden, ſei auch nicht eben die ſchwerſte; und ein Menſch von mittelmäßigem Verſtande, der nur genugſame Aufmerkſamkeit haben „kañ, und ſich der Regeln der gemeinen Logik

„genau zu bedienen weiß, ſei im Stande, auf „die verwirrendſten Einwürfe wider die Wahrheit „zu antworten, wofern ſolche einzig und allein „aus der Vernunft genommen ſind, und für De„monſtrationen ausgegeben werden. So ſehr auch „heut zu Tage der gemeine Haufe der Neuern „die Logik des Ariſtoteles verachtet: ſo muß man „doch bekennen, daß ſie untrügliche Mittel und „Wege zeigt, den Irrtümern in dergleichen Fäl„len zu widerſtehen. Deñ man darf nur den Ver„nunftſchluß nach den gewöhnlichen Regeln unter„ſuchen: ſo wird man allezeit ein Mittel finden, „zu entdeken, ob entweder in der Form gefehlt, „oder ob die Vorderſäze noch nicht gehörig erwie„ſen worden."

2.

Es kam alſo auch damals nur darauf an, eine ſolche Unterſuchung anzuſtellen: und es iſt ſonderbar, wie in einem philoſophiſchen Kopfe ſich alles zur rechten Zeit zuſammen findet. Schon einige Jahre vorher hatte Leibniz, als er, in ſeinem Werke: de Arte Combinatoria, die verſchiedenen Arten des kategoriſchen Schluſſes näher berechnen wollte, verſchiedene neue, und ihm theils ganz eigene Anmerkungen über die genauere Bezeichnung derſelben gemacht: und jezt erkañte er auf einmal, daß durch eine derſelben den Einwürfen ſeines Gegners am beſten beizukommen ſei. Er ſelbſt ſagt in ſeiner Antwort, daß dieſe Anmerkung die ſei, welche naturam copulae propositionis in syllogismo betreffe: aus den Exempeln aber erhellet, daß es vielmehr eine andere iſt, und zwar die, welche nicht die Qualität, ſondern die Quantität der Prämiſſen betrift; nämlich, um ſie mit ſeinen eigenen Worten zu ſagen, omnes propositiones singulares esse, virtute latentis, signi universales. Doch

er wird ohne Zweifel ſeinen Grund gehabt haben, warum er ſich ſo und nicht anders darüber erklärte, welchen ich denen zu finden überlaſſe, welchen dergleichen dialektiſche Subtilitäten geläufiger ſind, als mir. Genug, daß er durch den einzigen Kunſtgrif, das Einzelne, von welchem in den Vorderſäzen des Schluſſes etwas bejahet oder verneinet wird, allgemein auszudrüken, klar zu Tage legte, daß ſein Gegner, was er erweiſen wolle, faſt immer ſchon vorausſeze: die kürzeſte und kräftigſte Art, auf ſonſt verfängliche Syllogismos zu antworten.

3.

Ich bin daher gewiß, daß, weñ man dieſe ſeine Anwort, ſo wie ſie bisher gedrukt geweſen, für ſich, ohne die Einwürfe des Wiſſowatius, hätte verſtehen, und alſo brauchen können, ſie ſicherlich Canz in ſeinem bekañten Buche: de Usu Philophiae Leibnit. et Wolf. in Theologia, vorzüglich würde gebraucht haben. Er bediente ſich dafür eines ſpätern Aufſazes von 1694, den Leibniz, bei Gelegenheit der damaligen Streitigkeiten über dieſe Materie in England, verfertigt hatte. Weñ dieſer aber auch ſchon alle die Präciſion nicht hätte, mit der jene Antwort abgefaßt iſt: ſo beweiſet er dennoch hinlänglich, daß ſein Verfaſſer, als Mañ, noch eben der orthodoxen Meinung war, die er als Jüngling behauptet hatte. Es würde ſehr leicht ſein, auch noch weiter hin aus ſeinen Schriften Beweiſe die Menge beizubringen, daß er nie aufgehört, dieſes Sinnes zu ſein: und zwar würden ſich die dahin gehörigen Stellen gerade in ſolchen Schriften finden, in welchen er gewiß nicht nöthig hatte, zu heucheln; ich meine, in Briefen an ſeine vertrauteſten Freunde. — Nun alſo ein Wort mit denen, welche ſich

in eine ſo ſtrenge Rechtgläubigkeit eines Philoſophen, wie Leibniz war, gar nicht ſinden können.

4.

Man erkennet zu wohl, daß Leibniz aus der Klaſſe der alltäglichen Philoſophen nicht iſt, in deren Kopfe es ſo hell und zugleich ſo finſter ſein kañ, ſo viel Siñ neben ſo viel Unſiñ ſo nachbarlich und friedlich hauſen kañ, daß ſie bald engliſche Scharfſinnigkeit zeigen, und bald kindiſchen Blödſiñ verrathen. Man hat zu viel Beweiſe, daß das Licht ſeines Verſtandes überall gleich verbreitet war: kurz, man läßt ihm von dieſer Seite alle Gerechtigkeit widerfahren. Nur von der andern deſto weniger. Man gibt ihm, ich weiß nicht welchen Plan von Allgefallenheit; es ſoll ihm mehr um ſein Syſtem, als um die Wahrheit zu thun geweſen ſein; er ſoll mit allgemein beglaubten Irrtümern nur darum ſo ſäuberlich verfahren haben, damit man hinwiederum deſto ſäuberlicher mit ſeinen angenommenen Säzen verfahre: kurz, man macht ihn zu dem kriechendſten eigennüzigſten Demagogen, der dem Pöbel in dem Reiche der Wahrheit blos geſchmeichelt, um ihn zu tiranniſiren. Unmöglich, ſagt man, koñte er es ſich doch ſelbſt verbergen, daß die Vernunft mehr auf der Seite des kleinen unterdrükten Haufens, als der herſchenden Kirchen ſtehe: aber er ſprach dieſen nach dem Munde, um ſelbſt des Beifalls der mehreren verſichert zu ſein. Gut, fügen Freund und Feind hinzu, daß wir ſeine Karte kennen! Deñ iſt es nicht ſchon auch aus ſeinem Leben genugſam bekañt, daß er doch von dem allen ſelbſt nichts glaubte, was er die Welt überreden wollte, daß ſie glauben müße?

5.

Glauben! ſelbſt nichts glaubte! — Es

ſei einen Augenblik. Leibniz hat nichts geglaubt: aber war es ihm darum weniger vergöñt, die verſchiedenen Meinungen von Chriſto, als ſo viel verſchiedene Hypotheſen zu betrachten, nach welchen die von ihm redenden Stellen der Schrift auf eine übereinſtimmende Art zu erklären? Koñte er darum kein gründliches Urtheil fällen, welche von ihnen der andern vorzuziehen ſei, weil er im Grunde von keiner überzeugt war? Was braucht es dazu mehr, als zu überſchlagen, bei welcher den wenigſten Schriftſtellen Gewalt geſchieht? Und geſezt, er hätte ſich allzu leicht hierin irren können, weil man ſelten in das Einzelne und Genaue einer Streitigkeit ſich einläßt, an der man keinen wahren Antheil nim̃t: beruht deñ hier alles *nur* auf exegetiſchen Gründen? Geſezt der Philoſoph müße es ganz und gar unentſchieden laſſen, welcher von beiden Theilen dem andern in dieſen überlegen ſei: hat die Sache keine andere Seite, von welcher er dennoch, und vielleicht nur er *allein*, ſie richtig beurtheilen kañ? Und was köñte uns bewegen, in das Urtheil eines Leibniz von dieſer Seite ein Mißtrauen zu ſezen? Ja, ſollte man ſein Urtheil nicht eben darum für ſo viel unparteiiſcher halten, weil er innerlich nach keiner Seite hing, und weder das eine noch das andere glaubte?

6.

Weñ ein Orthodox, ſollte es auch ein Sherlock ſein, ſagt und ſchreibt, daß der Socinianismus, troz aller ſeiner Anſprüche auf geſunde Vernunft, eine der allerdüm̃ſten und ſiñloſeſten Kezereien ſei, (that *Socinianism* after all its pretences to reason, is one of the most stupid senseless Heresies,) die jemals die Kirche zerüttet: ſo verdenke ich es eben keinem, der auf dieſe Beſchuldigung nicht achtet. Sie wird eben ſo zuverſichtlich zurükgeſchoben: und was iſt

natürlicher, als daß jeder ſeine eigene Meinung für die vernünftigere hält? Aber weñ der uneingenommene kalte Philoſoph ungefähr das Nämliche ſagt: ſo hat es ohne Zweifel etwas mehr zu bedeuten; und alle öffentliche oder heimliche Freunde einer von ihm ſo gemißbilligten heterodoxen Meinung müßten ſich, meine ich, auf etwas mehr gegen ihn gefaßt halten, als auf Recrimination. Weñ Wiſſowatius ſich in dem Briefe an Boineburgen rühmte, ſeinen Lehrbegrif de Jesu Christo non supremo Deo, sed tamen huic proximo et subordinato, ac proinde de ejus adoratione divina non suprema, sed supremae proxima et subordinata, gegen den Vorwurf, daß er ſich widerſpreche, hinlänglich in dem vorigen Briefe gerettet zu haben: ſo ſagt Leibniz, daß er hierauf nichts antworten könne, weil er jenen vorigen Brief nicht zu Geſichte bekommen habe. Das iſt, er wollte ſich nicht dem Tadel ausſezen, von etwas zu urtheilen, das er nicht geſehen hatte. Im Grunde aber war er ſehr überzeugt, daß Wiſſowatius ſchlechterdings das nicht könne geleiſtet haben, deſſen er ſich rühmte. Deñ ich köñte der Stellen zwanzig aus ihm anführen, wo er mit völliger Überzeugung behauptet, daß der Socinianismus, nach allen Wendungen und Drehungen, dennoch nichts als wahre Abgötterei ſei und bleibe.

7.

Man denke nicht, daß er auch dieſes nur behauptet habe, um den Orthodoxen zu heucheln. Nein; ſondern ſeine ganze ihm eigene Philoſophie war es, die ſich gegen den abergläubiſchen Unſiñ empörte, daß ein bloßes Geſchöpf ſo vollkommen ſein könne, daß es neben dem Schöpfer auch nur genañt zu werden verdiene; daß es, ich will nicht ſagen, die Anbetung mit ihm theilen möge, ſon-

dern auch nur, ſelbſt von unendlich unvollkommeneren Geſchöpfen, dürfe und könne gedacht werden, als ob es minder unendlich weit von der Gottheit abſtehe, dañ ſie ſelber. Die Wahrheit, daß Gott, und nur Gott, und nur er ſelbſt, die Welt erſchaffen habe; daß er ſie durch kein Geſchöpf habe ſchaffen laſſen; daß ein Geſchöpf nichts ſchaffen könne; daß das allervollkommenſte Geſchöpf ein Theil der Welt ſein müße, und im Verhältniß gegen Gott kein beträchtlicherer Theil der Welt ſein könne, als die elendeſte Made: dieſe Wahrheiten, oder vielmehr dieſe einzige Wahrheit, (indem ſich keine ohne die andere denken läßt,) iſt die Seele ſeiner Philoſophie; und man kañ ſich noch wundern, daß er einen Religionsbegrif verworfen, der ſchnurſtraks mit dieſer Wahrheit ſtreitet: welche allein der Grund aller natürlichen Religion iſt, und nothwendig der unbezweifelte Grund auch jeder geoffenbarten Religion ſein müßte, die das Zeichen der Erdichtung nicht an der Stirne führen will? Und man kañ noch zweifeln, ob er den verworfenen Religionsbegrif aus ganzem Herzen verworfen? ob er ihm aus ganzem Herzen die gemeine Lehre vorgezogen, die jeder Vernunftswahrheit ohne Nachtheil zur Seite ſtehen kañ, weil ſie keiner widerſprechen will, und mit Grunde von ſich rühmen darf, daß ſie ſo lange noch nicht richtig verſtanden iſt, als ſie einer einzigen zu widerſprechen ſcheinet?

8.

Leibniz machte ſich daher auch kein Bedenken, diejenigen von den Socinianern, welche ihre Brüder kaum dieſes Namens würdigen wollen, weil ſie frei geſtehen, daß ſie den, welchen ſie nicht für Gott halten, auch weder als Gott anbeten, noch ſonſt auf eine Weiſe mit Gott, oder neben Gott,

oder in Beziehung auf Gott, verehren mögen; dieſe, ſage ich, für die beſſern und vernünftigern Socinianer zu halten. Deñ, weñ ſie ſchon keine eigentliche Socinianer ſind, ſo ſind ſie doch offenbar die beſſern und vernünftigern Unitarier. Sie haben mit den Socinianern den nämlichen Irrtum gemein; aber ſie handeln dieſem Irrtume mehr conſequent. Ob ſie aber ſonach viel oder wenig von den Mahometanern verſchieden ſind: was liegt daran? Nicht der Name macht es, ſondern die Sache; und wer die Sache zu lehren oder zu inſinuiren den Muth hat, der müßte auch freimüthig genug ſein, dem Namen nicht ausweichen zu wollen. Was haben ſie deñ auch je gründliches jenen Folgen entgegengeſezt, die nothwendig aus ihrer Lehre fließen, und die niemand ſtärker gegen ſie betrieben hat, als Abbadie? Nämlich, daß weñ Chriſtus nicht wahrer Gott iſt; die mahometaniſche Religion eine unſtreitige Verbeſſerung der chriſtlichen war, und Mahomet ſelbſt ein ungleich größerer und würdigerer Mañ geweſen iſt, als Chriſtus; indem er weit wahrhafter, weit vorſichtiger und eifriger für die Ehre des einzigen Gottes geweſen, als Chriſtus, der, weñ er ſich ſelbſt auch nie für Gott ausgegeben hätte, doch wenigſtens hundert zweideutige Dinge geſagt hat, ſich von der Einfalt dafür halten zu laſſen, da hingegen dem Mahomet keine einzige dergleichen Zweideutigkeit zu Schulden kömt.

9.

Um ſich der aufrichtigen Abneigung unſeres Philoſophen von allen Lehrſäzen der Socinianer noch mehr zu verſichern, darf man ſich nur erinnern, wie unzufrieden er auch mit ihrer anderweitigen Philoſophie war, nach welcher er ſie noch weit un=

ter die Mahometaner ſezte. Les Sociniens, ſagt er irgendwo, poussent leur audace plus loin que les Mahométans dans les points de doctrine: car non contens de combattre la mystère de la Trinité, et d'éluder des passages très-forts, ils affoiblissent jusqu'à la théologie naturelle, lorsqu'ils refusent à Dieu la prescience des choses contingentes, et lorsqu'ils combattent l'immortalité de l'ame et de l'homme. Et dans l'envie de s'éloigner des théologiens scholastiques, ils renversent tout ce que la théologie a de grand et de sublime, jusqu'à rendre Dieu borné. Au lieu qu'on sait qu'il y a de docteurs Mahométans, qui ont de Dieu des idées dignes de sa grandeur. An einer andern Stelle ſagt er von Locke, den er auch mit ein wenig andern Augen anſahe, als noch jezt gewöhnlich: Inclinavit ad Socinianos, quorum paupertina semper fuit de Deo et mente philosophia. War es der ſeichtere Philoſoph, welcher den Socinianer, oder war es der Socinianer, welcher den ſeichtern Philoſophen gemacht hatte? Oder iſt es die nämliche Seichtigkeit des Geiſtes, welche macht, daß man eben ſo leicht in der Theologie, als in der Philoſophie auf halbem Wege ſtehen bleibt?

10.

Und nun, auf das Obige zurük zu kommen; auf den Glauben. Mag deñ alſo auch Leibniz, ſagt man, den Socinianern ſo aufrichtig entgegen geweſen ſein, als er will: genug, daß er von der orthodoxen Meinung im Grunde ſicherlich gleich weit entfernt war. Er glaubte das eine eben ſo wenig als das andere: kurz, er glaubte von der ganzen Sache nichts. — Er glaubte! weñ ich doch nur wüßte, was man mit dieſen Worten ſagen wollte. In dem Munde ſo mancher neuern

Theologen, muß ich bekennen, iſt es mir wenigſtens ein wahres Räthſel. Dieſe Männer haben ſeit zwanzig, dreiſſig Jahren in der Erkeñtniß der Religion ſo große Schritte gethan, daß, weñ ich einen ältern Dogmatiker gegen ſie aufſchlage, ich mich in einem ganz fremden Lande zu ſein vermeine. Sie haben ſo viel dringende Gründe des Glaubens, ſo viel unumſtößliche Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kañ, wie man jemals ſo kurzſichtig ſein können, den Glauben an dieſe Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten. Alles, was ich in jenen ältern Dogmatikern blos als wahrſcheinliche Vermuthungen, als praejudicia, als praescriptiones, angeführt finde, welche einen Nichtchriſten bewegen können, die chriſtliche Religion nicht ſo ſchlechtweg zu verwerfen, ſondern ſich einer ernſtlichen Prüfung derſelben zu unterziehen; alles, womit man ehedem blos die Einwürfe der Ungläubigen und Abgötterer ablaufen laſſen; kurz, alles, wovon aufrichtig allda bekañt wird, daß es, weder einzeln noch zuſammengenommen, eine beruhigende Überzeugung wirken könne: alles dieſes haben ſo viele unſerer neuerern Gottesgelehrten zuſammen ſo in einander gekettet, und einzeln ſo ausgefeilt und zugeſpizt, daß nur die muthwilligſte Blindheit, nur die vorſezlichſte Hartnäkigkeit ſich nicht überführt bekennen kañ. Was der heilige Geiſt nun noch dabei thun will, oder kañ, das ſteht freilich bei ihm! Aber wahrlich, weñ er auch nichts dabei thun will, ſo iſt es eben das. Sie haben bewieſen, und ſo ſcharf bewieſen, daß kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweiſe etwas wird auszuſezen finden.

11.

Sie alſo freilich, die in dieſen lezten Tagen ganz anders gelernt haben, die Vernunft zum Glauben zu zwingen, werden ſchon Leibnizen mit der Zeit, in welcher er lebte, entſchuldigen müßen, weñ ich von ihm verſichere, daß er freilich nicht weder die Dreieinigkeit, noch ſonſt eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt hat; weñ glauben ſo viel heißt, als aus natürlichen Gründen für wahr halten. Es erhob ſich, nur eben erſt bei ſeinen Lebzeiten, unter einigen Reformirten der Streit über die vorläufige Frage, ob es möglich ſei, und weñ es möglich, ob es dienlich ſei, die chriſtliche Religion auf blos natürliche Beweiſe zu gründen, der Vernunft allein die Überzeugung von ihrer Wahrheit anheim zu ſtellen. Aber es ſei nun, daß Leibniz von dieſem Streite entweder nichts in Erfahrung brachte, oder ihn für die bisher gewöhnliche Meinung entſchieden zu ſein glaubte: genug, er fuhr fort, hierüber zu denken, wie er es in ſeiner Jugend war gelehret worden. Nämlich, daß es zweierlei Gründe für die Wahrheit unſerer Religion gebe: menſchliche und göttliche, wie es die Compendia ausdrüken; das iſt, wie er es hernach gegen einen Franzoſen ausdrükte, der unſere theologiſchen Compendia ohne Zweifel nicht viel geleſen hatte, erklärbare und unerklärbare; deren erſtere, die erklärbaren oder menſchlichen, auf alle Weiſe unter der Überzeugung bleiben, welche Überzeugung oder derſelben Complement, einzig und allein durch die andern, die unerklärbaren und göttlichen, könne und müße bewirkt werden. Dieſe ſeine altväteriſche Meinung, wie geſagt, müßen ſie ihm verzeihen. Deñ wie koñte er vorausſehen,

daß ſie nun bald am längſten wahr geweſen ſein werde, und Männer aufſtehen würden, die, ohne ſich viel bei jener vorläufigen Streitfrage aufzuhalten, ſogleich Hand an das Werk legen, und alle erklärbare, aber bisher unzulängliche Gründe, zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begrif hatte? Er mußte, leider, aus Vorurtheilen ſeiner Jugend ſogar dafür halten, daß die chriſtliche Religion, blos vermöge eines, oder mehrerer, oder auch aller erklärbaren Gründe, glauben, ſie eigentlich nicht glauben heiſſe: und daß das einzige Buch, welches, im eigentlichen Verſtande, für die Wahrheit der Bibel, jemals geſchrieben worden, und geſchrieben werden könne, kein anderes als die Bibel ſelbſt ſei.

12.

Aber was er deñ nun ſonach, aus menſchlichen oder erklärbaren Gründen, nicht glaubte, hat er das darum ganz und gar nicht geglaubt? Wovon ihn ſeine Vernunft nicht überzeugt hatte, wovon er ſogar nicht einmal verlangte, daß ihn ſeine Vernunft überzeugen ſollte, hat ihn davon ſonſt nichts überzeugen können? Die von unſern Gottesgelehrten, die hierauf mit allerdings antworten, die ſich nicht ſchämen, von unerklärbaren Wahrheiten auf eine unerklärbare Art überführt zu ſein, dieſe frage ich weiter: und woher weiß man es alſo, daß Leibniz die orthodoxen Lehrſäze, die er ſowohl zu vertheidigen wußte, ſelbſt nicht geglaubt hat? Etwa daher, weil man vorgibt, daß er ſich nach dem Äuſſerlichen der Religion nicht ſehr bequemt habe? — Aber man ſehe, was

de Luc [1]) und andere hierauf antworten. Ich meines Theils will nichts hinzuſezen, als folgende kleine Bemerkung.

13.

Fontenelle iſt derjenige, der es zuerſt in die Welt geſchrieben, daß es mit dem Chriſtentume des Leibniz nicht weit her geweſen: On l'accuse de n'avoir été qu'un grand et rigide observateur du droit naturel. Ses Pasteurs lui on fait des reprimandes publiques et inutiles. Freilich hätte es Leibniz nun ja auch wohl ſeinen Paſtoren recht machen, und in ihre Predigten kommen können. Aber weñ er es nun gethan hätte; weñ er alles mitgemacht hätte, was dieſe Paſtores nur von ihm verlangen konnten: was dañ? Würde man ihn nun ganz gewiß für einen guten Chriſten gelten laſſen? Ich zweifle ſehr. Deñ man höre nur, wie es Fontenellen geht; dem nämlichen Fontenelle, der es für werth hielt, die Urtheile armſeliger Prädicanten von Leibnizen auf die Nachwelt zu bringen! Fontenelle ſelbſt hatte ſich auf den Fuß geſezt, daß ihm von dieſer Seite nichts vorzuwerfen ſtand; er erfüllte alle äuſſerlichen Pflichten eines katholiſchen Chriſten auf das genauſte. Und doch, was geſchieht nach ſeinem Tode? Da kömt ein fromer Compilator, [2]) und ſagt mit trokenen Worten: qu'il soupçonne Fontenelle de n'avoir rempli les dévoirs de Chrétien que par mépris pour le Christianisme même. Der arme Fontenelle! Aber hatte er dieſe Läſterung nicht ein wenig um Leibnizen verſchuldet?

1) Observations sur les Savans incrédules à Génève, 1762. p. 313.

2) Questions sur ' Encyclopédie. Quatrième Partie, p. 262.

der Rus 4) und andere hierauf antworten. Ich meines Theils will nichts hinzusetzen, als folgende kleine Bemerkung.

§. 13.

Fontenelle ist derjenige, der es zuerst in die Welt [illegible], daß es mit dem Christenthum des Lebens nicht weit her gewesen: [illegible] [illegible] grand et [illegible] règle [illegible] [illegible] [illegible] principes publiques et [illegible]. Freylich hätte es [illegible] ja auch wohl seinen [illegible] recht [illegible], und in ihre [illegible] [illegible] können. Aber [illegible] es dem großen [illegible]: wenn er alles [illegible] hätte, was diese [illegible] von ihm verlangen konnten: was denn? [illegible] genug, um für einen guten Christen gelten [illegible]? [illegible] man höre nur, wie es Fontenellen geht: dem nämlichen Fontenelle, der es [illegible] Vernunft [illegible] [illegible] auf die Nachwelt zu bringen. [illegible] [illegible] [illegible] einer [illegible]: er [illegible] [illegible] eines [illegible]. [illegible] Ein [illegible] Commentator 5) [illegible] [illegible]: [illegible] de [illegible] les devoirs de [illegible] qui [illegible] le Christianisme [illegible]. Der arme Fontenelle! [illegible] hätte er diese Lästerung nicht ein wenig von [illegible] [illegible]?

4) [illegible] les [illegible] 1743.

5) [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible]

Fragmente eines Ungenañten.

1774 — 1778.

Der bekañtgemachten Fragmente eines Ungenañten, die man nun allgemein Fragmente des wolfenbüttelſchen Ungenañten heißt, ſind folgende ſieben:

1. Von Duldung der Deiſten.
2. Von Verſchreiung der Vernunft auf Kanzeln.
3. Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben köñten.
4. Durchgang der Iſraeliten durch's rothe Meer.
5. Daß die Bücher des alten Teſtaments nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren.
6. Über die Auferſtehungsgeſchichte.
7. Vom Zweke Jeſu und ſeiner Jünger.

Leſſing brachte ſie, nach der Reihe, in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte und Literatur, vom Jahre 1774 bis 1777, mit Einleitungen und andern Zugaben von ihm ſelbſt verſehen an's Licht; nur das lezte erſchien beſonders, Braunſchweig, 1778. kl. 8.

Für die Vermuthung, daß dieſe Fragmente von Hermañ Samuel Reimarus, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen in Hamburg, herrühren, ſprechen folgende Gründe:

1. Die Sprache in den Fragmenten verrathet das Zeitalter, worin Reimarus ſchrieb, das heißt, beiläufig die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und der Stil ſowohl als der Inhalt hat viele Ähnlichkeit mit deſſen Schrift von den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion.

2. Der Verfaſſer gibt in dem dritten Fragmente (S. 307.) die Zeit an, worin er ſchrieb, durch folgende Stelle: „Ich hoffe auch, daß mir ein jeder zuſtehen wird, daß in den 4000 Jahren vor Chriſto wenigſtens eben ſo viel Menſchen auf dem Erdboden gelebet, als nach Chriſti Geburt 1744.“ Deñ bei ſolchen Beſtimmungen iſt es üblich, das Jahr zu ſezen, worin man eben ſchreibt. Auch ſagt Leſſing 1774 in der dritten Numer ſeines Epilogs zum erſten Fragment: „Wie ſehr merkt man es dieſem Stüke an, daß es vor

„dreiſſig Jahren geſchrieben worden.“ Alſo 1744; welches die Zeit iſt, wo ſich Reimarus, der im Jahre 1694 zu Hamburg geboren worden, und im Jahre 1768 daſelbſt ſtarb, gerade in dem Alter befand, in welchem es zur Natur wird, ſeine Gedanken ſo gelaſſen und ernſthaft darzulegen, als dies in den Fragmenten der Fall iſt.

3. Es laßt ſich nicht wohl ein Gelehrter aus jener Zeit namhaft machen, der alle die Keñtniſſe und Eigenſchaften, welche zur Verfaſſung der Fragmente erforderlich waren, in einem ſolchen Maße beſeſſen hätte, wie Reimarus. Er war ein ernſthaft denkender Kopf, ein ſcharfſinniger Beobachter der Natur, ein guter Kritiker und Philolog, und ſeiner Mutterſprache ganz mächtig.

4. Leſſing lebte in den lezten Jahren des Reimarus (1767 — 1769) in Hamburg, wo er dieſen vortreflichen Kopf kennen lernen, und von ihm ſelbſt, oder nach deſſen Tode von ſeinen Freunden oder Verwandten, die Fragmente erhalten, und daſ ſpäter nach Wolfenbüttel befördern helfen koñte.

Leſſings Bruder Karl Gotthelf ſchreibt, in deſſen Leben und Nachlaß, (Th. 1. S. 345.): „Daß derſelbe den „Verfaſſer der Fragmente zuverläßig gewußt, aber nicht be„kañt machen dürfen;“ wahrſcheinlich ſeiner Familie und nahen Lebenszeit wegen.

6. Leſſing neñt, in der Einleitung zum erſten der Fragmente, die Handſchrift derſelben eine der allerneueſten unter denen der wolfenbüttel'ſchen Bibliothek.

7. Herder lernte Leſſingen während deſſen Aufenthalt in Hamburg kennen, und was er hieher bezügliches ſagt, iſt ziemlich entſcheidend, nämlich: „daß er ihn zu einer Zeit „gekañt habe, da die Fragmente wahrſcheinlich „in ſeine Hände gekommen waren, und, wie „er erſt ſpäter aus manchen vormaligen Äuſ„ſerungen deſſelben geſchloſſen, ſeinen Geiſt „damals lebhaft beſchäftigten.“ Siehe den 1 B. dieſer Ausg. S. 111.

8. Die allgemeine Stimme legt aus eben dieſen Vermuthungsgründen die Fragmente dem Reimarus einſtimmig bei.

Einleitung.

Die hauptſächlichſte Betrachtung, auf welche Neuſers Geſchichte[1]) einen denkenden Leſer führet, brauche ich wohl nicht erſt lange anzugeben. Sie iſt es aber, die mich an Fragmente eines ſehr merkwürdigen Werkes unter den allerneueſten Handſchriften unſerer Bibliothek, und beſonders an eines derſelben, ſo lebhaft erinnert, daß ich mich nicht enthalten kañ, von ihnen überhaupt ein Wort hier zu ſagen, und dieſes eine als Probe daraus mitzutheilen.

Es ſind, ſage ich, Fragmente eines Werkes: aber ich kañ nicht beſtimmen, ob eines wirklich einmal vollendet geweſenen und zerſtörten, oder eines

1) Adam Neuſer, war aus Schwaben gebürtig, und ging von der lutheriſchen zur reformirten Confeſſion über, bei welcher man ihn um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in Heidelberg als Prediger anſtellte. Er ward ſeines Amtes verluſtig, ſuchte ſein Unterkommen in England, Frankreich, Polen; kam endlich nach Siebenbürgen und ſogar nach Conſtantinopel, wo er im Jahre 1576 ſtarb. — Da über ſeinen Lebenswandel und ſeine Religionsveränderungen ſehr viel böſes iſt geſchrieben worden, unternahm es Leſſing, einige authentiſche Nachrichten von ihm zu geben, und ihn gegen die ſowohl liebloſen als ungegründeten Vorwürfe: daß er ein Verräther, ein wahrer Mahomedaner, ja ſogar ein Atheiſt ꝛc. geworden, zu vertheidigen. Die in dem dritten Beitrag zur Gſchichte und Litteratur behandelten Umſtände dieſes Mannes ſind es, welche Leſſingen ſehr lebhaft an das nächſtfolgende Fragment des wolfenbüttel'ſchen Ungenañten erinnerten.

niemals zu Stande gekommenen Werkes. Deñ ſie haben keine allgemeine Aufſchrift; ihr Urheber wird nirgends angegeben; auch habe ich auf keine Weiſe erfahren können, wie und wañ ſie in unſere Bibliothek gekommen. Ja ſogar, daß es Fragmente eines Werkes ſind, weiß ich nicht mit Gewißheit, ſondern ſchließe es nur daher, weil ſie alle einen Zwek haben, alle ſich auf die geoffenbarte Religion beziehen, und vornehmlich die bibliſche Geſchichte prüfen.

Sie ſind mit der äuſſerſten Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äuſſerſten Ernſte geſchrieben. Der Unterſucher vergißt ſeine Würde nie; Leichtſiñ ſcheint nicht ſein Fehler geweſen zu ſein; und nirgends erlaubt er ſich Spöttereien und Poſſen. Er iſt ein wahrer geſezter Deutſcher, in ſeiner Schreibart und in ſeinen Geſinnungen. Er ſagt ſeine Meinung geradezu, und verſchmähet alle kleine Hülfsmittel, den Beifall ſeiner Leſer zu erſchleichen.

Da, nach der Hand und der äuſſern Beſchaffenheit ſeiner Papiere zu urtheilen, ſie ohngefähr vor dreiſſig Jahren geſchrieben ſein mögen; da aus vielen Stellen eine beſondere Keñtniß der hebräiſchen Sprache erhellet; und der Verfaſſer durchgängig aus wolfiſchen Grundſäzen philoſophirt: ſo haben mich alle dieſe Umſtände zuſammen an einen Mañ erinnert, welcher um beſagte Zeit hier in Wolfenbüttel lebte, und hier, unter dem Schuze eines einſichtsvollen und gütigen Fürſten, die Duldung fand, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden laſſen; an Schmid, den wertheimiſchen Überſezer der Bibel.

Doch, ohne mich bei Vermuthungen über den Verfaſſer aufzuhalten; hier iſt die Stelle, in welcher ſich meine Leſer mit ſeinem Geiſte näher be-

kañt machen können. Sie iſt aus einer Art von Einleitung genommen, in welcher er von der Vortreflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion überhaupt handelt.

Von Duldung der Deiſten.

„Weñ kein vernünftiges Chriſtentum, kein „Arianer und Socinianer heutiges Tages mehr „geduldet werden will: was haben diejenigen zu „hoffen, welche ſich blos an die geſunde Vernunft „in der Erkeñtniß und Verehrung Gottes halten? „Deñ dahin ſind ſchon längſt viele im Verborg„nen gebracht worden, daß ſie wohl eingeſehen „haben, weñ man Chriſti eigene Lehre nicht von „der Lehre der Apoſtel und Kirchenväter abſondern, „und allein beibehalten wollte, ſo ließe ſich das „apoſtoliſche und nachmals immer weiter ausge„artete Chriſtentum mit keinen Künſteleien und „Wendungen mehr retten. Die reine Lehre Chri„ſti, welche aus ſeinem eigenen Munde gefloſſen iſt, „ſofern dieſelbe nicht beſonders in das Judentum „einſchlägt, ſondern allgemein werden kañ, ent„hält nichts als eine vernünftige practiſche Reli„gion. Folglich würde ein jeder vernünftige „Menſch, weñ es einer Benennung der Religion „brauchte, ſich von Herzen chriſtlich nennen. Und „vielleicht haben diejenigen bei den Korinthern, „welche weder pauliſch, noch apolliſch, noch ke„phiſch, ſondern chriſtlich heiſſen wollten, ſolche „Reinigkeit der Lehre Chriſti, ohne alle Zuſäze „dieſer und jener Apoſtel, dadurch bekañt. Eben

„ dieſe Lehre würde auch noch chriſtiſch geblieben
„ ſein, weñ man ſie nach eben denſelben Grund-
„ ſäzen weiter ausgeführt und zu einer vollſtändi-
„ gen Unterweiſung der Gottesfurcht, Pflicht und
„ Tugend, gemacht hätte. Sobald aber die Apo-
„ ſtel anfingen, ihr jüdiſches Syſtem von dem
„ Meſſias und von der Göttlichkeit der Schriften
„ Moſis und der Propheten, mit hinein zu mi-
„ ſchen, und auf dieſen Grund ein geheimnißvolles
„ neues Syſtem zu bauen: ſo koñte dieſe Religion
„ nicht mehr allgemein werden. Der Glaube, wo-
„ rauf ſie ſich ſtüzte, erforderte zu viel Beweis,
„ als daß ihn ein jeder, aller Orten und zu allen
„ Zeiten, mit genugſamer Einſicht und Überführung
„ hätte annehmen, oder auch von Einwürfen und
„ Anſtößen befreien können. Sollte es aber ein
„ blinder Glaube, ohne Einſicht und Überführung
„ ſein: ſo mußte er nothwendig die Vernunft
„ gänzlich ſchweigen heiſſen und unterdrüken. Und
„ darauf legten es ſchon die Apoſtel an; die deñ
„ auch, weil ſie ihr eigenes Glaubensſyſtem nicht
„ völlig überdacht, und nach allen Grundartikeln
„ zureichend beſtimt hatten, ihren Nachkommen
„ Gelegenheit gaben, immer mehrere Glaubensbü-
„ cher, Geheimniſſe, Ceremonien und Glaubens-
„ formeln zu ſtiften, und ſich dabei auf's äuſſerſte
„ unter einander zu verkezern; auch weñ der Apo-
„ ſtel ihre Schriften nicht genugſam den Streit
„ entſcheiden, ein Nebenprincipium der Tradition,
„ und des päbſtiſchen Ausſpruches einzuführen.
„ Da man, bei dem allzu grob gewordenen Abfall
„ des Chriſtentums zum Aberglauben, eine Refor-
„ mation anfing; koñte man doch nicht einig wer-
„ den, wie viel von den unſaubern Schlaken weg-
„ zuwerfen wäre. Der eine näherte ſich der Ver-
„ nunft mehr als der andere; und beide doch nicht

„ genug, daß es gegen die Einwürfe der ſogenañ-
„ ten Deiſten und Naturaliſten beſtehen koñte. Da-
„ her haben einige Theologi, wie geſagt, das
„ Chriſtentum, was die Glaubensſäze und Princi-
„ pia betrift, noch weiter nach der Vernunft zu
„ bequemen geſucht, um es auf ſolche Weiſe von
„ ſeinem gänzlichen Falle zu retten, und dem den-
„ kenden Menſchen unanſtößig zu machen. Ich
„ zweiſle aber faſt, ob nach dieſer Methode von
„ dem Chriſtentume viel mehr nachbleiben werde,
„ als der bloße Name. Wenigſtens haben die mehr-
„ ſten Theologi aller Secten ſolche Vereinigung
„ des Glaubens mit der Vernunft, für eine wirk-
„ liche Aufhebung aller Glaubenslehren angeſehen,
„ und mit allen Kräften dahin geſtrebt, daß bei
„ aller übrigen Toleranz irrgläubiger und phan-
„ taſtiſcher Chriſten, ja der Juden und Heiden,
„ nur die Arianer und Socinianer nirgend in der
„ Chriſtenheit aufkommen und geduldet werden
„ möchten, wovon keine andere Urſache ſein kañ,
„ als weil Arianer und Socinianer eine faſt gänz-
„ lich vernünftige Religion haben, welche ihnen
„ ein Dorn in den Augen iſt; da jene Kezer,
„ Fanatici, Juden, Türken, Heiden, bei allen
„ übrigen Irrtümern doch noch dies Verdienſt an
„ ſich haben, daß ſie etwas glauben. Was ſie deñ
„ glauben, davon iſt bei der Toleranz die Frage
„ nicht; genug ſie glauben doch, und folgen der
„ Vernunft nicht. Siehe dañ, weil der geſunden
„ Vernunft alle Wege verſperrt worden, Gott
„ nach ihrer Einſicht, unter einem angenommenen
„ Chriſtennamen zu verehren, ſo hat ſie es endlich
„ wagen müßen, ſich bloß zu geben, und rein
„ heraus zu ſagen: Nein, es iſt wahr, wir glauben
„ das nicht, was das heutige Chriſtentum zu glau-
„ ben verlangt, und können es aus wichtigen Ur-

„ſachen nicht glauben; dennoch ſind wir keine
„ruchloſen Leute, ſondern bemühen uns, Gott
„nach einer vernünftigen Erkeñtniß demüthigſt
„zu verehren, unſern Nächſten aufrichtig und
„thätig zu lieben, die Pflichten eines rechtſchaf-
„nen Bürgers redlich zu erfüllen, und in allen
„Stüken tugendhaft zu wandeln. Was haben nun
„die Vorſteher der chriſtlichen Glaubenslehren noch
„für Rath übrig, da die Menſchen ſo frech ge-
„worden ſind, öffentlich zu bekennen, daß ſie von
„keiner andern Religion als von der vernünftigen
„überführt ſind? Was für Rath? Sie verdopeln
„ihren Eifer nnd wenden alle Beredſamkeit an,
„zuvorderſt den gemeinen Mañ, hienächſt die
„Obrigkeit, in gleichen Eifer zu ſezen. Da kla-
„gen wir es den gemeinen und chriſtgläubigen
„Seelen, daß jezt der Unglaube und die Freiden-
„kerei von Tage zu Tage mehr einreiſſe, und als
„der Krebs um ſich freſſe; daß hie und da ſo vie-
„le Unchriſten, Naturaliſten, Deiſten, Religions-
„ſpötter und Gottesläſterer entſtehen, die Gottes
„Wort Lügen ſtrafen, Chriſti Verdienſt mit Fü-
„ßen treten, Kirche und Abendmahl verachten, ja
„wohl gar ihren Gift in verwegnen Schriften
„ausſtreuen, oder daß auch ſelbſt unter denen, die
„alle äuſſerliche Gnadenmittel des Chriſtentums
„gebrauchen, manche Heuchler, und in ihrem Her-
„zen bloße Unchriſten, und höchſtens nichts als
„vernünftige Heiden, ſind. Das iſt den Ohren
„des blindgläubigen Pöbels eine Poſaune, welche
„die Religionsgefahr ankündigt, und ihm Haß und
„Verfolgung wider alle, die nicht glauben wol-
„len einbläſet. Deñ der Pöbel glaubt ſo kräftig,
„daß er ſich wohl auf ſeinen Glauben todtſchlagen
„ließe, und andre gern todtſchlüge, die das nicht
„glauben, was er glaubt. So bringen ſie deñ

„ zur Unterdrükung der vernünftigen Religion ein
„ ganzes Heer fürchterlicher Streiter auf die Beine,
„ und die Obrigkeit muß nunmehr, als Beſchüze-
„ rin des Glaubens, die freidenkeriſchen Schriften
„ in den Buchläden bei großer Strafe verbieten,
„ und durch des Scharfrichters Hand verbrennen
„ laſſen; wo nicht die entdekten Verfaſſer gar vom
„ Amte geſezt, oder in's Gefängniß gebracht, oder
„ in's Elend verwieſen werden. Dan̄ macht man
„ ſich über die gottloſen Schriften her, und wider-
„ legt ſie in aller Sicherheit, nach theologiſcher
„ Weiſe. Die Heuchelei, womit ſich viele in der
„ Chriſtenheit zu ihrem innern Verdruſſe behelfen
„ müßen, zeuget wider die Herren Theologen, daß
„ ſie ein freies Bekeñtniß der vernünftigen Reli-
„ gion durch Furcht und Zwang unterdrüken. Deñ
„ wer würde wohl in einer ſo ernſthaften Sache,
„ wider ſeine eigene Überführung, öffentliche Hand-
„ lungen begehen, die ihm ein Ekel und Ärgerniß
„ ſind? Wer würde ſeine wahre Meinung, dafür
„ er ſich ſonſt gar nicht zu ſchämen hätte, vor
„ ſeinen Freunden und Verwandten beſtändig ver-
„ hehlen? Wer würde ſeine eigenen Kinder in ſol-
„ che Schulen ſchiken, da ſie, nach ſeiner Einſicht
„ von der wahren Religion, die er ſelbſt zu haben
„ vermeint, zu einem blinden und verderblichen
„ Aberglauben angeführt werden, weñ er ſolches
„ alles nicht aus großer Furcht für den Verluſt
„ ſeiner ganzen zeitlichen Wohlfahrt zu thun ge-
„ nöthigt wäre? Die Herren Prediger mögen ge-
„ wiß glauben, daß ein ehrlicher Mañ ſeinem Ge-
„ müthe keine geringe Qual anthun muß, weñ er
„ ſich ſein ganzes Leben hindurch ſtellen und ver-
„ ſtellen muß. Was ſoll er aber anfangen, da die
„ meiſten Menſchen, darunter er lebt, mit Haß
„ und Bosheit, gegen den Unglauben, von der

„ Prieſterſchaft erfüllt ſind? Man würde ihm
„ Freundſchaft, Vertrauen, Umgang, Handel und
„ Wandel, ja alle Liebesdienſte verſagen, und
„ ihn als einen ruchloſen nnd abſcheulichen Miſſe-
„ thäter vermeiden. Welcher gute Bürger würde
„ ſeine Tochter wiſſentlich einem Unchriſten zur
„ Ehe geben? Und wie würde die, ſo in ſeinen
„ Armen ſchläft, wen̄ ſie dereinſt ihres Mannes
„ wahre Meinung von dem Chriſtentume erführe,
„ nach ihrer Schwachheit ängſtlich thun, und den
„ Herrn Beichtvater anflehen, daß er doch ihren
„ auf ſolche verdam̄liche Wege gerathenen Man̄
„ bekehren möchte? Was für eine herliche Paren-
„ tation würden ihm die Herrn Prediger noch nach
„ ſeinem Tode halten? Würden ſie auch ſeinem
„ Körper noch eine Ruhe in ehrlichen Begräbniſſen
„ zugeſtehn?

„ Was iſt alſo an der Heuchelei ſo vieler be-
„ drukten Vernünftigen anders Schuld, als der
„ mit ſo manchen zeitlichen Unglük verknüpfte
„ Glaubenszwang, welchen die Herren Theologi
„ und Prediger, vermöge ihrer Schmähungen und
„ Verfolgungen, den Bekennern einer vernünftigen
„ Religion bis in den Tod anlegen?

„ Wahrlich, ſolch Verfahren iſt auf alle Wei-
„ ſe zu mißbilligen. Ein Menſch, der ohne ſein
„ Wiſſen in der erſten Kindheit mit Gewalt zum
„ Chriſten getaufet iſt, und dem man den Glauben
„ theils fälſchlich angedichtet, theils in den unver-
„ ſtändigen Jahren ohne Vernunft eingeprägt hat,
„ kan̄ nach keinem göttlichen oder menſchlichen
„ Rechte gehalten ſein, ſo bald er andre Einſichten
„ von der Wahrheit bekom̄t, ebendaſſelbe zu glau-
„ ben, was er als ein Kind in Einfalt zu glau-
„ ben gelehret war; vielweniger kan̄ er darum, daß
„ er nun dem angedichteten und blindlings einge-

„ flößten Glauben entſagt, ſtrafbar werden, oder
„ die Vorzüge eines Menſchen und Mitgliedes der
„ menſchlichen Geſellſchaft verlieren, und mit aller-
„ lei zeitlichem Ungemach belegt werden. Warum
„ hat man ihn auf ſolche unerlaubte Weiſe mit
„ dem Glauben berükt? — Was haben die Herren
„ Theologi für Recht, daß ſie diejenigen, die
„ doch eine vernünftige und wahre Religion haben
„ und ausüben, ſonſt aber nichts wider den Staat
„ und ihre Nebenmenſchen, oder in beſondern Tu-
„ gendpflichten verbrechen, öffentlich vor dem ge-
„ meinen Haufen beſchimpfen und verhaßt machen?
„ Eigentlich gehören ſolche Dinge gar nicht auf
„ die Kanzel. Deñ die Zuhörer verſtehen nichts
„ von der Sache; und weñ ſie aufrichtig die Grün-
„ de der Gegner zu wiſſen bekämen, würden ſie
„ nur irre werden.

„ Alſo hat auch da keine unparteiiſche Wider-
„ legung ſtatt. Wer zum Lehrer auf der Katheder
„ berufen iſt, der mag immerhin gegen alle Un-
„ gläubige und Irrgläubige ſtreiten. Aber ein
„ Lehrer auf der Kanzel iſt ein Lehrer der Gläu-
„ bigen und Chriſten, bei welchen er die Überfüh-
„ rung von der Wahrheit des Chriſtentums billig
„ vorausſezt. Was hat ein ſolcher mit denen zu
„ ſchaffen, die drauſſen ſind, und zur Kirche nicht
„ gehören? — Daß er ſie da mit redneriſchen Aus-
„ drüken, welche die Einbildungskraft und Affecten
„ erregen und mit verhaßten Namen, wovon die
„ Zuhörer nicht einmal richtige Begriffe haben,
„ öfters zur Schau ſtellet: das dienet zu nichts,
„ als den unverſtändigen Eifer des blinden Pöbels
„ wider unſchuldige Leute in Feuer zu ſezen. Zieht
„ der Prieſter auf die Ungläubigen los, ſo denkt
„ der gemeine Mañ, deſſen ganze Religion im
„ Glauben beſteht, daß es Leute ſind, die gar

„ keine Religion haben, die weder Gott noch Teu-
„ fel, weder Himmel noch Hölle glauben. Deñ er
„ urtheilt nach ſich ſelbſt: weñ bei ihm der Glau-
„ be wegfiele, ſo bliebe gar keine Religion übrig.
„ Unchriſten klingen in des Pöbels Ohren als ruch-
„ loſe, laſterhafte Böſewichter. Deñ er iſt einmal
„ ſo unterrichtet, daß ein frommer Wandel allein
„ aus dem Glauben, das iſt aus dem Chriſtentu-
„ me, entſtehen könne, und daß alle, die nicht
„ Chriſten ſind, nothwendig allen Sünden ergeben
„ ſein müßen. Gleich als ob die geſunde Ver-
„ nunft und das Naturgeſez nicht die eigentliche
„ Quelle aller Pflichten und Tugenden wäre, wor-
„ aus Chriſtus ſelbſt und die Apoſtel ihre Vor-
„ ſchriften geſchöpft haben. Wenigſtens ſezt dieſe
„ Benennung der Unchriſten, ſolche Leute in eine
„ Reihe mit Juden, Türken und Heiden, von
„ welchen die Chriſten alles arge in Lehre und Le-
„ ben zu denken pflegen. Von Naturaliſten,
„ Deiſten, Freidenkern, ſtellt ſich der unwiſ-
„ ſende Haufe im böſen Verſtande nichts beſſeres
„ vor, als daß ſie die Natur zu Gott machen, und
„ in ungezügelter Frechheit blos nach ihren Lüſten
„ handeln. Spötter der Religion und
„ Gotteslãſterer, nebſt andern ſolchen theolo-
„ giſchen Ausdrüken, geben vollends chriſtgläubigen
„ Seelen ein Bild von den abſcheulichſten Creatu-
„ ren, die man ausrotten und vertilgen müße.
„ Das heißt ja wohl recht verläumden, die Un-
„ ſchuld mit der Bosheit vermengen, und eben
„ die giftigen Waffen, womit die Heiden wider
„ das Chriſtentum ſtritten, nun als chriſtliche ge-
„ brauchen. Deñ die erſten Chriſten mußten auch,
„ bei den Heiden, Atheiſten und Gotteslãſterer
„ heiſſen, weil ſie weder an den Jupiter, noch an
„ den Saturn, noch an die Juno glaubten, ſon-

„dern ihrer wohl gar in öffentlichen Schriften
„ſpotteten. — Eben dieſes erinnert uns aber auch
„der jezigen Unbilligkeit, mit Schriften gegen das
„Chriſtentum gewaltſam und ſchimpflich umzuge-
„hen. Weñ in ſolchen Schriften etwas wider den
„Staat und die guten Sitten eingeſtreuet wäre:
„ſo würde es recht und billig ſein, ſelbige zu ver-
„bieten und zu verbrennen, und die Verfaſſer für
„ihren Muthwillen derbe zu züchtigen. Allein
„weñ ſie blos die Streitfrage über die Wahrheit
„der Offenbarung erörtern, und der vernünftigen
„Religion das Wort reden: ſo hindert das die
„Ruhe des gemeinen Weſens gar nicht, wofern
„die Theologi nur nicht Lärm blaſen, und den
„Pöbel aufhezen. Haben ſie den vergeſſen, daß die
„erſten Kirchenväter, Juſtinus, Tatianus, Athe-
„nagoras, Theophilus, Hermias, Clemens Ale-
„xandrinus, daß Tertullianus, Minucius Felix,
„Arnobius, Lactantius, und hundert andere mehr,
„gegen das damals herſchende Heidentum, bald
„Apologien, bald Streitſchriften, bald Spott-
„ſchriften (Διασυρμȣς, Irrisiones de Vanitate Idolo-
„rum, de Superstitione Saeculi etc.) herausgegeben,
„und daran von den Kaiſern nicht gehindert wor-
„den? Die Wahrheit muß durch Gründe ausge-
„macht werden, und ſie ſtehet ihren Gegnern kein
„Verjährungsrecht zu. War es deñ damals den
„Chriſten recht, die gemeinen Meinungen ſchriftlich
„anzufechten, weil ſie dieſelben für irrig und aber-
„gläubiſch hielten: wie kañ es in der jezigen
„Chriſtenheit für unerlaubt geachtet werden, daß
„einer ſich ihrem herſchenden Glauben entgegen
„legt, und den Anſtoß, welchen er daran hat,
„öffentlich an den Tag gibt? Sind die Theologi
„allein privilegirt, daß ſie keine Rede und Ant-
„wort geben dürfen von den Säzen, welche ſie

„ andern zu glauben aufbürden? Ihre Sache muß
„ wohl ſchlecht ſtehen, da ſie ihrer Gegner Schrif-
„ ten und Vertheidigungen mit Gewalt unterdrü-
„ ken und dañ das große Wort haben wollen, als
„ hätten ſie dieſelben rechtſchaffen widerlegt.

„ Daß aber die Intoleranz und Verfolgung in
„ der ganzen Chriſtenheit, gleichſam durch eine ge-
„ meinſchaftliche Verabredung, hauptſächlich und
„ faſt allein wider die vernünftige Religion gerich-
„ tet iſt, das macht die Unbilligkeit noch größer,
„ und gereicht dem Chriſtentume, beſonders den
„ Proteſtanten, zum unauslöſchlichen Schandfleken.
„ Deñ die katholiſchen Mächte und Geiſtlichen dul-
„ den in ihren Ländern, wo das Pabſttum herſcht,
„ ohne Unterſchied, keine einzige fremde Religion;
„ ein jeder Einwohner und Bürger ſoll und muß
„ ſich zu dem katholiſchen Glauben bekennen, oder
„ das Land räumen. Die Proteſtanten hingegen
„ ſind gemeiniglich für die Toleranz, und ver-
„ ſtatten ſonſt allen Secten in und auſſer der
„ Chriſtenheit ein freies Bekeñtniß und einen öf-
„ fentlichen Gottesdienſt unter ſich, ohne davon
„ Unruhen im Staate zu befürchten, oder im ge-
„ ringſten zu erfahren. Man findet, zumal in
„ Holland, Katholiken, Lutheraner, Arminianer,
„ Preſbyterianer, biſchöfliche Engländer, Menno-
„ niten, Synkretiſten, Quaker, Separatiſten,
„ Fanaticos, Zinzendorfianer, Griechen, Armenier,
„ häufige portugieſiſche und deutſche Juden, un-
„ geſtört unter den Gliedmaſſen der herſchenden re-
„ formirten Kirche wohnen, und man läßt einen
„ jeden nach ſeiner Einſicht und Gewiſſen Gott ver-
„ ehren. Und ſo gibt es in England und den eng-
„ liſchen Colonien, wie auch in gewiſſen Städten
„ der däniſchen und ſchleſwig-holſteiniſchen Bot-
„ mäßigkeit, allerlei Secten und Religionen, die

„ohne Unterſchied gehägt und geſchüzt werden. Ich
„will nicht ſagen, daß unter dem ruſſiſchen Ge=
„biete noch auſſer den Chriſten viele Türken und
„mancherlei Heiden ſtehen. Aber diejenigen allein,
„deren Religion einigermaßen nach der geſunden
„Vernunft ſchmekt, als: Arianer und Socinia=
„ner, oder die gar keine Offenbarung erkennen
„und blos vernünftig denken und leben wollen,
„die ſind es, welche in der ganzen Chriſtenheit
„ſich nirgend einer bürgerlichen Toleranz zu getrö=
„ſten haben, ſondern allenthalben ausgeſtoßen,
„verbannet, gehaſſet und verfolgt werden. So
„leidet man deñ im ganzen Chriſtentume lieber
„ſo manchen ungöttlichen Aberglauben, ſo manchen
„albernen Irrglauben und eiteln Ceremonientand,
„ſo manchen Wahn und phantaſtiſche Eingebung,
„ja lieber die abgeſagten Feinde des chriſtlichen
„Namens, als eine vernünftige Religion. Die
„wird für die ärgſte und allgemeine Widerſacherin
„der jezigen chriſtlichen angeſehen, wider welche
„ſich alle ſonſt noch ſo ſehr ſtreitenden Partheien
„verſchworen haben, ſie gänzlich auszurotten. Haſt
„du den jüdiſchen Glauben von deinen Vorfahren
„bekommen: wohl! bleibe ein Jude; ſage unge=
„ſcheut, daß du es biſt, und beſchneide deine Kin=
„der; du wirſt in und auſſer der Chriſtenheit auf der
„ganzen Welt ſichern Aufenthalt finden, und wohl
„gar freiwillig zum Bürgerrecht eingeladen wer=
„den. Haſt du des Pabſtes, Luthers, Calvins
„Glauben: ſo iſt allenthalben im römiſchen und
„vielen andern Reichen Plaz für dich. Biſt du
„ein Menonit, Separatiſt, Enthuſiaſt: es hindert
„nichts, man wird dich hie und da unter den
„Proteſtanten herbergen und ſchüzen. Aber glau=
„ben mußt du doch etwas, was es deñ auch ſei.

„ Eine reine vernünftige Religion zu haben und zu
„ üben, iſt wenigſtens in der Chriſtenheit nirgend
„ erlaubt. Gehe nur! — Wohin? Zu den Juden,
„ Türken und Heiden? Aber ich habe auch deren
„ Glauben nicht; ſie werden mich eben ſo gläubig
„ haſſen, verdammen, verfolgen und noch dazu
„ meinen, ſie thun Gott einen Dienſt daran. Wir
„ haben ein klares Beiſpiel davon an dem berüch-
„ tigten Uriel Acoſta, den ich zwar übrigens nicht
„ vertheidigen will, aber der jedoch eine vernünf-
„ tige Religion, ohne Glauben an die jüdiſche
„ oder chriſtliche, bekañte. [1]) Er war von Ge-
„ burt und Erziehung ein Jude geweſen, und da
„ er wegen der jüdiſchen Thorheiten von ihnen ab-
„ getreten, dennoch auch kein Chriſt geworden.
„ Nun hatte er alſo nirgends Schuz: er ward von
„ ſeinen vorigen Glaubensgenoſſen auf's äuſſerſte
„ verfolgt, als ein Menſch, der gar keine Reli-
„ gion hatte, weil er weder ein Jude, noch ein
„ Chriſt, noch Mahometaner wäre. Als er ſich
„ endlich aus langem Überdruſſe der erlittenen
„ Drangſale wieder zu der Synagoge wandte,
„ ward er auf eine ſchändliche Weiſe in der jüdi-
„ ſchen Verſamlung nakend gegeiſſelt und mit
„ Füßen getreten. Da hält er den den phariſäi-
„ ſchen Juden nicht unbillig vor: ob ſie dañ nicht
„ wüßten, daß nach ihren eigenen Lehrſäzen auſſer-
„ dem eine wahre und ſeligmachende Religion ſei,
„ welche dem Menſchen als Menſchen angeboren
„ worden, und welche die geſunde Vernunft und
„ das Geſez der Natur lehre; die ſie ſelbſt dem
„ Noah und allen Erzvätern vor dem Abraham zu-
„ eigneten, welche ihn auch nach dem Geſeze Mo-

1) Siehe ſein Exemplar vitae humanae, bei dem Limborchius in collatione cum erudito Judaeo, p. 361.

„ſts berechtigte, unter den übrigen Juden als ei-
„ner der Nachkommen des Noah zu leben? Er
„kañ daher ſeine Verwunderung nicht bergen, daß
„die chriſtliche Obrigkeit den Juden in ſolchem
„Falle richterliche Gewalt und Strafen zu geſtün-
„de, und glaubt, weñ Chriſtus ſelbſt noch jezt in
„Amſterdam, bei den Juden, wider ihre phariſäi-
„ſche Heuchelei predigte, und es gefiele ihnen,
„denſelben abermal zu geiſſeln, ſo würden ſie es
„da frei thun können. Sehet! ſo wird die ver-
„nünftige Religion bei allen Arten des Glaubens
„als eine allgemeine Feindin angelaſſen. Sobald
„ſich der Glaube zum Herrn über die Erkeñtniß
„Gottes gemacht hat, will er die Stimme der
„Vernunft nicht mehr hören. Alſo haben Aber-
„glauben, Irrtümer, Thorheiten und Greuel den
„ganzen Erdboden überſchwemt. Wo iſt deñ aber
„der Menſch? Wo wohnt die Vernunft? Wo hat
„ſie ihren freien Gebrauch in der edelſten und
„wichtigſten Erkeñtniß und Pflicht der Menſchen
„behalten? Weñ ſie ſonſt auch nirgend geduldet
„würde: ſo ſollte es doch billig im Chriſtentume,
„und in demſelben unter den Proteſtanten geſche-
„hen; weil ſie vorzüglich rühmen, daß ihr Chri-
„ſtentum mit der geſunden Vernunft ſehr wohl
„beſtehen könne, und ſich für deren Prü-
„fung gar nicht zu ſcheuen habe; ja, daß die
„Vernunft ſelbſt eine Wegweiſerin zum Chriſten-
„tume ſei. Warum verſtatten ſie deñ der ver-
„nünftigen Religion nicht den geringſten Plaz bei
„ſich? Nein, das iſt eine Protestatio facto con-
„traria: ihr Glaube muß ſo wenig, als alle andre
„Arten eines falſchen Glaubens, die geſunde Ver-
„nunft neben ſich vertragen können.

„Dieſes Betragen der ganzen jezigen Chriſten-
„heit läuft gerade wider das Geſez und den Ge-

„brauch der Kirche alten Teſtaments, wider Chri=
„ſti Lehre und Exempel, und wider der Apoſtel
„ihr Verfahren und Zeugniß. Ungeachtet das Ge=
„ſez Moſis eine gar ſtrenge Ausrottung der Heiden
„im Lande Kanaan geboth, ſo befahl es doch auch,
„die Fremdlinge, welche in ihren Tho=
„ren wohnten, nicht zu bedrängen,
„noch zu unterdrüken, ſondern ſie woh=
„nen zu laſſen, wie die Einheimiſchen,
„und ſie zu lieben als ſich ſelbſt. [1])
„Was waren das für Fremdlinge in den Tho=
„ren der Iſraeliten? Es waren keine andere, als
„die Proselyti Portae seu Domicilii (Gere Schaar
„oder Gere Toschabh) d. i. vernünftige Verehrer
„Gottes aus allerlei Volke, die der Vielgötterei
„und Abgötterei nicht zugethan waren, ſondern
„einen wahren Gott, als Schöpfer des Himmels
„und der Erde, erkañten und verehrten, auch da=
„bei das allgemeine Natur= und Sittengeſez beob=
„achteten; übrigens aber den Glauben Iſraels
„nicht annahmen, noch zur Beſchneidung und an=
„dern Gebräuchen der herſchenden Religion ge=
„nöthigt wurden. Sie heiſſen auch Kinder
„Noah, im Gegenſaz von den Kindern Abra=
„ham und Iſrael; d. i. ſolche, die keine an=
„dre Religion, als des unbeſchnittenen Noah,
„hatten und ausübten. Die Juden geben uns ihre
„Grundartikel, als Vorſchriften des Noah, in
„ſieben Hauptſtüken an: 1. keine Abgötterei zu
„treiben; 2. Gottes Namen zu ehren; 3. nie=
„mand zu tödten; 4. keine Unzucht zu treiben;
„nichts zu rauben; 6. die Obern zu ehren; 7.

1) Exod. XXII. 21. Levit. XI. 33. 34. Deut. X. 18. 19. collato Exod. XX. 10. Deut. V. 14. Num. XXXV. 15. Levit. XXV. 6.

„nicht rohes Fleiſch zu eſſen. Weñ wir das lezte
„Stük ausnehmen, welches wohl nur hinzugethan
„war, um den Juden kein Ärgerniß zu geben, ſo
„war alles übrige nichts als ein kurzer Inbegrif
„der vernünftigen Religion und des Naturgeſezes;
„daher auch der gelehrte Seldenus ſein ganzes
„Natur- und Völkerrecht nach den Sazungen der
„Hebräer auf dieſe Praecepta Noachica gebauet, und
„die Religions- und bürgerliche Freiheit der Prose-
„lytorum Domicilii genugſam bewieſen hat. Mai-
„monides, der verſtändigſte unter allen Juden, be-
„ſchreibt dieſe vernünftigen Judengenoſſen eben-
„ſo, und ſagt ausdrüklich, daß ſie weder ver-
„bunden geweſen, ſich beſchneiden noch
„taufen zu laſſen, und daß ſie doch als
„Fromme aus andern Völkern aufge-
„nommen worden, indem den Iſraeli-
„ten unverboten geweſen, ſolchen Leu-
„ten einen Wohnſiz in ihrem Gebiete
„anzuweiſen. 1) Er ſagt ſogar an einem an-
„dern Orte, 2) daß dieſe frommen Juden-
„genoſſen Theil hätten an der zukünf-
„tigen Seligkeit. Auf ſolche Weiſe wurden

1) Maimonides, Issure Biah. c. 14. Qualisnam est ille quem Proselytum Domicilii (Ger Toschabh) vocamus? Is gentilis erat, qui in se susceperat, a cultu extraneo abstinere et cetera observare, quae in Noachidarum jure continentur. Nec circumcidebatur ille, nec baptizabatur, sed admittebant eum velut unum ex piis e gentilibus mundi. Ideo autem vocatur Inquilinus, quoniam licuit nobis ei sedes inter nos assignare in territorio Israëlitico.

2) Maimonides in tract. de Regibus, c. 8. §. 11. Quicunque in se suscepit septem praecepta Noachidarum, et in iis observandis cautus est, ille est pius e gentilibus mundi et portionem habet in saeculo futuro.

„nicht allein die Gibeoniter und andere zu Knech„ten gemachte Leute, oder Nethinaer, ſondern „auch die Rechabiten und die unbezwungenen Ka„naniter, nebſt vielen andern Fremdlingen, mit„ten in Kanaan, neben dem jüdiſchen Gottes„dienſte, friedfreundſchaftlich geduldet, und als „bürgerliche, ja als geiſtliche Mitgenoſſen gehalten, „ob ſie gleich an Moſen und die Propheten nicht „glaubten, und das levitiſche Geſez nicht beobach„teten, ſondern nur das vernünftige der iſraeliti„ſchen Religion, als das weſentlichſte angenom„men hatten. Für ſolche fromme Anbeter des „wahren Gottes hatte demnach der weiſe und „damals ganz untadeliche König Salomo ſchon „den erſten Tempel mit geweihet; und er läßt „in ſein Einweihungsgebet mit einfließen: wenn „auch Fremde, die nicht von dem Vol„ke Iſrael wären, zum Tempel kämen, „und daſelbſt anbeteten, daß Gott ſie „in allen ihrem Anliegen erhören wol„le.[1] Dieſe konnten daher mit den Iſraeliten „in den Vorhof des Tempels kommen, und Gott „nach ihrer vernünftigen Erkenntniß anflehen: wenn „ſie gleich nicht mit opferten. Ja, die ſpätere „Geſchichte gibt, daß auch heidniſchen Königen „und Kaiſern zugeſtanden ſei, für ſich im zweiten „Tempel opfern zu laſſen.[2] Seht nun dagegen „das Betragen der Diener des neuen Teſtaments! „Sollten dieſe wohl mit gutem Gewiſſen von ſich „ſagen können, daß ſie die vernünftigen Vereh-

1) 1 Reg. VIII. 38. 41. seq.

2) So haben Alexander Magnus, Heliodorus, Antiochus Eupator, Ptolomaeus Euergeta, Augustus, Vitellius für ſich im zweiten Tempel opfern laſſen. Vid. Seldenus de J. N. et G. L. 3. c. 4. et 7.

„ rer Gottes, als die Fremdlinge des Chriſtentums, „ nicht zu bedrängen oder zu unterdrüken ſuchten, „ ſondern vielmehr liebten als ſich ſelbſt? ſie, de- „ ren Mund von dem innern Haſſe und Religions- „ eifer gegen ſolche Leute öffentlich überfließet. „ Sollten ſie es wohl über ihr Herz bringen kön- „ nen, dieſelben Chriſtgenoſſen, Religionsverwand- „ te und Fromme zu nennen, oder ſie an der Se- „ ligkeit Theil nehmen zu laſſen, da ſie dieſelben „ mit allen Unchriſten, Religionsſpöttern, Athei- „ ſten und Gotteslaͤſterern in eine Klaſſe ſezen? „ Sollten ſie ihnen wohl mit gutem Willen eine „ bürgerliche und Religionsfreiheit zugeſtehen? wi- „ der deren Aufkommen ſie Himmel und Erde, „ Obrigkeiten und Pöbel, zu bewegen trachten? „ Niemand wird unſern proteſtantiſchen Theologis, „ geſchweige den päbſtiſchen, ſolche Sanftmuth und „ Duldung zutrauen; und ich zweifle nicht, weñ „ manche gläubige Seelen nur von ſolcher Nach- „ ſicht hörten, ſie würden ſchon in Eifer wider die- „ ſe Ungläubige gerathen. Ein Zeichen, daß ſie „ ſchon von ihren Lehrern in eine unzeitige Hize „ wider alle, die nicht ihres Glaubens ſind, ge- „ bracht worden!

„ Nun möchte ich doch wiſſen, ob dieſe geiſtliche „ Herren von Chriſto, dem Lehrer der allgemeinen „ Menſchenliebe, einen gegenſeitigen und ſtrengern „ Befehl bekommen hätten, als Moſes, in Betrach- „ tung der vernünftigen Verehrer Gottes bekom- „ men oder gegeben hat? Ob ſie eine einzige Stelle im „ ganzen neuen Teſtament aufweiſen können, daß „ ſolche Leute in der Chriſtenheit durchaus nicht „ geduldet werden müßten? Ich weiß wohl, daß „ die Evangeliſten Chriſto den harten Ausſpruch in „ den Mund legen: Wer nicht glaubt, der „ wird verdammet werden. Allein weñ wir

„ auch dieſe Nachricht, ſo wie ſie lautet und ge„ deutet wird, völlig annehmen: ſo bleibt doch ein „ gewaltiger Unterſchied zwiſchen den Säzen: die„ ſe und jene Menſchen können nach der Heilsord„ nung Gottes nicht ſelig werden: und, eben die „ Menſchen ſind in der bürgerlichen Geſellſchaft „ und unter Chriſten nicht zu dulden, noch zu ei„ nem öffentlichen Bekeñtniſſe ihrer Religion zu „ laſſen. Wie wollten ſie mit dem leztern Saze zu„ ſammenreimen, daß ſie den Juden und mehrern „ andern Ungläubigen und Irrgläubigen, welche auch „ in ihren Augen ewig verdamt ſind, dennoch auf „ dieſer Welt unter ſich eine öffentliche privilegir„ te Ausübung ihrer Religion verſtatten? Chriſtus „ ſagt ſeinen Jüngern anderwärts: ſie ſollten das „ Unkraut wachſen laſſen bis zur Ärnte; d. i. ſie „ ſollten denen, die auch falſche Meinungen heg„ ten und lehrten, ihre menſchliche Einſicht und „ Religionsfreiheit nicht durch gewaltſame Mittel „ zu benehmen ſuchen, oder ihr Aufkommen hin„ dern, ſondern alles dem künftigen Gerichte „ Gottes überlaſſen. Weñ alſo auch die Menſchen, „ welche Gott blos nach vernünftigen Einſichten „ verehren, mit unter das Unkraut, das iſt, unter „ die irrig und falſch Lehrenden, zu rechnen wä„ ren: ſo würde nach Chriſti Regel dennoch keine „ äuſſere Unterdrükung der vernünftigen Religion „ und des vernünftigen Gottesdienſtes zu entſchul„ digen ſein. Allein Chriſtus hat die vernünftigen „ Religionsverwandten nicht einmal unter dem Un„ kraute der Kirche begreifen können, von deſſen Aus„ rottung die Frage wäre: weil ſie nach dem Geſeze, „ als Menſchen, als Fremdlinge, als wohnhafte „ Bürger, ja als gottesfürchtige Leute, der all„ gemeinen Liebe, und der von Gott zugeſtandnen „ Rechte theilhaftig waren. Die Apoſtel haben die-

„ ſelbe gleichfalls nicht ſo böſe und unleidlich an„geſehen, ſondern ſie vielmehr mit den beſten
„ Ehrennamen belegt. Unſere jezigen Kirchenleh„rer werden ſich's gefallen laſſen, von den Apo„ſteln eine beſſere Sprache und Amtsführung an„zunehmen. So oft die Apoſtel mit den ver„nünftigen Judengenoſſen aus den Heiden zu
„ ſchaffen haben, ſo heiſſen ſie ſtets bei ihnen die
„ Frommen, die Gottesfürchtigen, die
„ Verehrer Gottes, die gottesfürchti„gen Judengenoſſen, (ευσεβεις, σεβομενοι
„ τον θεον, σεβομενοι Ἑλληνες, δικαιοι, φοβουμενοι
„ τον θεον) und ſie werden den Iſraeliten an die
„ Seite geſezt. Ihr Männer von Iſrael,
„ ſagt Paulus, und die ihr Gott fürchtet,
„ höret zu! — Ihr Männer, liebe Brüder,
„ ihr Kinder des Geſchlechts Abraham,
„ und die unter euch Gott fürchten! [1])
„ In der Erzählung lautet es eben ſo: Nach
„ dieſer Rede ſind Paulo und Barna„bä viel Juden und gottesfürchtige Ju„dengenoſſen nachgefolgt. — Es geſel„leten ſich zu Paulo und Sila auch der
„ gottesfürchtigen Griechen eine Menge.
„ Paulus unterredete ſich mit den Ju„den und den Gottesfürchtigen in der
„ Synagoge. [2]) Daß nun in allen dieſen Stel„len keine Beſchnittene und vollkommene Judenge„noſſen oder Proselyti Justitiae, ſondern blos ver„nünftige Verehrer Gottes, oder Proselyti Portae,
„ gemeinet ſind, hat unter andern Salomon Dey„ling, ein gelehrter lutheriſcher Theologus aus-

1) Actor. XIII. 16. 26.

2) Actor. XIII. 42. 43. XVII. 4. 17.

„führlich gezeigt.[1]) Der Hauptmañ Cornelius war, nach des Evangeliſten Lucä Zeugniß, ſchon als ein vernünftiger Heide gottſelig, gerecht und gottesfürchtig, (ευσεβης, δικαιος, φοβουμενος τον θεον;[2]) ſo wie die Purpurkrämerin Lydia eine Verehrerin Gottes hieß (σεβομενη τον θεον.[3]) Das iſt ganz eine andere Sprache der erſten Jünger Jeſu, als die man jezt führt. Sie ſagten nicht: ihr Ungläubige, ihr Freidenker, ihr Naturaliſten, ihr Religionsſpötter; ſondern: ihr Verehrer Gottes, ihr, die ihr Gott fürchtet. Wie alſo die jüdiſche Kirche ungeachtet ihres großen Eifers für das Geſez und für ihre Religion dennoch die vernünftigen Religionsverwandte nicht allein bürgerlich ungekränkt bei ſich wohnen ließ, ſondern auch in ihre geiſtliche Verſam̄lungen und Synagogen willig aufnahm, und ſie durch Liebe, Lob und freundſchaftliche Begegnung an ſich lokte: ſo billigten auch die Apoſtel, durch ihre Ehrennamen, welche ſie ſolchen Judengenoſſen öffentlich ertheilten, die Weiſe der jüdiſchen Kirche, und gaben mithin ihren Nachfolgern in der chriſtlichen Kirche ein rühmliches Beiſpiel, wie nahe ſie die vernünftige Religion auch mit der chriſtlichen verwandt hielten, und wie entfernt ſie von deren Verkleinerung, Beſchimpfung und Unterdrükung wären. Woher haben deñ die heutigen Lehrer des Chriſtentums das gelernt, daß ſie vernünftige Verehrer Gottes bei der Gemeine mit ver-

1) Sal. Deyling Obſs. Sacr. P. II. p. 352. de σεβεμενοις τον θεον.

2) Actor. X. 1.

3) Actor. XVI. 14.

„haßten Benennungen anſchwärzen, als ob ſie „gar keine Religion hätten? Woher gönnen ſie „dieſen allein kein freies Bekeñtniß der erkañten „Wahrheiten, da ſie alle übrige Ungläubige und „Irrgläubige dulden? Mit welchem Rechte miſchen „ſie ſich in die Verfaſſung des Staates, ſolche „unſchuldige und rechtſchaffene Leute, auch durch „obrigkeitliche Hülfe, aus der bürgerlichen Ge„ſellſchaft, und allen daher entſtehenden Vortheilen „zu verdrängen?

„Es iſt demnach ſolche Unterdrükung der ver„nünftigen Religion und ihrer Verehrer, welche „die neuern chriſtlichen Lehrer zur Maxim gemacht „haben, ſowohl dem alten als neuen Teſtamente, „ſowohl dem Geſeze Moſis und dem Betragen der „jüdiſchen Kirche, als der Regel und dem Exempel „Chriſti und ſeiner Apoſtel gerade entgegen. Aber „weñ wir auch die Sachen an ſich ſelbſt betrach„ten, ſo zeiget ſich die offenbarſte Unbilligkeit in „der heutigen Methode, welche in der Chriſtenheit „herſcht. Ein jeder Menſch ſoll glauben, oder „nicht in der menſchlichen, es ſei geiſtlichen oder „bürgerlichen Geſellſchaft geduldet werden. Wie „kañ man aber das als eine Pflicht und Schuldig„keit fordern, und es mit einer Strafe verknü„pfen, was nicht in der Menſchen Macht und „freiem Willkür ſtehet, ja manchem, nach ſeiner „Einſicht von ſich ſelbſt zu erhalten, unmöglich „wird? Entweder müßen dadurch Heuchler im „Chriſtentume entſtehen, oder man muß ihnen „auch erlauben, daß ſie frei und ohne Kränkung „ihres bürgerlichen Wohlſtandes bekennen, ſie „glaubten es nicht, und köñten ſich aus den und „jenen Urſachen von dem Glaubensſyſtem und deſ„ſen Artikeln nicht überführen. Die Menſchen „ſollen glauben, ehe ſie noch zu den geringſten

„ Begriffen, Urtheilen und Prüfungen des Ge-
„ glaubten fähig ſind. Sie ſollen glauben, was
„ über die Vernunft iſt, ehe ſie von dem, was
„ der Vernunft faßlich iſt, eine Einſicht haben.
„ Wie läßt ſich eine Religion, oder Erkeñtniß
„ Gottes, ohne alle Begriffe, ohne alles Vermögen
„ der Einſicht, pflanzen? Wie kañ ein geheimniß-
„ voller Glaube ſtatt finden, der nicht auf die
„ Anfangsgründe einer vernünftigen Religion ge-
„ bauet iſt? Daraus kañ nichts als ein blin-
„ der Glaube entſtehen, da die Menſchen ſelbſt
„ nicht wiſſen, was ſie glauben, noch warum
„ ſie es glauben. Deñ weil man ihnen von
„ der Kindheit an alle vernünftige Erkeñtniß
„ von Gott und göttlichen Dingen in den Lehr-
„ büchern ſorgfältig entzieht, und ihnen wider
„ die Vernunft und deren Gebrauch in dem,
„ was des Geiſtes Gottes iſt, kräftige Vorurthei-
„ le beibringt: ſo kañ nichts, als ein blinder Glau-
„ be übrig bleiben. Die Menſchen ſollen ohne
„ Vernunft blos glauben, und dadurch fromme
„ Chriſten werden; da doch der Menſch allein da-
„ durch, daß er eine vernünftige Creatur iſt, vor
„ allen Thieren einer Religion fähig wird, und ſich
„ durch vernünftige Bewegungsgründe zum Guten
„ ziehen läßt. Wie kañ man deñ Chriſten erwar-
„ ten, ehe ſie in Menſchen gebildet ſind? Wie
„ kañ man eine thätige höhere Vollkommenheit
„ des Willens und Wandels von ihnen hoffen, da
„ ſie keine innere Bewegungsgründe zu einer na-
„ türlichen Tugend und Frömmigkeit bekommen
„ haben? Weñ man dieſe Methode in ihrer ei-
„ gentlichen Folge betrachtet: ſo wird ſie, nach
„ Beſchaffenheit der Menſchen, zum Aberglauben
„ und knechtiſchen Werkheiligkeit Gelegenheit ge-
„ ben, oder ſie auch eben ſo bösartig und ruchlos,

„ als ſie aus Mangel einer vernünftigen Erziehung
„ geworden ſind, laſſen.“ —

Und ſo weiter! Zu einer Probe iſt dieſes mehr als hinreichend. Nun erlaube man mir noch, meinen Unbekañten nicht ſo ganz ohne Geleite abtreten zu laſſen.

1. Ich habe geſagt, daß Neuſers Schikſale mich an dieſe Stelle erinnert. Deñ als Neuſer ſo weit gekommen war, daß er ſich kein Bedenken machte, zur mahomedaniſchen Religion überzutreten, war er doch vermuthlich kein Phantaſt, der ſich von der Wahrheit der mahomedaniſchen Religion, als geoffenbarter Religion, vorzüglich vor der chriſtlichen, überzeugt fühlte: ſondern er war ein Deiſt, der eine geoffenbarte Religion für ſo erdichtet hielt, als die andere, und den nur die äuſſerſte Verfolgung zu einem Tauſche brachte, an den er nie würde gedacht haben, weñ er irgendwo in der Chriſtenheit die Duldung zu finden gewußt hätte, auf welche unſer Unbekañte für ſolcher Art Leute dringet. Er hatte ſie bei den Unitariern anfangs zu finden geglaubt. Aber der Streit, in welchen er auch mit ihnen ſofort verwikelt wurde, mochte ihn wohl abnehmen laſſen, was er ſich mit der Zeit ſelbſt von denen zu verſehen habe, welche anderswo eben ſo vogelfrei waren, als er. Ja es ſcheinet, daß dieſe ſeine Beſorgniß durch Franz Davidis nachherige Schikſale hinlänglich gerechtfertiget worden. Indeß kañ es doch gar wohl ſein, daß Neuſer auch eine Art von Prädilection für die mahomedaniſche Religion gehabt, und daß er ihr bereits alle die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die weit neuerer Zeit freimüthige und unverdächtige Gelehrte

ihr erzeigen zu müßen geglaubt haben. „Des
„Mahomeds Alkoran," ſagt auch unſer Unbekañte
kurz vor der mitgetheilten Stelle, „und der tür-
„kiſche Glaube hat zwar einen böſen Ruf bei uns,
„nicht allein, weil der Stifter dieſer Religion Be-
„trügerei und Gewalt gebraucht; ſondern auch weil
„viele Thorheiten und Irrtümer, nebſt manchen
„unnöthigen äuſſerlichen hergebrachten Gebräuchen,
„ſich eingemiſchet finden. Ich will ihm auch gar
„nicht das Wort reden, vielweniger denſelben der
„chriſtlichen Religion zum Nachtheil erheben. Doch
„bin ich verſichert, daß unter denen, die der tür-
„kiſchen Religion dies und jenes Schuld geben,
„die wenigſten den Alkoran geleſen haben, und
„daß auch unter denen, die ihn geleſen, die we-
„nigſten den Vorſaz gehabt, den Worten einen
„geſunden Verſtand, deſſen ſie fähig ſind, zu ge-
„ben. Ich getraute mir, weñ dieſes mein Haupt-
„abſehen wäre, das Vornehmſte der natürlichen
„Religion aus dem Alkoran gar deutlich, und
„zum Theil gar ſchön ausgedrukt, darzuthun, und
„glaube, daß ich bei Verſtändigen leicht darin
„Beifall finden werde, daß faſt alles weſentliche
„in Mahomeds Lehre auf natürliche Religion hin-
„auslaufe. Der gelehrte Thomas Hyde, [1] den
„man ſowohl der Sachen kundig als unparteiiſch
„halten muß, lobt den Mahomed als verae Religionis
„Abrahami restauratorem, der die wahre Religion
„Abrahams wieder hergeſtellt habe: und der ge-
„treueſte Überſezer und Ausleger des Alkorans Geor-
„ge Sale [2] zeigt in ſeiner Einleitung zum Al-
„koran, daß der Grundſaz der Lehre Mahomeds

1) Th. Hyde de Relig. vet. Persar. p. 33.

2) G. Sale preliminary discourse to the Koran, p. 36 et 63.

„auf der Einheit Gottes beruhe, oder auf der
„Wahrheit, daß nur ein Gott ſei, und ſein köñe;
„daß der Vorſaz, die heidniſchen Araber von der
„Abgötterei zum Erkeñtniß dieſes einigen Gottes
„zu bringen, edel und höchlich zu loben geweſen,
„und daß Herr Prideaux nicht mit Grund vorge-
„be, ob Mahomed habe bei den Arabern ſtatt der
„Abgötterei eine Religion eingeführt, welche eben
„ſo ſchlim̃ ſei, als die Abgötterei. Herr Sale ſagt,
„daß die Ermahnungen zu guten Sitten und Tu-
„genden, welche im Alkoran enthalten ſind, und
„ſonderlich die Ermahnungen zur Verehrung eines
„wahren Gottes zum Theil ſo vortreflich ſind, daß
„ein Chriſt ſie wohl beobachten möchte.“ — Wie weit nun dieſes auch Neuſer zu ſeiner Zeit bereits erkañt, würden wir mit Gewißheit ſagen können, weñ es den Herausgebern der Monumentorum Palatinorum beliebt hätte, uns ſeine Anmerkungen über den Alkoran mitzutheilen, die ſie vor ſich gehabt zu haben verſichern.

2. Dennoch, muß ich hinzufügen, würde mich dieſe Beziehung auf Neuſern blos und allein nicht haben bewegen können, die mitgetheilte Stelle vor allen andern zu wählen, weñ ich nicht in ihr auch einen beſondern Punkt der Gelehrſamkeit auf eine ganz beſondere Art berührt zu finden geglaubt hätte. Ich meine hiermit, was der Verfaſſer von den Proselytis Portae in der alten jüdiſchen Kirche behauptet. Nicht als ob die Sache ſelbſt nicht längſt bekañt wäre: es iſt blos die Anwendung auf unſere heutigen Deiſten, die mir neu und ihm völlig eigen zu ſein ſcheinet. Sie hat etwas ſehr blendendes, dieſe Anwendung; und ich wünſchte um ſo mehr, ſie aus den Quellen geprüft zu ſehen, je weniger ich meinem eigenen Urtheile in mir ſo fremden Dingen trauen darf. Indeß dünkt mich doch,

daß, weñ man ſchon zugeben müßte, daß dieſe Proselyti Portae nichts als Deiſten geweſen, damit gleichwohl noch nicht erwieſen ſei, daß ſie auch alle die Freiheit unter den Juden genoſſen, auf welche die heutigen Deiſten unter den Chriſten Anſpruch machen. Weñ wenigſtens der Verfaſſer ſelbſt zugibt, daß das ſiebente der noachiſchen Gebote ſie keineswegs als ein Naturgeſez verbunden habe, ſondern nur hinzugefügt worden, um den Juden kein Ärgerniß zu geben: ſo dürften ſie leicht mehrern ſolchen Einſchränkungen in Beziehung auf die herſchende Religion, der ſie nicht zugethan ſein wollten, unterworfen geweſen ſein. Falls ſich nun dergleichen fänden: ſollten wohl nicht aus ihnen Bedingungen herzuleiten ſein, unter welchen ſich auch die Chriſten köñten und möchten gefallen laſſen, Deiſten in ihren Pfälen zu dulden? Aber unſere Deiſten wollen ohne alle Bedingung geduldet ſein. Sie wollen die Freiheit haben, die chriſtliche Religion zu beſtreiten; und doch geduldet ſein. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Chriſten zu verlachen; und doch geduldet ſein. Das iſt freilich ein wenig viel: und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdiſchen Kirche erlaubt war. Deñ weñ deren einer des Herrn Namen läſterte, (Levit. XXIV. 12.) ſo ward er ohne Barmherzigkeit geſteiniget, und die Entſchuldigung half ihm nichts, daß er nicht den wahren Gott, den die Vernunft den Menſchen lehre, ſondern den Aftergott geläſtert habe, wie die Juden ſich ihn bildeten. Und ſchon hieraus, meine ich, iſt zu ſchließen, daß auch die alte jüdiſche Religion es in dieſem Stüke nicht anders werde gehalten haben, als ſie es alle halten.

3. Was von dem übrigen Inhalte der Stelle zu denken und zu ſagen, brauchen meine Leſer nicht von mir zu lernen. Aber wie ſehr merkt man es ihr an, daß ſie vor dreiſſig Jahren geſchrieben worden! Wie? noch jezt wären der geſunden Vernunft alle Wege verſperrt, Gott nach ihrer Einſicht, unter einem angenommenen Chriſtennamen, zu verehren? Freilich, ein dergleichen angenommener Chriſtenname, als Arianer, Socinianer, iſt vielleicht noch eben ſo verhaßt, als er es jemals war. Allein, was braucht es auch dieſer Namen? Iſt der bloße Name Chriſt nicht weitläuftig, nicht bezeichnend genug? Sind die Namen Calviniſt und Lutheraner nicht eben ſo verwerflich geworden? Weg mit allen dieſen Namen, die uns der Einſicht eines Einzigen unterwerfen! Wir ſind Chriſten, bibliſche Chriſten, vernünftige Chriſten. Den wollen wir ſehen, der unſer Chriſtentum des geringſten Widerſpruchs mit der geſunden Vernunft überführen kañ! Was braucht es noch, die Schriften der Freigeiſter zu unterdrüken? Heraus damit! Sie können nichts als den Triumph unſerer Religion vermehren. — Daß dieſes die Sprache mancher heutigen Theologen iſt, wer weiß das nicht? Und allerdings hat dieſe Sprache das Gute hervorgebracht, das neuerer Zeit, wenigſtens in dem proteſtantiſchen Deutſchlande, alle bürgerliche Verfolgung gegen Schriften und Schriftſteller unterblieben iſt. Eine merkwürdige Erſcheinung, von welcher ich wohl wiſſen möchte, aus welchem Geſichtspunkte ſie unſer Unbekañte betrachtet haben dürfte! Er ſcheinet dergleichen Theologen in Verdacht zu haben, daß ſie von dem ganzen Chriſtentume nichts übrig laſſen, und nichts übrig laſſen wollen, als den Namen. Daß dieſes bei ei-

nigen auch wohl der Fall ſein möchte, daran iſt kein Zweifel. Aber bei vielen iſt er es auch gewiß nicht; bei denen gewiß nicht, die ſich gegen die Vertheidiger einer blos natürlichen Religion mit ſo vielem Stolze, mit ſo vieler Bitterkeit ausdrüken, daß ſie mit jedem Worte verrathen, was man ſich von ihnen zu verſehen hätte, weñ die Macht in ihren Händen wäre, gegen welche ſie jezt noch ſelbſt proteſtiren müßen. Dieſer ihr vernünftiges Chriſtentum iſt allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion: Schade nur, daß man ſo eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Chriſtentum ſizt.

Einleitung.

Das Fragment eines Ungenañten von Duldung der Deiſten, im vorigen Beitrage, hat bei einem und dem andern meiner Leſer, um deſſen Beifall mir es nicht am wenigſten zu thun iſt, einen beſondern Eindruk gemacht. Je weniger man hier ſo etwas erwartete, deſto angenehmer war es, „gleich einem grünen Plaze, auf den „man unvermuthet in einer Sandwüſte ſtößt.“ Das Gleichniß iſt nicht mein eigen, wie man wohl denken kañ. Es gehört einem von gedachten meinen Leſern, der mich ſchriftlich damit belohnen und aufmuntern wollen. Deñ er ſezt hinzu, „daß er es für wahre bibliothekariſche Pe„danterey erklären werde, weñ ich deßwegen, „weil dreiſſigjährige Papiere etwa noch nicht „unleſerlich und vermodert genug ſein köñten, „ſie gänzlich wieder bei Seite legen wollte.“ Er beſchwört mich ſogar, dem Publico ja mit nächſtem ein Mehreres, und, wo möglich, das Dreiſteſte und Stärkſte daraus mitzutheilen, und bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erweken, was für unbeantwortliche Dinge ſo geheim gehalten würden.

Nun fürchte ich jenen Spott zu ſehr, und bin, was dieſen Verdacht betrift, der guten Sache zu gewiß, als daß ich im geringſten anſtehen ſollte, ſeinem Verlangen, welches, wie ich weiß, auch der Wunſch anderer ſeinesgleichen iſt, ein Genüge zu leiſten. Nur dürfte ich ſchwerlich eben mit dem Dreiſteſten und Stärkſten ſofort aufwarten können. Die Papiere ſind noch in zu

groſser Unordnung, und der Faden bricht oft ab, wo man es am wenigſten erwartet. Bis ich in ihnen alſo beſſer bewandert bin, begnüge man ſich mit nachſtehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schluſſe derſelben blos erlaube man mir, einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weiſe betreffen, wie man, vornehmlich in unſern neueſten Zeiten, alles das abzuweiſen und nichtig zu machen gewußt hat. Ich halte einen Zuſaz dieſer Art für meine Pflicht, ſo wenig ich mich auch demſelben gewachſen zu ſein fühle.

Von Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln.

———

„Wen̄ die Herren Prediger dieſen Mangel der „katechetiſchen Lehrbücher an einer vernünftigen Re„ligion und an einem vernünftigen Übergange von „derſelben zur Offenbarung in ihren Kanzelreden „für die Erwachſenen wieder zu erſezen ſuchten: ſo „möchte man ſie noch damit entſchuldigen, daß ſie „dem kindiſchen Alter, nur aus einer irrigen „Meinung, kein Vermögen denken zu lernen zuge„traut hätten, und alſo die vernünftige Einſicht „göttlicher Wahrheiten bis zu einem geſezteren und „geübteren Alter verſparen wollen. Das wäre „zwar eine verkehrte Methode: den Grund der Re„ligion mit bloſſen Vorurtheilen und angehängten „fürchterlichen Drohungen legen, und hernach auf „dieſe eingewurzelte Vorurtheile und ängſtliche „Vorſtellungen eine vernünftige Einſicht bauen „wollen. Ein ſo zugerichtetes Gemüth ſieht jeden

„Schimmer der Vernunft für unwiderſprechliche
„Beweiſe an: es iſt ſchon geneigt, alles, was ſei-
„nen Vorurtheilen gemäß iſt, für die Wahrheit
„anzunehmen und das Gegentheil zu verabſcheuen,
„und daher bildet es ſich leicht ein, volles Licht
„und Überführung von einer Sache zu haben, da-
„von es nichts verſtehet. Man darf ſich nur die Ge-
„lehrten ſelbſt zum Beiſpiele vorſtellen, wie mächtig
„die Vorurtheile der Kindheit und angeerbten Re-
„ligion über die Menſchen ſind. Dieſe Leute wiſ-
„ſen ja wohl mehr, was zur Beurtheilung der
„wahren Offenbarung gehört, als der gemeine Mañ
„davon weiß. Es fehlt ihnen zum Theile an keinen
„Hülfsmitteln der Einſicht. Sie wollen es auch
„mit allem Fleiße unterſuchen; und man müßte
„lieblos handeln, weñ man glaubte, daß ſie wi-
„der beſſer Wiſſen und Gewiſſen redeten, weñ ſie
„nach ſolcher Unterſuchung bekennen, von der
„Wahrheit ihrer Religion völlig überzeugt zu ſein.
„Nein, ſie mögen größtentheils ehrliche Leute ſein,
„und von Grunde ihres Herzens glauben. Aber ein
„jeder findet deñ doch, beim Beſchluße ſeiner Prüfung,
„die Religion und Secte, worin er erzogen wor-
„den, die beſte und einzig wahre zu ſein. Wie
„geht das zu, daß ein Mufti, ein Oberrabbiner,
„ein Bellarminus, ein Grotius, ein Gerhard, ein
„Vitringa, mit ſo vieler Wiſſenſchaft, und auf-
„richtiger Beſtrebung, von ſo entgegenſtehenden
„Syſtemen alle gleich überführt ſein können? Es
„hat allerwärts einerlei Grund. Einem jeden
„iſt ſeine Religion und Secte, in der Kindheit,
„blos als ein Vorurtheil, durch unverſtandene Ge-
„dächtnißformeln und eingejagte Furcht für Ver-
„damniß, eingeprägt worden: und man hat ihn
„glauben gemacht, er ſei durch eine beſondere gött-
„liche Gnade von ſolchen Eltern in einer ſeligma-

„ chenden wahren Religion geboren und erzogen.
„ Das macht einen jeden geneigt zu ſeiner Secte;
„ und weñ es deñ bei reiferen Jahren zur Unterſu-
„ chung der Wahrheit komt, ſo wird die Gelehrſam-
„ keit und Vernunft ſelbſt zu Werkzeugen gebraucht,
„ dasjenige zu erweiſen und zu rechtfertigen, was
„ ſie ſchon zum voraus wünſchten wahr zu finden.
„ Geht das nun ſo bei Leuten, die alle Hülfsmittel
„ zur Einſicht der Wahrheit beſizen, daß dennoch
„ ihre mäñliche Betrachtungen durch den Hang von
„ kindlichen Vorurtheilen eben ſo leicht zu Irrtü-
„ mern als zur Wahrheit gelenkt werden können:
„ was würden die Herren Theologi bei gemeinen
„ unſtudirten Leuten für aufrichtige Überführung
„ ſchaffen können, weñ ſie da eine vernünftige
„ Einſicht der Religion hinternach auf die einmal
„ ihnen eingeprägten Vorurtheile zu gründen an-
„ fingen? Die allermeiſten unter ihnen würden
„ nicht einmal fähig ſein, die ihnen ganz fremde
„ Lehrart zu faſſen, geſchweige die Vorſtellung zu
„ beurtheilen, da ſie bisher in den Schulen nach
„ den eingeführten Lehrbüchern, zu keinem Denken
„ und zur Übung der Vernunft angeführt ſind.

„ Aber, das iſt auch in der That der Vorſaz
„ der Herren Prediger nicht, daß ſie die Erwachſe-
„ nen nunmehr von der Kanzel zu einer vernünfti-
„ gen Religion, und zur vernünftigen Einſicht der
„ Wahrheit des Chriſtentums unterrichten wollten.
„ Sondern man ſchrekt vielmehr diejenigen, welche
„ nun Luſt bekommen möchten, nachzudenken und
„ auf den Grund ihres bisherigen blinden Glau-
„ bens zu forſchen, von dem Gebrauche ihrer edel-
„ ſten Naturgabe, der Vernunft, ab. Die Vernunft
„ wird ihnen als eine ſchwache, blinde, verdorbene
„ und verführeriſche Leiterin abgemalt; damit die
„ Zuhörer, welche noch nicht einmal recht wiſſen,

„was Vernunft oder vernünftig heiſſe, jezt bange
„werden, ihre Vernunft zur Erkeñtniß göttlicher
„Dinge anzuwenden, weil ſie dadurch leicht zu ge-
„fährlichen Irrtümern gebracht werden möchten.
„Es heißt da: Was der Menſch durch eigene
„Kräfte von Gott erkenne, das helfe ihm
„nichts zur Seligkeit; alles was nicht
„aus dem Glauben komt, ſei Sünde; der
„natürliche Menſch faſſe die Dinge nicht,
„die des Geiſtes Gottes ſind, ſie ſein
„ihm eine Thorheit und er könne ſie
„nicht erkennen, dieweil ſie geiſtlich ge-
„urtheilt werden müßten. Darum vermah-
„nen ſie, als mit des Apoſtels Pauli Worten, daß
„wir unſere Vernunft gefangen nehmen
„ſollen unter den Gehorſam des Glau-
„bens. Dieſe Vorſtellung kañ in den chriſtgläu-
„bigen Seelen, bei aller übrigen Anwendung ih-
„rer geſunden Vernunft in weltlichen Dingen,
„nichts anders wirken, als daß ſie ſich demnach in
„der Erkeñtniß Gottes ſorgfältig hüten, nicht
„vernunftmäßig zu denken, und ſich nur befleiſſi-
„gen, fein gehorſamlich zu glauben. Die vernünf-
„tige Religion, meinen ſie deñ, könne ihnen ja
„doch zur Seligkeit nicht helfen, aber leicht daran
„hinderlich ſein, daß ſie am Glauben Schifbruch lit-
„ten. Alſo gehen ſie gerne den kürzeſten und ſicherſten
„Weg, und enthalten ſich des Gebrauchs der Ver-
„nunft, ſobald es die Erkeñtniß göttlicher Dinge
„betrift, welche geglaubt und geiſtlich geurtheilt
„ſein wollen. Es iſt ihnen an ſich bequemer, ein-
„fältig zu glauben, was ſie einmal gelernt haben,
„als viel nachzudenken, und wie es deñ heißt, zu
„grübeln und zu philoſophiren. Ja ich habe man-
„che Gelehrte und in allen übrigen Stüken ver-
„nünftige Leute gekañt, die von der Warnung ge-

„gen die Vernunft dergeſtalt eingenommen waren, „und die beï dem Glauben empfundene Sicherheit „ſo ſehr liebten, daß ſie ſich ſelbſt nicht zutrauten, „in Religionsſachen ſich mit Nachdenken einzulaſſen, „oder Bücher, welche die Religion nach der Ver„nunft abhandeln, zu leſen, aus Beiſorge, ſie „möchten in ihrem Glauben irre gemacht, und in „ihrer ſanften Gemüthsruhe durch Zweifel geſtört „werden. Alſo iſt dieſe Methode, welche der Ver„nunft und vernünftigen Religion einen böſen „Namen macht, bei den mehrſten Erwachſenen „wirkſam genug, dieſelben in aller Einfalt und „Gehorſam bei ihrem Katechiſmusglauben zu erhal„ten, und die unzulängliche natürliche Erkeñtniß „den verdamten Heiden, Naturaliſten und Ver„nünftlern auf ihre Gefahr zu überlaſſen. Die „Umſtände der Menſchen machen einen ſolchen „blinden Glauben, welcher keiner Vernunft braucht, „faſt bei allen Ständen und Lebensarten beliebt „und intereſſant. Deñ, wie er die Hierarchie auf „den Thron ſezt, und den geiſtlichen Orden zu der „Macht erhebt, über die Gewiſſen zu herſchen: ſo „ſind auch die Laien und Weltlichen gerne damit „zufrieden, daß ſie nun ohne vieles Kopfbrechen „in den Himmel kommen, und mittlerweile ihr „zeitlich Glük auf Erden deſto emſiger ſuchen, „oder wohl gar ihren Lüſten deſto ſicherer nachhän„gen können. Sobald die Geringeren ihr Glau„bensbekeñtniß erlernet, und nach Ablegung deſſel„ben zum Abendmahle gelaſſen ſind: geht ein jeder „mit dem ſechzehnten Jahre, wohl früher, an „ſein Handwerk und Gewerbe, oder zur See, oder „in Dienſte der Reichern, oder wo er ſonſt ſein „Brod am beſten gewinnen kañ, und weiter hat er „für ſeine Seele nicht zu ſorgen, als nur das bis „an ſein ſeliges Ende zu glauben, was er aus

„ ſeinem Katechiſmo behalten hat. Andere bemühen „ ſich durch die Kaufmañſchaft, Künſte, Wiſſen„ ſchaften, Kriegsübungen, oder auch Civil- und „ Hofbedienungen, aus dem Staube mehr empor „ zu ſteigen, oder ſie ſezen ſich auf ihre Güter, „ treiben das Landweſen, verzehren ihren geerb„ ten Überfluß in Wohlleben. Bei allen ſol„ chen Lebensarten, werden die Menſchen entweder „ in das geſchäftige Gewühle nach zeitlicher Ehre „ und Reichtümern ſo vertieft, oder in dem müßigen „ Genuſſe abwechſelnder Ergözungen ſo erſoffen, „ daß ſie ſich gern einer weitern Forſchung nach „ Wahrheit überhoben ſehen, und ihre Seelſorger „ für ſich denken laſſen. Ein großer Theil ſchweift „ gar aus in ſiñlichen Lüſten, Leichtſiñ, Laſtern „ und Geringſchäzung der Religion, da entweder „ das gläubige Vertrauen auf ein fremdes Verdienſt „ die Regungen ihres Gewiſſens ſtillen muß, oder „ doch zum äuſſerſten Troſt in der lezten Stunde „ verſpart wird.

„ Sehet deñ, was den blinden Glauben ohne „ vernünftige Religion allen Ständen und Lebensar„ ten beliebt zu machen pflegt, und wie ſich der „ geiſtliche Orden dieſer Schwachheit der Menſchen „ zur Unterdrükung der geſunden Vernunft in der „ Erkeñtniß Gottes zu bedienen weiß. Ich will „ noch nicht unterſuchen, ob das wahre Chriſten„ tum, oder auch der äuſſerliche Zuſtand der Kir„ che durch dieſes Mittel etwas gewinne. Meine „ erſte Frage ſoll jezt nur ſein: Haben die Herren „ Theologi darin Recht, daß ſie die Vernunft und „ vernünftige Religion durch den Glauben verdrän„ gen und erſtiken? Das Beiſpiel ihres großen „ Lehrers Jeſu iſt darin nicht auf ihrer Seite. „ Deñ er hat nichts als eine vernünftige practiſche „ Religion geprediget. Die jüdiſche und apoſtoliſche

„ Kirche ſpricht ihnen entgegen. Dañ die hat die „ vernünftigen Verehrer Gottes aus den Heiden als „ fromme Leute erkañt, und, weñ ſie vollkommene „ Juden oder Chriſten werden wollten, nicht von „ ihnen verlangt, daß ſie nun ihre vernünftige Re- „ ligion bei Seite ſezen und in einen bloßen Glau- „ ben verwandeln ſollten. Paulus aber, deſſen „ Worte ſie immer im Munde führen, hat das gar „ nicht ſagen wollen, was unſere Herren Theologi „ daraus zu erzwingen ſuchen. Theils überſezet man „ die Worte unrichtig, theils deutet man ſie wi- „ der den Zwek und Zuſammenhang. Die erſte Stel- „ le lautet [1]) nach der Überſezung ſo: Der natür- „ liche Menſch faſſet die Dinge nicht, die „ des Geiſtes Gottes ſind, dañ ſie ſind „ ihm eine Thorheit und er kañ ſie nicht „ erkennen; dañ ſie werden geiſtlich ge- „ urtheilet. Das nehmen die Theologi ſo, als ob „ die Rede ſei von einem Menſchen, der ſeinen Natur- „ kräften, beſonders der angebornen Vernunft überlaſ- „ ſen iſt, im Gegenſaz von einem, der durch die über- „ natürliche Offenbarung erleuchtet worden. Die „ Meinung ſei demnach, daß jener mit aller ſeiner „ Vernunft nichts von demjenigen, was der Geiſt „ Gottes in der Offenbarung vorgetragen, recht „ verſtehen oder beurtheilen könne, ſondern daß ei- „ ne höhere Einwirkung des göttlichen Geiſtes „ erfordert werde, um die geoffenbarten Wahr- „ heiten recht einzuſehen, ſonſt würden ſie ihm als „ Thorheiten vorkommen. Allein man erlaube mir „ zu ſagen, daß dieſe Überſezung und Auslegung „ dem Gebrauche der Grundworte und dem Zweke „ des Apoſtels zuwider laufe. Das Grundwort „ ψυχικος ανθρωπος ſtellet uns eine ganz andere „ Perſon dar, als diejenige iſt, welche in der Über-

1) 1 Cor. II, 14.

„ ſezung untergeſchoben wird. [1]) Was es eigentlich
„ bedeute, muß aus dem Gebrauche der Schreiber des
„ neuen Teſtaments beſtim̃t werden, da es noch zwei-
„ mal in ganz parallelen Stellen vorkom̃t. Nämlich
„ allerwärts bedeutet es einen Menſchen, der ſeinen
„ ſiñlichen Neigungen und Affecten, beſonders der
„ Zankſucht, folgt. Der Apoſtel Jakobus ſagt: [2])
„ Habt ihr bittern Neid und Zank im Herzen, ſo
„ rühmt euch nicht. Dies iſt nicht die Weisheit,
„ die von oben kom̃t, ſondern ſie iſt irdiſch (επι-
„ γειος), boshaft (ψυχικη), ja teufliſch (δαιμονι-
„ ωδης). Eben ſo ſchreibt der Apoſtel Judas: [3])
„ Die nach ihren gottloſen Lüſten wan-
„ deln, ſind ſolche, die ſich abſondern,
„ boshafte Leute (ψυχικοι), die den Geiſt
„ nicht haben. Alſo ſtellet das Grundwort einen
„ Menſchen vor, der bittern Neid und Zank im
„ Herzen hat, nach ſeinen böſen Lüſten wandelt,
„ ſich von andern abſondert, irdiſch geſinnet iſt,
„ und voller teufliſcher Bosheit ſtekt, und Paulus
„ nennet ihn gleich nach dieſer Stelle (σαρκικον,)
„ einen fleiſchlich geſinneten. Der Begrif
„ ſtim̃t auch vollkommen mit dem Zweke Pauli
„ überein. Deñ er äuſſert ja gleich anfangs in
„ dem Briefe die Abſicht, ſeine Korinther zu
„ beſtrafen, daß Neid, Zank und Zwietracht unter

1) Das Wort ψυχικος iſt bei guten griechiſchen Schreibern nicht gar gebräuchlich, ſondern ſcheint nach aller Vermuthung aus der hebräiſchen Bedeutung des Wortes Nephesch, anima, gemacht zu ſein, ſo fern es zum öftern für ſiñliche Neigungen, Begierden und Affecten genommen wird. Es iſt alſo der Wahrheit näher, weñ es einige überſezen: der thieriſche Menſch, animalis homo.

2) Jacobi III, 13. 14. 15.

3) Judae IV, 18. 19.

„ihnen herſche, indem der eine pauliſch, der an=
„dere apolliſch, der dritte kephiſch, der vierte
„chriſtlich ſein und heiſſen wolle,[1]) Nachdem er
„nun, vermöge ſeiner feurigen Einbildungskraft,
„einige Ausſchweifungen auf Nebendinge gemacht,
„ſo lenkt er ſeine Rede wieder zu ſeinem Haupt=
„zweke, und macht gleichſam dieſen Schluß: Wer
„fleiſchlich geſinnet iſt und voller Af=
„fecten, der nim̃t die Wirkungen des
„Geiſtes Gottes nicht an. (Ψυχικος δε αν-
„θρωπος ȣ δεχεται τα τȣ πνευματος τȣ Θεȣ.) Nun
„ſeid ihr Korinther noch fleiſchlich geſinnet und
„voller Affecten. Deñ es iſt Neid, Zank und
„Zwietracht unter euch, darüber daß der eine ſich
„pauliſch, der andere apolliſch u. ſ. w. nennet. Dem=
„nach könnet ihr in ſolchem Zuſtande die Wirkun=
„gen des Geiſtes Gottes zu euerer Bekehrung nicht
„annehmen. Weñ alſo hier die Frage gar nicht
„iſt, von den natürlichen Verſtandeskräften, was
„die an ſich vermögend ſind zu begreifen oder nicht
„zu begreifen, ſondern von einem verkehrten ſiñli=
„chen Willen, der voller Affekten iſt, was der dem
„lebendigen Erkeñtniß, oder der Furcht des Gei=
„ſtes, hinderlich ſei: ſo iſt ja offenbar, daß die
„Herren Theologi dieſe Worte zur Ungebür auf
„das Unvermögen und auf die Blindheit der natür=
„lichen Vernunft in geiſtlichen Dingen ziehen.
„Paulus will nichts weiter ſagen, als was auch
„von aller andern Erkeñtniß gilt, daß ſiñliche Af=
„fecten alle heilſame Lehren unfruchtbar machen.
„So ſpricht er demnach hier in Abſicht auf die le=
„bendige Erkeñtniß des Evangelii: Ein Menſch
„der voller Affecten iſt, der Neid, Zank und Zwie=
„tracht im Herzen hat, der kañ die Wirkungen
„des Geiſtes Gottes zu ſeiner Bekehrung nicht an=

1) 1 Cor. I. 11. 12. coll. III. 3. sq.

„ nehmen; ſie ſind ihm noch eine Thorheit, die er ver-
„ achtet; er kañ ſie nicht nach ihrem Weſen und Nu-
„ zen erkennen, weil ſie nach dem Geiſte zu ſchäzen
„ ſind. Der Apoſtel hat es hier gar nicht mit ſolchen
„ Leuten zu thun, die ſich mit Vernünfteleien dem
„ Evangelio widerſezten, und es etwa wie die Grie-
„ chen darum für Thorheit hielten, weil ſie nach
„ nichts als nach philoſophiſcher Weisheit fragten;
„ ſondern mit ſolchen, die das Evangelium aller-
„ dings gläubigſt angenommen hatten, aber über den
„ Vorzug ihrer verſchiedenen Lehrer in einen hefti-
„ gen Zwieſpalt gerathen waren, daß ſie die Frucht
„ des Evangelii darüber vernichteten. Er will alſo
„ nur die Affecten und unnüze Zänkereien unterdrü-
„ ken, welche der lebendigen Erkeñtniß und Einwir-
„ kung des Geiſtes Gottes zur Weisheit, Gerechtig-
„ keit und Heiligung den Weg verſperreten. Was
„ haben deñ die Verſtandeskräfte, das Vermögen
„ und die Einſicht der Vernunft, die theoretiſche
„ Erkeñtniß der Geheimniſſe hiebei zu ſchaffen? Da
„ lag es in der korinthiſchen Gemeine nicht an,
„ weil ſie nun alles gepredigte ohne Widerrede
„ glaubten, ſondern an den ungezähmten fleiſchlichen
„ Affecten. Wie mögen deñ die Herren Theologi
„ dieſe Stelle, wider den Gebrauch der Worte,
„ wider die Gelegenheit und Abſicht derſelben, ja
„ wider die Natur der Sache ſelbſt, zur Hemmung
„ alles Gebrauchs der geſunden Vernunft in der
„ Annehmung der Offenbarung, und zur Unterdrü-
„ kung aller vernünftigen Religion, mißdeuten?

„ Es wird uns auch auſſer dieſer Stelle, noch
„ eine andere von den Kanzeln fleiſſig vorgehalten,
„ welche Paulus gleichfalls den Chriſten zur Regel
„ gegeben haben ſoll: daß wir unſere Vernunft
„ gefangen nehmen müßen unter dem
„ Gehorſam des Glaubens. Ich geſtehe es,

„daß ich dieſen Machtſpruch, auch durch Hülfe der
„Concordanz, in meiner ganzen Bibel nicht finden
„kañ; und ich habe mich oft gewundert, wie unſere
„Schriftgelehrten ſo dreiſt ſein können, dieſes für
„eine göttliche Forderung an uns Menſchen auszu-
„geben. Die Stelle, worauf gezielet wird, [1]) ent-
„hält das gewiß nicht, ſondern vielmehr das Gegen-
„theil. Paulus hatte die Korinther gerühmt, daß
„ſie, auf ſeine Ermahnung, eine ſehr milde Steuer
„zu dem Mangel der Heiligen hergegeben, und da-
„durch ihren Gehorſam gegen das Evange-
„lium Chriſti öffentlich bezeugt hätten. [2]) Dieſe
„Willfahrung der Korinther, welche Paulus von
„ihnen zu erhalten gewußt, hatte dem Apoſtel Neider
„und Verläumder erwekt. Sie gaben ihm Schuld,
„als wandelte er nach dem Fleiſche, als
„hätte er mit fleiſchlichen Waffen geſtrit-
„ten, oder, wie es hernach noch deutlicher heißt,
„als hätte er die Korinther durch Argliſt
„gefangen. [3]) Man köñte dieſe Beſchuldigung
„etwa zuvörderſt auf gedachte milde Steuer ziehen,
„die ihnen Paulus vielleicht mit Liebkoſungen,
„in fleiſchlicher Abſicht, und zu ſeinem eigenen
„Vortheile, abgeſchwazt haben köñte. Deñ er
„widerlegt ſolchen Verdacht dadurch, daß er kei-
„nen Sold von ihnen begehret, ſondern ſich mit
„ſeiner Hände Arbeit unterhalten habe, und daß
„weder er ſelbſt, noch Titus, noch ſonſt jemand,
„welchen er ſtatt ſeiner geſandt, die Korinther über-
„vortheilet hätte. [4]) Aber weil Paulus, bei die-
„ſer Gelegenheit, ſein ganzes Bekehrungswerk, das
„er bei den Korinthern ausgeführt hatte, rettet,

1) 2 Cor. X. 4. 5.
2) 2 Cor. XII. 12. 13.
3) 2 Cor. XII. 16.
4) 2 Cor. XI. 7. sqq. XII. 17. 18.

„ und auf die falſchen Apoſtel gewaltig loszieht,
„ ſo iſt auch wohl zu erkennen, daß die Verläum-
„ dung nicht bei der einzigen Armenſteuer beſtehen
„ geblieben ſei, ſondern das ganze Betragen Pauli
„ überhaupt angeſchwärzt haben müße. Demnach
„ können wir den Gehorſam Chriſti und das
„ Gefangennehmen füglich insgemein verſtehen,
„ ſo fern die falchen Apoſtel, welche Chriſtum aus
„ Hader und Nacheiferung predigten, auf Paulum
„ neidiſch waren, daß er bei den Korinthern ſo vie-
„ len Eingang gefunden, ſie zum Chriſtentume zu
„ bekehren. Alſo beſchreibt deñ Paulus, wie er mit
„ ſeinen Gehülfen die Korinther blos durch Gründe
„ und Benehmung aller Zweifel und Einwendungen
„ von der Wahrheit des Chriſtentums überführt
„ habe: indem wir die Vernunftſchlüſſe
„ umgeſtoßen, nebſt allem was wider die
„ Erkeñtniß Gottes erhoben ward, (Λογισ-
„ μους καθαιρουντες και παν ὑψωμα επαιρομενον κατα
„ της γνωσεως του Θεου,) und folglich alle Ge-
„ danken gefangen genommen zum Gehor-
„ ſam Chriſti, (και αιχμαλωτιζοντες παν νοημα εις
„ την ὑπακοην του Χριστου). Zum beſſern Verſtande der
„ Ausdrüke muß man nur merken, daß Paulus fi-
„ gürliche und eigentliche Redensarten unter einan-
„ der miſcht, die ſich deñ einander erklären. Viel-
„ leicht hatte die Nachrede, daß er die Korinther
„ durch Argliſt gefangen genommen, zu den Siñ-
„ bildern Anlaß gegeben. Er ſtellt ſich unter dem
„ Bilde eines Kriegers vor, der mit Waffen zu Fel-
„ de zieht, um eine Feſtung einzunehmen, ſodañ
„ alle hohe Feſtungswerke, die ihm entgegengeſezt
„ ſind, über den Haufen wirft, und die nunmehr
„ wehrloſen Einwohner gefangen nim̃t. Dies macht
„ alles verſtändlich. Der Kriegszug iſt ſein Bekeh-
„ rungswerk; die geiſtlichen Waffen ſind ſeine Be-

„weisgründe; die Feſtungswerke, die hohen Mauern
„und Thürme (παν ὑψωμα επαιρομενον), die er
„umzuſtoßen hatte, waren die Vernunftſchlüſſe
„und Einwendungen (λογισμοι), welche ihm die
„Korinther anfangs machten; die Wegräumung,
„ſolcher Bollwerke bedeutet die gründliche Beant-
„wortung aller Zweifel gegen die Erkeñtniß Got-
„tes; die Gefangennehmung zielt auf die völlige
„Überführung der Korinther von der Wahrheit des
„Evangelii, nachdem ihnen alle Ausflüchte benom-
„men worden; und endlich iſt die Folge der Erobe-
„rung der Überwundenen, welcher hier durch den
„Gehorſam Chriſti erklärt wird. Ich hoffe, daß
„hierin alles ſo klar iſt, als man irgend etwas ver-
„langen kañ.

„Unſere Herren Theologi weichen aber auf drei-
„fache Art von dem Grundtexte und dem Sinne
„Pauli ab. Erſtlich redet Paulus nicht von der
„Vernunft ſelbſt, daß ſie umzuſtoſſen, aufzu-
„heben oder gefangen zu nehmen ſei, ſondern er
„ſpricht nur von den Vernunftſchlüſſen, daß
„ſie umgeſtoſſen, und von den Gedanken, daß
„ſie gefangen genommen worden. Das iſt ein ge-
„waltiger Unterſchied. Deñ Vernunftſchlüſſe und
„Gründe können falſch ſein und widerlegt werden;
„und weñ das mit völliger Klarheit und Deut-
„lichkeit geſchehen iſt, ſo wird der Menſch inner-
„lich genöthigt, der Wahrheit bei ſich Plaz zu
„geben; er muß ſeine Einwendungen fahren laſſen
„und wird gleichſam gefangen genommen. Aber
„die Vernunft ſelbſt, mit ihren ewigen Grundre-
„geln, iſt nicht zu widerlegen, und wir müßen
„ſie auch nimmer fahren laſſen, wo wir uns nicht
„in unvernünftige Irrtümer ſtürzen wollen. War-
„um heißt man uns deñ die Vernunft ſelbſt gefan-
„gen nehmen? Kañ dies wohl einen andern Ver-

„ſtand erweken, zumal bei Leuten, die noch nim-
„mer zu einer vernünftigen Religion angeführt
„ſind, als daß ſie ihre Vernunft, da ſie doch von
„Dingen, die des Gottes ſind, nichts verſteht,
„immer bei ſich unterdrüken, und gänzlich unge-
„braucht laſſen müßen, weñ ſie gute Chriſten ſein
„wollen. Eine zweite Abweichung von den Wor-
„ten und dem Sinne Pauli iſt dieſe, daß die
„Vernunft gefangen zu nehmen ſei unter dem
„Gehorſam des Glaubens. Es ſteht ei-
„gentlich im Texte nichts vom Gehorſam des Glau-
„bens, ſondern vom Gehorſam Chriſti. Und weñ
„auch jener Ausdruk an ſich mit dieſem eins wäre,
„ſo müßte doch εις ὑπακοην nicht gegeben wer-
„den unter dem Gehorſam, ſondern zum
„Gehorſam Chriſti oder des Glaubens. Nämlich
„Paulus rühmt ſich, er habe die Korinther, da
„ſie noch Heiden waren, auf ſolche Art zum Chri-
„ſtentum bekehrt, daß er zuvor alle ihre Vernunft-
„ſchlüſſe und Einwendungen gegen daſſelbe über-
„führend widerlegt, ſo daß ſie weiter keine Aus-
„flüchte mehr gehabt, und alſo alle ihre Gedanken
„wären gefangen genommen worden zum Ge-
„horſam Chriſti. Alſo iſt der Gehorſam Chri-
„ſti eine Wirkung und Erfolg der überzeuglichen
„Predigt Pauli geweſen: die Korinther ſind durch
„unwiderſprechliche Gründe und durch völlige Beneh-
„mung aller Zweifel endlich dahin gebracht worden,
„daß ſie ſich entſchloſſen, Chriſto zu gehorſamen.
„Aber, die Vernunft gefangen nehmen unter dem
„Gehorſam des Glaubens, klingt ſo, als ob
„der Glaube, oder der Vorſaz, dem Glauben zu ge-
„horchen, ſchon vorher da wäre, und eine Urſache des
„Beifalls der Vernunft ſein müßte: Ich glaube es,
„alſo muß es wahr ſein, meine Vernunft mag
„ſagen, was ſie will. Das iſt ja wohl eine ver-

„ kehrte Ordnung. Die Vernunft kan̄ gar nicht „ unter einem Gehorſam ſtehen; ihr Beifall iſt „ nichts willkürliches; ihr muß zuvor Genüge ge„ ſchehen, ehe man glauben kan̄, daß eine Lehre „ wahr, daß ein Zeugniß göttlich ſei; ehe man „ ſich mit freiem und gutem Willen entſchließt, „ dem zu gehorchen, was die Lehre zu thun ver„ langt. Eine dritte Verdrehung der pauliniſchen „ Worte beſteht darin: daß die Theologi und Pre„ diger eine Regel und Befehl an die Lehrlinge „ oder Catechumenos daraus machen: ſie ſollen „ ſelbſt ihre Vernunft gefangen nehmen unter „ dem Gehorſam des Glaubens; da doch Paulus „ ſagt, er, als Lehrer und Apoſtel an die Hei„ den, habe alle Vernunftſchlüſſe und Gedanken „ der Korinther wider die Erken̄tniß Gottes gefan„ gen genommen, das iſt überführend widerlegt. „ Sie ſtunden noch nicht unter dem Gehorſam „ Chriſti oder des Glaubens, ſondern Paulus woll„ te ſie erſt durch geiſtliche Waffen zu einem ſolchen „ Gehorſam bringen; da war natürlich, daß ſie „ ſich nicht ſogleich gefangen gaben, ſondern ſich in „ ihren Verſchanzungen und Bollwerken ſo lange „ wehrten, als ſie kon̄ten, das iſt, daß ſie der „ neuen Religion allerlei Gründe der Vernunft ent„ gegenſezten. Und Pauli Amt erforderte es, ih„ nen zuvöderſt alle dieſe vernünftig ſcheinende Ein„ wendungen zu benehmen, wie er ſich rühmt auch „ gethan zu haben. Er läßt ſie alſo ihre Vernunft „ gebrauchen, ſo viel Vernunftſchlüſſe und Gründe, „ als ſie nur wollen, gegen ſeine Lehre erſinnen „ und vorbringen. Dan̄ widerlegt er dieſelben auf „ eine völlig überführende Art; und dieſes hat die „ Wirkung, daß ſie ſich ergeben müßen, und nun als „ Gläubige verpflichtet werden zum Gehorſam Chriſti. „ Wen̄ es unſere Herren Theologi auch ſo machten:

„ ſo würden ſie in die Fußſtapfen des Apoſtels treten.
„ Aber das iſt nicht der rechte Weg: erſt die Kinder
„ in der Wiege par force zu Chriſten zu taufen, und
„ ihnen dabei einen chriſtlichen Glauben und Ver-
„ langen nach der Taufe anzudichten, ſie darnach,
„ vor dem Gebrauche der Vernunft, ohne alle ver-
„ nünftige Religion, zu einem blinden Glauben an
„ die Bibel und deren Lehre anzuführen, und ſolchen
„ Glauben durch Furcht und Hofnung, durch Him-
„ mel und Hölle, tief in die zarten Gemüther ein-
„ zuprägen: endlich aber, weñ die Jahre der Überle-
„ gung und Prüfung des Glaubens kommen ſind,
„ ſie vor dem Gebrauch der blöden und verdorbenen
„ Vernunft ſorgfältig zu warnen, und von ihnen
„ zu verlangen, daß ſie ihre Vernunft zum voraus
„ gefangen nehmen ſollen unter dem Gehorſam des-
„ jenigen Glaubens, der ihnen blos durch ein kind-
„ liches Vorurtheil eingeflößet war. Das heißt in
„ der That, alle Vernunft und vernünftige Reli-
„ gion bei den Menſchen erſtiken.

„ Weñ die Verdrehung der angeregten Schrift-
„ örter etwa nicht mehr helfen wollte, den Gehor-
„ ſam eines blinden Glaubens, zum Nachtheil der
„ geſunden Vernunft, zu autoriſiren: ſo muß der
„ klägliche Sündenfall der erſten Eltern, und das
„ dadurch auf uns gebrachte Verderben unſerer Na-
„ turkräfte die Sache unterſtüzen. Im Stande der
„ Unſchuld, ſagen ſie, hatte der Menſch ein aner-
„ ſchaffenes Ebenbild Gottes, das iſt, eine genug-
„ ſame Einſicht von Gott, der Welt und ihm
„ ſelbſt, wie auch Weisheit, Gerechtigkeit und Hei-
„ ligkeit, an ſich. Durch den Sündenfall aber hat
„ er dieſe Vorzüge verſcherzt, und alles leib- und
„ geiſtliche Verderben auf die Nachkommen fort-
„ gepflanzet. Jezt herſcht von Natur lauter Unwiſ-
„ ſenheit, Finſterniß und Blindheit im Verſtande,

„ und der Wille iſt von Kindesbeinen an zum Böſen
„ geneigt, und zu allem Guten erſtorben. So wä=
„ re deñ, nach dieſem Syſtem, eine gewaltige Verän=
„ derung in der Natur des menſchlichen Geſchlechts
„ vorgegangen, und auch unſere edelſte Naturkraft,
„ die Vernunft, wenigſtens in geiſtlichen Dingen,
„ ſehr verdorben. Aber ich muß geſtehen: weñ ich
„ die moſaiſche Geſchichte von den erſten Menſchen
„ im Paradieſe, an ſich und ohne Vorurtheil, be=
„ trachte, ſo kañ ich im geringſten nicht ſehen, daß
„ ſie eine vorzügliche Seelenvollkommenheit vor uns
„ voraus gehabt hätten. Deñ ſie ſcheinen vor ih=
„ rem Falle weder Gott noch den Teufel, weder
„ die Natur noch ſich ſelbſt, zureichend gekañt zu
„ haben; indem ſie ſich durch den ſiñlichen Reiz
„ der ſchönen Äpfel, auf das Zureden einer ver=
„ führeriſchen Schlange, oder des Teufels, ſogleich
„ verleiten laſſen, wider das klare Verbot Gottes
„ zu handeln, und das zu thun, was in der That
„ böſe war. Sie vergehen ſich alſo eben dadurch,
„ daß ſie keine Vernunft brauchen, und den trüg=
„ lichen Sinnen und falſchen Überredungen in gro=
„ ßer Übereilung folgen. Weñ nun die erſten Men=
„ ſchen, in ihrem vollkommenſten Stande der Un=
„ ſchuld, ohne Erbſünde an ſich zu haben, dennoch
„ wie wir, haben fehlen und ſündigen können, und
„ weñ ſie aus eben der Urſache, wie wir, geſündiget,
„ daß ſie die ſiñlichen Begierden und Affecten nicht
„ durch ihre Vernunft bezwungen: will man deñ
„ aus dieſer Geſchichte ein Verderben unſerer edel=
„ ſten Naturkräfte herleiten, und beſonders die Ver=
„ nunft eines ſolchen Verderbens bezüchtigen, daß ſie
„ in der Erkeñtniß göttlicher Dinge blind, und ihr Ge=
„ brauch bei derſelben gefährlich ſei. Die Verſäu=
„ mung dieſes Gebrauchs wäre gerade der Weg, daß
„ wir eben alſo von der wahren Erkeñtniß Gottes

„ und von dem Gehorſam, welchen wir ſeinen Ge-
„ boten ſchuldig ſind, abweichen, als uns von un-
„ ſern erſten Eltern berichtet wird. Die Herren
„ Prediger wären alſo, als wahre Seelſorger, ſchul-
„ dig, allen und jeden Zuhörern die geſunde Ver-
„ nunft und ihren Gebrauch, als eine untrügliche
„ Richtſchnur der göttlichen Erkeñtniß und eines
„ frommen Wandels zu empfehlen, und ihnen viel-
„ mehr zu ſagen, daß unſre erſten Eltern eben dar-
„ um gefallen wären, und ſich den Verſuchungen des
„ Satans bloß geſtellt hätten, weil ſie keine Vernunft
„ gebraucht. Und ſiehe! ſie folgern ganz verkehrt
„ daraus, daß unſere Vernunft nunmehr von Na-
„ tur verdorben ſei, und daß es Eingebungen des
„ Satans ſind, weñ jemand in göttlichen Dingen
„ ſeine Vernunft zu brauchen anfängt. Muß nicht
„ der chriſtgläubige Zuhörer, nach dieſer Vorſtellung
„ von dem Verderben ſeiner Vernunft, in ſeiner
„ Einfalt denken, er habe, wegen der Erbſünde,
„ keine geſunde Vernunft mehr, weñ es auf gött-
„ liche Wahrheiten ankömt, und keine Freiheit des
„ Willens mehr, um etwas ſelbſt zu thun und zu
„ üben, was gut und Gott gefällig wäre?

„ Möchte doch ein jeder ſich ſo viel ermannen,
„ daß er mit ſeiner jezigen Vernunft einen Verſuch
„ machte, ob er nicht, nach der blos natürlichen
„ Erkeñtniß, viel richtiger von Gott und ſeinem
„ Verbot im Paradieſe zu urtheilen vermögend ſei,
„ als die erſten Eltern ſollen geurtheilet haben. Wir
„ ſind ja durch die bloße Vernunft von Gottes
„ Wahrheit, Weisheit, Güte und Macht genugſam
„ überführt, daß weñ er unmittelbar ſeinen Willen
„ zu erkennen gäbe, wir ſollten nur von dem einen
„ Fruchtbaume mitten im Garten nicht eſſen, alle
„ die übrigen wären uns zur Nahrung erſchaffen,
„ ſo würden wir nimmer auf die Gedanken fallen,

„ Gott habe das nicht geſagt, oder ſo gemeint;
„ er wiſſe es ſelbſt beſſer, daß von dem Baume gut
„ zu eſſen ſei, daß er klug machte, und wir da=
„ durch an Weisheit ihm gleich werden köñten, zu
„ unterſcheiden, was gut oder böſe ſei. Weñ wir
„ auch die Urſache des Verbots nicht errathen köñ=
„ ten, ſo würden wir doch in Ewigkeit nicht arg=
„ wöhnen, daß es aus Neid oder Mißgunſt gege=
„ ben ſei, damit wir Gott nicht gleich werden
„ ſollten; ſondern ſicherlich glauben, daß uns der
„ Genuß gewiß ſchaden würde, und alſo zu unſrem
„ eigenen Beſten unterſagt ſei. Nimmer würden
„ wir einem ſprechenden Thiere mehr Aufrichtigkeit
„ und Einſicht zutrauen, als dem weiſeſten Schö=
„ pfer der Natur. Wir hätten folglich die unzeiti=
„ ge Lüſternheit nach einer einzigen Frucht des Gar=
„ tens bei dem freien Genuſſe aller übrigen eben
„ ſo leicht überwunden, als wir bei einem wohlge=
„ deckten Tiſche ein und anderes Eſſen, das uns der
„ Arzt verboten, vorbeigehen laſſen. Daraus köñte
„ alſo ein jeder, der natürlichen Verſtand hatte und
„ brauchen wollte, überzeugt werden, daß ſeine an=
„ geborne Vernunft jezt in der Einſicht der Voll=
„ kommenheiten Gottes nichts verkürzter, noch in
„ der Herſchaft über die ſiñlichen Begierden ſchwä=
„ cher und ohnmächtiger ſei, als wir beides in der
„ Geſchichte der erſten Menſchen finden. Wollte
„ man unſere Vernunft darum jezt verdorben heiſſen,
„ weil ſie Schranken hat: ſo würden aller Creaturen
„ und ſelbſt der erſten Menſchen Kräfte verdorben zu
„ nennen ſein, weil auſſer Gott nichts unendliches
„ ſein kañ; und ſo wäre, nach dieſer Mißdeutung,
„ an der ganzen Natur vom Anfange nichts gutes,
„ ſondern alles verdorben geweſen. Moſes hat aber
„ eine beſſere Meinung davon gehabt, nämlich, daß
„ alles, was Gott gemacht hat, gut ſei; genug,

„ daß die Beſchaffenheit der Dinge ein richtiges
„ Verhältniß zu jedes weſentlichen Beſtimmung hat.
„ Wer wird doch den Magen und die Verdauungs=
„ kraft deßwegen verdorben heiſſen, weil wir keine
„ Knochen und Kieſelſteine verdäuen können? Wer
„ neñt unſere Augen und Geſicht, oder unſere Ohren
„ und Gehör, darum verdorben, weil wir keine
„ Müke an der Spize des Thurms ſehen, noch,
„ was in Rom geſprochen wird, hören können?
„ Eine jede Kraft iſt von Natur geſund und un=
„ verdorben, weñ ſie nach ihren eingepflanzten Re=
„ geln dasjenige leiſten kañ, was ſie eigentlich
„ wirken ſoll; und die Vernunft, welche des Men=
„ ſchen Weſen von andern Thierarten unterſcheidet,
„ hat ſelbſt bei den erſten Menſchen keine mehrere
„ Stärke gehabt, als ſie jezt bei den Nachkommen
„ hat, wie wir kurz vorher geſehen haben. Daher
„ ſcheint ſie mit eben den weſentlichen Schranken,
„ und Maß der Kraft, welche ihr jezt zukommen,
„ vom Anfange und unmittelbar aus der Hand des
„ Schöpfers gekommen zu ſein; und wir thäten
„ eben ſo unrecht, weñ wir derſelben, mit der
„ Fortpflanzung, einen Abgang und eine Schwäche
„ beimeſſen wollten: als weñ einige ſich träumen laſ=
„ ſen, daß die ganze Natur, mit ſo vielen Jahr=
„ hunderten, alt und unvermögend geworden ſei.
„ Was hat deñ doch die einzige Vernunft bei den
„ Herren Theologis verſchuldet, daß ſie bei Adams
„ Nachkommen von Natur verdorben ſein ſoll?

„ Man kañ ja wohl eine Kraft nicht beſſer beurthei=
„ len, als nach den Regeln, wodurch ſie von Natur
„ beſtim̃t iſt. Sind deñ etwa die Regeln, welche die
„ Vernunft weſentlich beſtimmen, falſch und un=
„ richtig? Ich meine, man werde die Grundregeln
„ der Vernunft völlig mit den beiden Säzen aus=
„ drüken können: Ein jedes Ding iſt das, was es

„ iſt. Ein Ding kañ nicht zugleich ſein und nicht „ ſein. Nach dem erſten muß man von einem Din„ge gedenken, was mit demſelben übereinſtimt; „ nach dem leztern kañ man von einem Dinge nicht „ gedenken, was ihm widerſpricht. Dieſe Regeln „ gelten nicht allein in der Weltweisheit und Ma„ thematik, ſondern in allen und jeden Wahrheiten, „ ſelbſt in der Schrift und Theologie. Die Schrift „ ſagt z. E. Gott iſt wahrhaftig: es iſt un„ möglich, daß Gott lüge, und unmöglich, „ daß ihn etwas gereue. Warum? weil jenes „ mit dem Begriffe von Gott und deſſen weſentli„ cher Vollkommenheit übereinſtimt, dieſes ihm wider„ ſpricht. So bedienen ſich die Propheten der Re„ gel des Widerſpruchs, weñ ſie den Juden die Un„ gereimtheit ihres heidniſchen Gözendienſtes vorſtel„ len wollen; da ſie einen Schöpfer verehrten, den „ ſie ſelbſt mit ihren Händen gemacht hatten, ein „ todtes Holz und Stein ſtatt des lebendigen Got„ tes. Gözen, die Augen hatten und doch nicht „ ſahen; Ohren hatten und doch nicht hörten. Die „ Schrift legt demnach die Vernunft und ihre Re„ geln, in dem was des Geiſtes Gottes iſt, zum „ Grunde der Wahrheit. So muß ſie deñ wohl „ nicht von Natur verdorben, ſondern vielmehr „ ſelbſt in der Erkeñtniß Gottes brauchbar, und ei„ ne gewiſſe Richtſchnur ſein, Wahres vom Falſchen „ zu unterſcheiden. Die Herren Theologi bringen „ auch den rechten Verſtand der Schriftörter, und „ das daraus aufgerichtete Lehrgebäude, durch lau„ ter Vernunftſchlüſſe, heraus: und weñ ſie ein„ ander des Irrtums beſchuldigen, ſo muß ihnen „ die Vernunft die Waffen dazu leihen. Der Lu„ theraner will den unbedingten Rathſchluß Gottes „ über der Menſchen Seligkeit und Verdamniß nicht „ gelten laſſen, weil er den Vollkommenheiten Got-

„ tes widerſpricht. Der Reformirte herentgegen ſtrei-
„ tet wider die Allgegenwart der menſchlichen Na-
„ tur Chriſti, weil ſie den Begrif eines leiblichen
„ und eingeſchränkten Weſens aufhebt. Beide aber
„ ſezen ſich wider die päbſtiſche Transſubſtantiation,
„ als eine Lehre, die den Sinnen und fühlbaren
„ Eigenſchaften des Brods und Weins widerſpricht,
„ als ob Brod nicht mehr Brod, Wein nicht mehr
„ Wein wäre. Dan̄ ruft man von allen Seiten,
„ des Gegners Lehre ſei der geſunden Vernunft zu-
„ wider. Nun, ſo iſt ja den̄ die Vernunft, nach
„ dem Geſtändniſſe aller Theologen, annoch von
„ Natur geſund, und ſie wird von ihnen ſelbſt als
„ eine ſolche in der Erken̄tniß göttlicher Dinge ge-
„ braucht. Iſt ſie den̄ nur ſo lange geſund, als ſie
„ eines jeden Syſtem beizutreten ſcheinet? Warum
„ ſoll ſie den̄ blind und verdorben heiſſen, wen̄ ſie
„ das ganze Syſtem überhaupt nach ebendenſelben
„ Regeln zu unterſuchen anfängt? Wozu dient die
„ Beſchuldigung anders, als dem gemeinen Manne,
„ das iſt, allen, die keine Lehrer der Chriſtenheit
„ ſind, ihren Gebrauch zu nehmen, und einen blin-
„ den Glauben ſowohl in jeder Secte, als in dem
„ ganzen Chriſtentume einzuführen? Es iſt ebender-
„ ſelbe hierarchiſche Kunſtgrif, als da die Pfaffen
„ bei den Katholiken den Laien die Leſung der Bi-
„ bel verbieten, die ſie für ſich allein behalten, und
„ nach ihrem Gefallen deuten wollen.“

(Auf dieſe zwei Fragmente, welche wir eingerükt haben, um eine Probe von der Beſchaffenheit derſelben überhaupt zu geben, folgen in Leſſings *Beiträgen zur Geſchichte und Literatur* noch die vier:

1. *Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben kön̄ten.*

2. Durchgang der Iſraeliten durch's rothe Meer.

3. Daß die Bücher des alten Teſtaments nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

4. über die Auferſtehungsgeſchichte.

Sodañ fährt Leſſing fort, wie folgt.)

Und nun genug dieſer Fragmente! — Wer von meinen Leſern mir ſie aber lieber ganz geſchenkt hätte, der iſt ſicherlich furchtſamer, als unterrichtet. Er kañ ein ſehr frommer Chriſt ſein, aber ein ſehr aufgeklärter iſt er gewiß nicht. Er kañ es mit ſeiner Religion herzlich gut meinen: nur müßte er ihr auch mehr zutrauen.

Deñ wie vieles läßt ſich noch auf alle dieſe Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und weñ ſich auch ſchlechterdings nicht darauf antworten ließe: was dañ? Der gelehrte Theolog köñte am Ende darüber verlegen ſein: aber auch der Chriſt? Der gewiß nicht. Jenem höchſtens köñte es zur Verwirrung gereichen, die Stüzen, welche er der Religion unterziehen wollen, ſo erſchüttert zu ſehen; die Strebepfeiler ſo niedergeriſſen zu finden, mit welchen er, weñ Gott will, ſie ſo ſchön verwahret hatte. Aber was gehen den Chriſten dieſes Mannes Hypotheſen und Erklärungen und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da, das Chriſtentum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlet. — Weñ der Paralytikus die wohlthätigen Schläge des elektriſchen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat? —

Kurz: der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt; und die Bibel iſt nicht die Religion. Folglich ſind Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel

nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion.

Deñ die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöriges: und es iſt bloße Hypotheſe, daß ſie in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſein müße. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb; und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhängen: ſo kañ unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem ſie bereits ſo ausgebreitet war, in welchem ſie bereits ſich ſo vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen; ſo muß es auch möglich ſein, daß alles, was Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren gänge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtände. Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten: ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt. Aus ihrer innern Wahrheit müßen die ſchriftlichen Überlieferungen erklärt werden, und alle ſchriftlichen Überlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, weñ ſie keine hat

Dieſes alſo wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil dieſer Fragmente, — wie geſagt, in dem ſchlim̃ſten Falle. In dem Falle, daß der Chriſt, welcher zugleich Theolog iſt, in dem Geiſte ſeines angenommenen Syſtems, nichts befriedigendes darauf zu antworten wiſſe. Aber ob er das weiß, woher ſoll er ſelbſt die Erfahrung haben, woher ſollen wir es ihm zutrauen, weñ es nicht erlaubt ſein ſoll, alle Arten von Einwürfen frei und

trokken herauszuſagen? Es iſt falſch, daß ſchon alle Einwürfe geſagt ſind. Noch falſcher iſt es, daß ſie alle ſchon beantwortet wären. Ein großer Theil wenigſtens iſt eben ſo elend beantwortet, als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterei der einen Seite hat man nicht ſelten mit Stolz und Naſerümpfen auf der andern erwidert. Man hat ſich ſehr beleidigt gefunden, weñ der eine Theil Religion und Aberglauben für eins genommen: aber man hat ſich kein Gewiſſen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügſamkeit mit dem, was die Vernunft ſagt, für Ruchloſigkeit auszuſchreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweiſen zum Gotteslängner herabgewürdiget. So hat der eine und der andre ſeinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeſchaffen, um ihn, weñ er ihn nicht beſiegen kañ, wenigſtens vogelfrei erklären zu dürfen.

Wahrlich, er ſoll noch erſcheinen, auf beiden Seiten ſoll er noch erſcheinen, der Mañ, welcher die Religion ſo beſtreitet, und der, welcher die Religion ſo vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordert. Mit alle den Keñtniſſen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernſte; — Stürme auf einzelne Baſtionen wagen und abſchlagen, heißt weder belagern, noch entſezen. Und gleichwohl iſt bisher noch wenig mehr geſchehen. Kein Feind hat noch die Feſte ganz eingeſchloſſen; keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre geſamten Werke zugleich gewagt. Immer iſt nur irgend ein Auſſenwerk, und oft ein ſehr unbeträchtliches, angegriffen, aber auch nicht ſelten von den Belagerten mit mehr Hize als Klugheit vertheidigt worden. Deñ ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geſchüz auf den einzigen angegriffenen Ort zuſammenzuführen; unbekümmert, ob indeß ein andrer

Feind an einem andern Orte den entblößten Wall überſteige, oder nicht. Ich will ſagen: ein einzelner Beweis ward oft, zum Nachtheil aller andern, ja zu ſeinem eigenen, überſpañt; ein Nagel ſollte alles halten, und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft ſo beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren eignen Einwürfen noch ſehr ausgeſezt waren. Noch ein unbeſonneneres Verfahren war es, weñ man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung preis gab, und ſich in ein anderes zog. Deñ ſo hat man ſich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, ſondern verſcheuchen laſſen, und wird nun bald genöthiget ſein, ſich wieder in das zuerſt verlaſſene zu werfen. Wer in den neueſten Schriften für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ein wenig beleſen iſt, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieſer Allegorie leicht beifallen.

Wie nahe unſer Verfaſſer dem Ideale eines ächten Beſtreiters der Religion gekommen, läßt ſich aus dieſen Fragmenten zwar einigermaßen ſchließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug ſcheinet er mit ſeinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernſt gehet er zu Werke. — Möchte er bald einen Mañ erweken, der dem Ideale eines ächten Vertheidigers der Religion nur eben ſo nahe käme!

Und nicht dieſem Manne vorzugreifen, ſondern blos urtheilen zu laſſen, wie vieles nun er erſt zu ſagen haben würde, und hiernächſt dem erſten paniſchen Schreken zu ſteuern, das einen kleinmüthigen Leſer befallen köñte, eile ich, jedem Fragmente insbeſondere einige Gedanken beizufügen, die ſich mir aufgedrungen haben. Weñ ich aber damit mehr thu, als ich gleich anfangs thun zu dürfen

um Erlaubniß bat, ſo geſchieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabſcheue, in den ich leicht fallen könte, wen̄ ich nur jenes thun wollte. Freilich gibt es der Männer genug, welche jezt die Religion ſo vertheidigen, als ob ſie von ihren Feinden ausdrüklich beſtochen wären, ſie zu untergraben. Allein es wäre Verläumdung der Religion, wen̄ ich zu verſtehen geben wollte, daß gleichwohl dieſe Männer nur noch allein vor dem Riß ſtünden. Ja, woher weiß ich, ob nicht auch dieſe Männer die beſten Abſichten von der Welt haben? Wen̄ ſie nicht ihre Abſichten ſchüzen ſollen, was wird mich ſchüzen, wen̄ ich das Ziel eben ſo weit verfehle?

1.

Das erſte Fragment [1]) beſtreitet eine Sache, die nichts weniger, als das Chriſtentum annehmlich zu machen, vermögend iſt. Wen̄ es alſo Theologen gegeben, die darauf gedrungen, ſo müßen ſie wohl von der Nothwendigkeit derſelben ſich ſehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Würden ſie ſonſt unter das Thor, in welches ſie einzugehen ermunterten, Fußangeln vor aller Augen haben ſtreuen wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen gegeben: allein, wo gibt es deren den̄ noch? Hat man den Mantel nicht längſt auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anſtatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts, als von dem innigen Bande zwiſchen Vernunft und Glauben. Glaube iſt durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft raiſonnirender

1) (Von Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln.)

Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion iſt nichts, als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimniſſe gibt es entweder darin gar nicht; oder, weñ es welche gibt, ſo iſt es doch gleichviel, ob der Chriſt dieſen oder jenen, oder gar keinen Begrif damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaſter zu widerlegen, die auſſer einigen mißverſtandenen Schriftſtellen nichts auf ihrer Seite hatten, und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harniſch erhielten! Sie brachten alles gegen ſich auf, was Vernunft haben wollte, und hatte.

Wie kizlich hingegen iſt es, mit dieſen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einſchläfern, indem ſie die Widerſacher der Offenbarung als Widerſacher des geſunden Menſchenverſtandes verſchreien! Sie beſtechen alles, was Vernunft haben will, und nicht hat.

Gleichwohl muß unſtreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo ſie immer liegt: zwiſchen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung ſein kañ, und ſein muß, und welche von ſo vielen, die darauf Anſpruch machen, es wahrſcheinlich ſei, kañ nur die Vernunft entſcheiden. Aber weñ eine ſein kañ, und eine ſein muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: ſo muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derſelben, als ein Einwurf dawider ſein, weñ ſie Dinge darin findet, die ihren Begrif überſteigen. Wer dergleichen aus ſeiner Religion auspoliret, hätte eben ſo gut gar keine. Deñ was iſt eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Iſt es genug, weñ man nur den Namen beibehält, ob man ſchon die Sache verwirft? Und ſind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine gewiſſe Gefangennehmung unter den

Gehorſam des Glaubens beruhet alſo gar nicht auf dieſer oder jener Schriftſtelle: ſondern auf dem weſentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unſer Verfaſſer mag immerhin jene Schriftſtellen beſſer verſtanden haben; und ich wüßte mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darin gefunden. Er mag immerhin ſehr recht gegen die armſeligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der erſten Eltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweiſen, die dieſes Beweiſes gar nicht bedarf. Die moſaiſche Geſchichte davon erkennet er ſelbſt für unſchuldig an ſolchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr iſt, daß daraus ein nachheriges Verderben der menſchlichen Vernunft zu folgern: ſo ſcheinet mir doch auch er nicht völlig eingeſehen zu haben, was darin liegt. Wen̄ er nämlich ſagt: „daß, nach Anleitung derſelben, die Prediger, als wahre Seelſorger, „vielmehr ſchuldig wären, ihren Zuhörern die geſunde Vernunft und den Gebrauch derſelben, als „eine untrügliche Richtſchnur der göttlichen Erkeñtniß und eines frommen Wandels zu empfehlen; indem unſre erſten Eltern eben darum gefallen wären, weil ſie ihrer Vernunft ſich nicht bedient hätten:“ ſo erſchöpft er die Sache nur zur Hälfte. Deñ über dieſes wird auch noch die Urſache darin angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirkſam geblieben. Mit einem Worte: Die Macht unſerer ſiñlichen Begierden, unſrer dunklen Vorſtellungen über alle noch ſo deutliche Erkeñtniß iſt es, welche zur kräftigſten Anſchauung darin gebracht wird. Von dieſer Macht berichtet die moſaiſche Erzählung entweder die erſte traurige Erfahrung, oder ertheilet das ſchiklichſte Beiſpiel. Factum oder Allegorie: in dieſer Macht allein liegt die Quelle aller unſerer Vergehung, die dem Adam,

des göttlichen Ebenbildes unbeſchadet, ebenſowohl anerſchaffen war, als ſie uns angeboren wird. Wir haben in Adam alle geſündiget, weil wir alle ſündigen müßen: und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anderes thun, als ſündigen; daß wir es in uns haben, jene Macht zu ſchwächen, und wir uns ihrer ebenſowohl zu guten als zu böſen Handlungen bedienen können. Dieſer lehrreichen Auslegung wenigſtens iſt das ſo oft verhöhnte Märchen Moſis ſehr fähig, wen̄ wir die Accommodationen, welche ein ſpäteres Syſtem davon machte, nur nicht mit hineintragen, und Accommodationen Accommodationen ſein laſſen.

Wie geſagt: eine gewiſſe Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens beruhet blos auf dem weſentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr, — den̄ das Wort Gefangennehmung ſcheinet Gewaltſamkeit auf der einen, und Widerſtreben auf der andern Seite anzuzeigen — die Vernunft gibt ſich gefangen; ihre Ergebung iſt nichts, als das Bekeñtniß ihrer Gränzen, ſobald ſie von der Wirklichkeit der Offenbarung verſichert iſt. Dies alſo, dies iſt der Poſten, in welchem man ſich ſchlechterdings behaupten muß; und es verräth entweder armſelige Eitelkeit, wen̄ man ſich durch hämiſche Spötter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweiſen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wen̄ man ſich in der Meinung hinausziehet, daß man es alsdan̄ mit dieſen Beweiſen nicht mehr ſo ſtreng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um ſo viel unwiederbringlicher verloren: und es iſt bloßer Fallſtrik, den die Widerſacher der chriſtlichen Religion, durch Übertreibung des Unbegreiflichen in derſelben, denjenigen von ihren Vertheidigern le-

gen, die ihrer Sache ſo ganz gewiß nicht ſind, und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfſiñs in Sicherheit bringen zu müßen glauben.

Ein anderer Fallſtrik, den man ſelbſt Theologen von der beſſern Art legt, iſt der, daß man ſich mit den bisherigen katechetiſchen Lehrbüchern ſo unzufrieden bezeigt, und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuſchreibt, daß die Religion nicht mehr Eingang finde. Nun will ich zwar gar nicht läugnen, daß an dieſen Büchern nicht manches zu verbeſſern ſein ſollte: aber man ſehe doch wohl zu, ehe man mit gutherziger Übereilung eben das daran verbeſſert, was gewiſſe Leute ſo gern verbeſſert haben möchten, zu welchen ſelbſt unſer Verfaſſer gehört, weñ er ihnen „den Mangel an einer vernünftigen „Religion und an einem vernünftigen Übergange „von derſelben zur Offenbarung" vorwirft.

Ich denke: dieſer Mangel iſt theils kein Mangel, und theils würde es äuſſerſt gefährlich ſein, ihm abzuhelfen; ihm wirklich abzuhelfen. Deñ davon kañ doch nur die Rede ſein; weil blos ſo obenhin daran künſteln, die lieben Bücherchen ja erſt recht ſchal und kahl machen würde.

Die geoffenbarte Religion ſezt im geringſten nicht eine vernünftige Religion voraus; ſondern ſchließt ſie in ſich. Weñ ſie dieſelbe vorausſezte, das iſt, weñ ſie ohne dieſelbe unverſtändlich wäre: ſo wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da ſie aber dieſelbe in ſich ſchließt; da ſie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehret, und ſie blos mit einer andern Art von Beweiſen unterſtüzt: ſo iſt es noch ſehr die Frage, ob die Einförmigkeit der Beweisart, in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute, nicht bequemer und nüzlicher iſt, als eine genaue Abſonderung der vernünf-

tigen und geoffenbarten Lehrſäze, einen jeden aus der ihm eigentümlichen Quelle erwieſen.

Wenigſtens iſt es gewiß, daß der Übergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten, äuſſerſt mißlich iſt, weñ man ſich durch die eben ſo ſcharfen, als faßlichen Beweiſe der erſtern verwöhnt hat. Man erwartet und fordert ſodañ bei den Beweiſen der andern ebendieſelbe Schärfe und Faßlichkeit, und hält, was nicht eben ſo erwieſen iſt, für gar nicht erwieſen. Ich erinnere mich hierbei, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik ſtudiren, und man gab mir des ältern Sturms Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematiſchen Wiſſenſchaften abgehandelt iſt. Als ich auf dieſe kam, wußte ich gar nicht, wie mir geſchahe. Mein kleiner Verſtand kam auf einmal aus aller ſeiner Wirkſamkeit, und obſchon eine Kunſt, die mich mit meinem künftigen Schikſale bekañt zu machen verſprach, keinen geringen Reiz für mich hatte: ſo war mir doch, als ob ich ſchales Zukerwaſſer auf lieblichen Wein tränke, weñ ich aus der Geometrie in ſie herüber blikte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken ſollte, der ſo diſparate Dinge in ein Buch vereiniget hatte: ich gab ihm ſeinen Abſchied, und ſuchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müßen, daß dieſer Mañ unfehlbar geweſen: ſo würden die erbetenen Grundſäze der Chiromantie, deren Willkürlichkeit mir ſo auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematiſchen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verſtande ſo ſehr behagten, ob ich ſie gleich zum Theil nur noch blos mit dem Gedächtniſſe gefaßt hatte. Unmöglich häte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können: aber möglich wäre es gewe-

ſen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe werth, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verſtehen geben, daß die Beweiſe für die Offenbarung, und die Beweiſe für die Chiromantie von einerlei Gewichte wären. Sie ſind freilich nicht von einerlei Gewichte; ihre ſpecifiken Gewichte haben ſchlechterdings kein Verhältniß gegen einander: aber beider Beweiſe ſind doch aus der nämlichen Klaſſe; ſie gründen ſich beide auf Zeugniſſe und Erfahrungsſäze. Und das Abſtechende der ſtärkſten Beweiſe dieſer Art gegen Beweiſe, die aus der Natur der Dinge fließen, iſt ſo auffallend, daß alle Kunſt, dieſes Auffallende zu vermindern, dieſes Abſtechende durch allerlei Schattirungen ſanfter zu machen, vergebens iſt.

2.

Das zweite Fragment [1]) ſagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz ungezweifelter Dinge. Es mag nichts als ſolche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben könten, unmöglich ſei, ſei mit aller Strenge geführt. Und er iſt es wirklich.

Führt er aber ſeine Beantwortung nicht gleich mit ſich? Wenn eine ſolche Offenbarung unmöglich iſt, — nun freilich, ſo hat ſie auch Gott nicht möglich machen können. Allein, wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nüzlich und nöthig iſt: ſollte Gott dem ohngeachtet lieber gar keine er-

1) (Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben könten.)

theilen, weil er keine ſolche ertheilen koñte? Sollte Gott dem ganzen menſchlichen Geſchlechte dieſe Wohlthat vorenthalten, weil er nicht alle Menſchen zu gleicher Zeit, in gleichem Grade daran Theil nehmen laſſen koñte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, weñ die höchſte Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung, die ſie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren koñte, nur denjenigen Weg gewählt hat, auf welchem in der kürzeſten Zeit, die meiſten Menſchen des Genuſſes derſelben fähig wurden. Oder getraut ſich jemand zu zeigen, daß dieſes nicht geſchehen? daß die Offenbarung, zu einer andern Zeit, einem andern Volke, in einer andern Sprache ertheilet, mehrere Menſchen in einer kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüſten können, deren ſich jezt die Chriſten, als Chriſten, rühmen dürfen?

Wer ſich dieſes getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erſt ein Volk, in deſſen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrſcheinlicher Weiſe mehr gewuchert haben würde, als in den Händen des jüdiſchen. Dieſes unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk iſt doch, in der ganzen Geſchichte, ſchlechterdings das erſte und einzige, welches ſich ein Geſchäft daraus gemacht, ſeine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieſes Geſchäft betrieben, beſtrafte ſie ſchon Chriſtus, verlachte ſie ſchon Horaz. Alle andre Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidiſch, oder viel zu kalt gegen ſie geſiñt, als daß ſie für derſelben Ausbreitung ſich der geringſten Mühwaltung hätten unterziehen wollen. Die chriſtlichen Völker, die den Juden in dieſem Eifer

hernach gefolgt ſind, überkamen ihn blos, inſo-fern ſie auf den Stam̃ des Judentums gepfropft waren.

Weñ deñ nun aber gleichwohl, würde unſer Verfaſſer inſiſtiren, eine gegründete Keñtniß der Offenbarung, die alle Menſchen unmöglich haben können, allen Menſchen zur Seligkeit unumgänglich nöthigt iſt: wie kommen die Millionen dazu —?

Laßt uns einen ſo grauſamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Weh dem menſchlichen Geſchlechte, weñ nichts dieſem Gedanken entgegenzuſezen, als etwa, — daß der Verfaſſer die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geſchloſſen, und man zu ihm ſagen köñte: Das Chriſtentum iſt auf ewige Zeiten; es gewiñt alle Jahre neuen Boden, obgleich weder Miſſionen noch gelehrte Erweiſe ſeiner Wahrheit dieſen neuen Boden gewinnen helfen; weñ ſchon in den lezten Jahrhunderten der chriſtlichen Völker nicht viel mehr geworden, ſo ſind unter dieſen chriſtlichen Völkern doch gewiß mehr Chriſten worden; die Zeit muß kommen, da dieſes unmerkliche Wachstum der Welt mit Erſtaunen in die Augen leuchten wird; der glükliche Windſtoß muß kommen, welcher die noch zerſtreueten Flammen in einen alles umfaſſenden Brand vereiniget; ſo daß am Ende die Zahl der Verlornen ſich zu der Zahl der Geretteten eben ſo verhalten wird, als noch jezt die Zahl der Geretteten ſich zu der Zahl der Verlornen verhält.

Weh dem menſchlichen Geſchlechte, weñ nur dieſes — oder etwa noch irgend ein armſeliges Diſtinctiönchen, es tröſten ſoll! — daß man zwiſchen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterſchied machen müße; daß jene nur eine einzige ſehr faßliche Wahrheit ſei, deren Geſchichte

in dieſen enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühſame Erforſchung dieſer, ſondern an die herzliche Annahme jener gebunden ſei, welches in den einzeln Poſten der Rechnung große Ausfälle machen müße.

Deñ weh dem menſchlichen Geſchlechte, weñ in dieſer Ökonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluſte dieſer einzigen müßen alle den bitterſten Antheil nehmen, weil jede von allen dieſe einzige hätte ſein können. Und welche Seligkeit iſt ſo überſchwänglich, die ein ſolcher Antheil nicht vergällen köñte?

Aber wozu dieſer Parenthyrſus? — Eine ſo unverſchuldete Niederlage der Menſchen, ein von Gott ſelbſt der Hölle ſo in die Hände geſpielter Sieg, iſt ein elendes Hirngeſpiñſt. Man gehe dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort: und er iſt beigelegt.

Daß nämlich die Offenbarung auch für diejenigen Menſchen zur Seligkeit nöthig ſei, die gar keine, oder doch keine gegründete Keñtniß davon erlangen können: iſt weder die Lehre Chriſti, noch jemals die allgemein anerkañte Lehre der Kirche geweſen. Selbſt die, die ſich, in allen den verſchiedenen Gemeinden derſelben, am härteſten darüber ausgedrükt haben, die jener allgemeinen Nothwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, ſind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen, und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was ſie mit der einen genommen. Es iſt gleichviel, mit wie guter oder ſchlechter Art ſie dieſes gethan; wie unphiloſophiſch ſie dabei gedacht; wie treu oder nicht treu ſie ihrem eigenen Syſtem dabei geblieben: genug, ſie haben es doch gethan, und haben es gern und freudig gethan. Ihr bloßer Wunſch rechtfertiget ihr Herz: und ihr Ge-

ſtändniß, daß Gott diſpenſiren könne, wo es der Theolog nicht könne, daß Gott Auswege wiſſen werde, wo es auch nicht einmal der Diſpenſation bedürfe, verſöhnet mit ihrem Syſtem.

Und hier iſt es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unſern Verfaſſer, die ich ſchon angedeutet, ausdrüklich wiederholen muß; die ihm aber ebenſowohl zur Entſchuldigung, als zum Tadel gereicht. Er nim̃t alles, was ein gewiſſes in gewiſſen ſymboliſchen Büchern vorgetragenes Syſtem des Chriſtentums begreift, für das einzig wahre, eigentliche Chriſtentum. Säze, ohne welche das Chriſtentum nicht beſtehen kan̄, welche von dem Stifter mit ausdrüklichen Worten gelehret worden, und Säze, welche man blos zur beſſern Verbindung jener eingeſchaltet, oder aus ihnen folgern zu müßen vermeinet, ſind ihm eins. Gleichwohl iſt billig und recht, daß bei Beſtreitung des Chriſtentums alle Secten für einen Man̄ zu ſtehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Chriſtentum für gültig zu achten, als worauf keine von allen dieſen Secten antworten kan̄. Aber von dieſer Art ſind doch wahrlich nicht, weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menſchlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem erſten Fragmente ſo gutes Spiel hatte; noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieſes zweite Fragment hinausläuft; noch auch die Lehre von der Theopneuſtie, wie er ſie vorträgt, aber freilich auch vortragen mußte, um allen ſeinen Einwürfen, ſelbſt den geringfügigſten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verſchaffen. — So wenigſtens muß ich aus dem, was vor uns liegt, urtheilen.

3.

Der Einwurf des dritten Fragments [1]) iſt ſchon oft gemacht, und oft beantwortet worden. Aber wie iſt er beides? Sicherlich iſt er noch nie ſo gründlich, ſo ausführlich, allen Ausflüchten ſo vorbeugend gemacht worden, als hier. Und nun verſuche man, wie viel die Antworten eines Clericus, eines Calmet, eines Saurin, eines Lilienthals dagegen verſchlagen. Ich fürchte, ſehr viel wohl nicht. Nothwendig wird der Orthodox alſo ganz auf etwas neues denken müßen, weñ er ſich auf ſeinem Poſten nicht zu behaupten weiß, und ſeiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, weñ er die Unmöglichkeit, daß eine ſo große Menge in ſo kurzer Zeit einen ſolchen Weg machen können, eingeſtehen und ſich damit zu retten ſuchen wollte, daß alſo wohl in dem Texte die Zahl des ausziehenden Volks verſchrieben ſein möge; daß, anſtatt ſechsmal hundert tauſend ſtreitbare Mañ, nur deren ſechzig tauſend, nur ſechs tauſend ausgezogen. — Ich nun freilich wohl wüßte nicht, was ein ſolcher Schreibfehler, weñ er auch noch ſo wiſſentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den älteſten Zeiten verband man mit großen Summen noch ſehr undeutliche Begriffe, und es geſchah wohl oft ganz unſchuldiger Weiſe, weñ man eine ſehr große Zahl bald durch dieſe, bald durch eine andre Anzahl ausdrükte. Man hätte viel zu bezweifeln, weñ man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bei welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftſteller ſo, von dem andern anders, und von

1) (Durchgang der Iſraeliten durch's rothe Meer.)

allen weit größer angegeben wird, als ſich mit andern zugleich erzählten Umſtänden reimen läßt. Warum ſollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bei welchen auf die Zahl derer, zu deren Beſtem, oder zu deren Züchtigung ſie geſchehen, weit weniger ankömt? — ganz und gar nichts auf ihr beruhet? Deñ ob Moſes mit ſeinem Stabe das Meer theilet, und Millionen troknes Fußes hindurch führet, oder ob Eliſa mit dem Mantel ſeines Meiſters das Nämliche an dem Jordan thut, und blos für ſeine Perſon hindurch gehet: iſt dieſes nicht ein eben ſo gutes Wunder, als jenes?

So freilich würde ich denken. Aber allerdings kañ der Orthodox ſo nachgebend nicht wohl ſein, ſo lange noch eine Möglichkeit unverſucht iſt, die Sache bis in den kleinſten Buchſtaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Deñ wie, weñ das Wunder folgendergeſtalt erfolgt wäre? — Als die Iſraeliten an einen Arm des arabiſchen Meerbuſens gelangt waren, durch welchen ſie nothwendig mußten, weñ ſie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten, ſo trieb ein ſtarker Wind — man nehme die Ebbe zu Hülfe, weñ man will — das Waſſer aus dieſem Arme meerein, und hielt es ſo lange zurük, bis ſie mit aller Gemächlichkeit hindurch gegangen waren. Indeß ſuchte das oberwärts geſtauchte Waſſer einen andern Ablauf, brach hinter den Iſraeliten durch, ſtürzte ſich einen neuen Weg wieder landein, und in dieſem neuen Arme war es, wo die Ägyptier ihren Untergang fanden. Was köñte ungezwungener ſein, als dieſe Vorſtellung? Iſt es nicht die Natur des Waſſers, daß es, in ſeinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erſte die beſte ſchwache oder niedrige Stelle des Ufers überſteigt oder durchreißt,

und ein neues Bette ſich wühlet? Und welche Schwierigkeit unſeres Fragments bleibt durch dieſe Vorſtellung noch ungehoben? Die Iſraeliten, deren ſo viel ſein mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; ſie können mit Rindern und Kindern, mit Sak und Pak, nun ſo langſam ziehen, als ſie nur immer nöthig haben; ſind ſie gleich beim Eintritte der Morgenwache ſchon eben nicht über den ganzen breiten ausgetrokneten Arm, ſo iſt das Waſſer dieſes Armes doch nun ſchon hinter ihnen, und ihre Feinde erſaufen in eben dem Waſſer, auf deſſen Boden ſie ihnen entkommen.

Ich wüßte nicht, daß irgend ein Ausleger ſich eine ähnliche Vorſtellung gemacht, und den Text darnach behandelt hätte, der ſich gewiß in ſehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde; als jeder andern Vorſtellung. Ja, die Sache noch ſo genau genommen, ſehe ich nur ein einziges Wort in der moſaiſchen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu ſein ſcheint. Nämlich: Und das Meer kam wieder früh Morgens in ſeinen Strom; oder wie es Herr Michaelis überſezt: Da kam das Waſſer um die Morgenzeit wieder, und hielt ſeine gewöhnliche Fluth. Weñ es ſein Strom war, in welchen das Meer zurükkam; weñ es ſeine gewöhnliche Fluth war, mit welcher es zurükkam: ſo ſcheinet ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß, freilich mehr als eigenmächtig angenommen zu ſein. Luther zwar hat ganz das Anſehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu ſein, welche ſagt: Mare reverſum eſt primo diluculo ad priorem locum; und Herr Michaelis dürfte leicht ein wenig zu viel von ſeiner Hypotheſe in den Text getragen haben. Deñ nach den Worten heißt

es in dieſem doch nur: Und das Meer kam wieder am Morgen in ſeiner Stärke; ſo daß es noch nicht einmal entſchieden iſt, ob das Meer in ſeiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in ſeiner Stärke war.

Doch dem ſei, wie ihm wolle. Meine Auslegung laſſe ſich, oder laſſe ſich nicht vertheidigen: ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der Orthodox genöthiget ſei, zu einem Einfalle von mir ſeine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie geſagt, nur auf ſeinem Poſten ſich zu behaupten, und er kañ alle die ſiñreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hülfe zu kommen den Schein haben will, und in der That ihn nur aus ſeiner Verſchanzung herauszulokken ſucht.

Ich nenne aber ſeinen Poſten den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, auſſer welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müßten; die eine befriedigende Antwort, die er auf ſo viele Einwürfe ertheilen kañ und ſoll. Als hier: Weñ deñ nun aber, darf er blos ſagen, der ganze Durchgang ein Wunder war? Weñ das Wunder nicht blos in der Auftroknung des Meerbuſens beſtand, weñ auch die Geſchwindigkeit, mit welcher eine ſolche Menge in ſo kurzer Zeit herüberkam, mit zu dem Wunder gehört? — Ich habe gar nichts darwider, daß man bei dem erſten Stüke dieſer wunderbaren Begebenheit auch natürliche Urſachen wirkſam ſein läßt; nicht den Wind blos, deſſen die Schrift ſelbſt gedenket; ſondern auch die Ebbe, von der die Schrift nichts ſagt: und weñ man an einer Ebbe nicht genug hat, meinetwegen auch zwei auf einander folgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, von welcher weder die Schrift, noch die Admiralitätslootſen in Cuxhafen etwas wiſſen. [1]). Ich

1) S. Niebuhrs Beſchreibung von Arabien. S. 414.

gebe es gern zu, daß es zu einem Wunder genug iſt, weñ dieſe natürlichen Urſachen nur nicht jezt, oder jezt nicht ſo und ſo wirkſam geweſen wären, und ihre dermalige ſo beſchaffene Wirkſamkeit, die unmittelbar in dem Willen Gottes gegründet iſt, gleichwohl vorhergeſagt worden. Ich gebe das gern zu: nur muß man mit dem, was ich zugebe, mich nicht ſchlagen wollen; nur muß man das, wovon ich zugebe, daß es bei einem Wunder, dem Wunder unbeſchadet, ſein könne, nicht zu einer unumgänglichen Erforderniß des Wunders überhaupt machen; man muß ein Wunder, weil ſich keine natürlichen Kräfte angeben laſſen, deren ſich Gott dazu bedienet, nicht platterdings verwerfen. Die Auftroknung des Meerbuſens geſchahe durch Ebbe und Wind; gut: und war doch ein Wunder. Die Geſchwindigkeit, mit der das Volk herüberkam, ward — freilich weiß ich nicht wie — bewirkt: aber iſt ſie darum weniger ein Wunder? Sie iſt gerade Wunders um ſo viel mehr. Es klingt allerdings ganz ſiñreich, weñ ſich euer Verfaſſer verbittet, daß man den Iſraeliten und ihren Ochſen und Karren nur keine Flügel gebe. Indeß ſagt doch Gott ſelbſt, daß er die Iſraeliten auf Adlersflügeln (2 Moſ. XIX, 4.) aus Ägypten getragen habe: und weñ die Sprache nun kein Wort hat, die Art und Weiſe dieſer wunderbaren Geſchwindigkeit auszudrüken, als dieſe Metapher? Erlaubet mir immer, daß ich auch in einer Metapher, die Gott braucht, mehr wirkliches ſehe, als in allen euern ſymboliſchen Demonſtrationen.

Und weñ der Orthodox ſo antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kañ die Achſeln zuken über ſeine Antwort, ſo viel man will; aber ſtehen muß man ihn doch laſſen, wo er ſteht.

Das iſt der Vortheil, den ein Mañ hat, der ſeinen Grundſäzen treu bleibt, und lieber nicht ſo ausgemachten Grundſäzen folgen, als ihnen nicht conſequent reden und handeln will. Dieſe Conſequenz, vermöge welcher man vorausſagen kañ, wie ein Menſch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, iſt es, was den Mañ zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit gibt; dieſe großen Vorzüge eines denkenden Menſchen. Charakter und Stetigkeit berichtigen ſogar mit der Zeit die Grundſäze; deñ es iſt unmöglich, daß ein Menſch lange nach Grundſäzen handeln kañ, ohne es wahrzunehmen, weñ ſie falſch ſind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohne, oder nicht.

Nicht alſo die Orthodoxie, ſondern eine gewiſſe ſchielende, hinkende, ſich ſelber ungleiche Orthodoxie iſt ſo ekel! So ekel, ſo widerſtehend, ſo aufſtoßend! — Das wenigſtens ſind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.

4.

Das alte Teſtament [1]) weiß von keiner Unſterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben. Es ſei ſo. Ja, man gehe, weñ man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das alte Teſtament oder doch das iſraelitiſche Volk, wie wir es in den Schriften des alten Teſtaments vor den Zeiten der babyloniſchen Gefangenſchaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begrif von der Einheit Gottes gehabt. Weñ man das Volk meinet, und einzelne

1) (Daß die Bücher des alten Teſtaments nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren.)

erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftſteller ſelbſt waren, davon ausnim̃t: ſo kañ auch dieſe Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit getrieben werden. Gewiß iſt es wenigſtens, daß die Einheit, welche das iſraelitiſche Volk ſeinem Gotte beilegte, gar nicht die tranſcendentale metaphyſiſche Einheit war, welche jezt der Grund aller natürlichen Theologie iſt. Bis zu *der* Höhe hatte ſich der gemeine menſchliche Verſtand in ſo frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigſten unter einem Volke erhoben, dem Künſte und Wiſſenſchaften ſo unangelegen waren, und das ſich aller Gemeinſchaft mit unterrichtetern Völkern ſo hartnäkig entzog. Bei dem wahren ächten Begriffe eines einigen Gottes, hätte dieſes Volk unmöglich ſo oft von ihm abfallen, und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falſchen Götter nicht des nämlichen Namens gewürdiget haben; es würde den wahren Gott nicht ſo ausſchließungsweiſe *ſeinen* Gott, den Gott *ſeines* Landes, den Gott *ſeiner* Väter genañt haben. Kurz, der Einige hieß bei ihm nichts mehr, als der Erſte, der Vornehmſte, der Vollkommenſte in ſeiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter; aber unter ſo vielen Göttern koñte doch nur *einer* der mächtigſte und weiſeſte ſein; und dieſer mächtigſte und weiſeſte war ſein Jehova. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen *ſein* Gott den Göttern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln: ſo lange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieſes oder jenes benachbarte Volk, durch Vorſorge ſeines Gottes, irgend eines Wohlſtandes genoß, der ihm abging, den ihm alſo ſein Jehova nicht gewähren koñte, oder nicht gewähren wollte: ſo wich es hinter ihm ab, und hurte mit den Göttern des

vermeinten glüklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurükkam, als bis es ſeine Luſt gebüßt hatte, und durch den Verluſt größerer Güter, durch Verwahrloſung des weſentlichern Wohlſtandes, gebüßt hatte. Nur als es in der babyloniſchen Gefangenſchaft ſeinen Verſtand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das ſich den einigen Gott würdiger dachte; als nun erſt ſelbſt die Schriften ſeines Geſezgebers und ſeiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es ſahe, wie viel große unerkañte Wahrheiten in dieſen Schriften lagen, oder ſich hinein legen ließen; als es erkañte, wie ſelbſt nach dieſen Schriften ſeinem Jehova eine weit erhabnere Einheit zukomme, als die, welche ihn blos an die Spize aller andern Götter ſezte: ward es auf einmal ein ganz anderes Volk, und alle Abgötterei hörte unter ihm auf. Weñ dieſe plözliche Veränderung, die kein Menſch läugnen kañ, nicht durch den veredelten Begrif zu erklären, den es ſich nun von ſeinem eignen Gotte machte: ſo iſt ſie durch nichts zu erklären. Man kañ einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, ſobald man ihn einmal erkañt hat.

Wie geſagt; man thu, über die Einwürfe des vierten Fragments, auch noch dieſen Schritt hinaus, und füge hinzu: daß, ſo wie Moſes ſelbſt im Anfange ſeiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begrif hatte, — würde er ihn ſonſt nach ſeinem Namen gefragt haben? — ſich Gott zu ihm herabließ, und ſich ihm nicht als den Unendlichen, ſondern blos als eine von den beſondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker vertheilt hatte. Gott ward der Gott der Ebräer; und weñ die Ebräer ih-

ren Gott nun einmal ſatt hatten, was war natürlicher, als daß ſie es mit einem andern verſuchen wollten?

Auch ſo noch — wenn man dem alten iſraelitiſchen Volke ſelbſt dieſen großen, mehr hergebrachten als erwieſenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde ſtreitig machen könnte — auch ſo noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des alten Teſtaments iſt aus dergleichen Dingen wenigſtens gar nichts zu ſchließen. Denn dieſe muß ganz anders, als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwieſen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichſten, die allererhabenſten, die allertiefſten von dieſer Art, kann jedes andere eben ſo alte Buch enthalten, wovon wir jezt die Beweiſe haben; Beweiſe, welche ſo manchen gelehrten Sorites für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchen die allein in dem alten Teſtamente gelehrte Einheit Gottes ein Glied iſt. Die heiligen Bücher der Braminen müßen es an Alter und an würdigen Vorſtellungen von Gott mit den Büchern des alten Teſtaments aufnehmen können, wenn das Übrige den Proben entſpricht, die uns jezt erſt zuverläßige Männer daraus mitgetheilt haben. Denn obſchon der menſchliche Verſtand nur ſehr allmählig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinſten Manne ſo einleuchtend und faßlich ſind, einmal ſehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müßen geſchienen haben, und als ſolche auch damals nur haben angenommen werden können: ſo hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eignen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem grö-

ßern Lichte entgegen eilten, und andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen koñten.

Was ſich alſo von dergleichen Männern herſchreiben kañ, deren noch iezt von Zeit zu Zeit einige aufſtehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kañ zu keinem Beweiſe eines unmittelbar göttlichen Urſprungs gebraucht werden. Kañ es dieſen Urſprung aber nicht erweiſen, da wo es vorhanden iſt: ſo kañ es dieſen Urſprung auch nicht widerlegen, da wo es mangelt; und Bücher können gar wohl von Gott ſein, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt ſein, ob ſich ſchon nur wenige, oder gar keine Spuren von der Unſterblichkeit der Seele und der Vergeltung nach dieſem Leben darin finden. Dieſe Bücher können ſogar eine ſeligmachende Religion enthalten; das iſt, eine Religion, bei deren Befolgung ſich der Menſch ſeiner Glükſeligkeit ſo weit verſichert halten kañ, als er hinaus denkt. Deñ warum dürfte eine ſolche Religion ſich nicht nach den Gränzen ſeiner Sehnſucht und Wünſche fügen? Warum müßte ſie nothwendig erſt die Sphäre dieſer Sehnſucht und Wünſche erweitern? Freilich wäre eine ſolche ſeligmachende Religion nicht die ſeligmachende chriſtliche Religion. Aber weñ deñ die chriſtliche Religion nur erſt zu einer gewiſſen Zeit, in einem gewiſſen Bezirke erſcheinen koñte, mußten deßwegen alle vorhergehenden Zeiten, alle andere Bezirke keine ſeligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das *Seligmachende* in den verſchiedenen Religionen immer das *Nämliche* müße geweſen ſein: weñ ſie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menſchen den *nämlichen Begrif* damit müßen verbunden haben. Gott koñte ja wohl in allen Reli-

gionen die guten Menſchen in der nämlichen Betrachtung, aus den nämlichen Gründen ſelig machen wollen; ohne darum allen Menſchen von dieſer Betrachtung, von dieſen Gründen die nämliche Offenbarung ertheilt zu haben. —

Unter einem gewiſſen Zirkel von Freunden iſt vor einiger Zeit ein kleiner Aufſaz in der Handſchrift herum gegangen, welcher die erſten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt, und überſchrieben war: Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieſes Aufſazes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich alſo, oder vielmehr, was iſt alſo ſchiklicher, als daß ich den Anfang deſſelben in ſeinem ganzen Zuſammenhange mittheile, der ſich auf den Inhalt unſeres vierten Fragments ſo genau beziehet? Die Indiſcretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten; und von der Lauterkeit der Abſichten des Verfaſſers bin ich überzeugt. Er iſt auch bei weitem ſo heterodox nicht, als er bei dem erſten Anblike ſcheinet, wie ihm auch die ſchwierigſten Leſer zugeſtehen werden, weñ er einmal den ganzen Aufſaz, oder gar die völlige Ausführung deſſelben bekañt zu machen für gut halten ſollte. Hier iſt indeß, wie geſagt, der Anfang, — des verwandten und genuzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

1.

Was die Erziehung bei dem einzeln Menſchen iſt, iſt die Offenbarung bei dem ganzen Menſchengeſchlechte.

2.

Erziehung iſt Offenbarung, die dem einzeln Menſchen geſchieht: und Offenbarung iſt Erziehung, die dem Menſchengeſchlechte geſchehen iſt, und noch geſchieht.

3.

Ob die Erziehung aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nuzen haben kañ, will ich hier nicht unterſuchen. Aber in der Theologie kañ es gewiß ſehr großen Nuzen haben und viele Schwierigkeiten heben, weñ man ſich die Offenbarung als eine Erziehung des Menſchengeſchlechts vorſtellet.

4.

Erziehung gibt dem Menſchen nichts, was er nicht auch aus ſich ſelbſt haben köñte: ſie gibt ihm das, was er aus ſich ſelber haben köñte, nur geſchwinder und leichter. Alſo gibt auch die Offenbarung dem Menſchengeſchlechte nichts, worauf die menſchliche Vernunft, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht auch kommen würde: ſondern ſie gab und gibt ihm die wichtigſten dieſer Dinge nur früher.

5.

Und ſo wie es der Erziehung nicht gleichgültig iſt, in welcher Ordnung ſie die Kräfte des Menſchen entwikelt; wie ſie dem Menſchen nicht alles auf einmal beibringen kan̄: eben ſo hat auch Gott bei ſeiner Offenbarung eine gewiſſe Ordnung, ein gewiſſes Maß halten müßen.

6.

Wen̄ auch der erſte Menſch mit einem Begriffe von einem einigen Gotte ſofort ausgeſtattet wurde: ſo kon̄te doch dieſer mitgetheilte, und nicht erworbene Begrif unmöglich lange in ſeiner Lauterkeit beſtehen. Sobald ihn die ſich ſelbſt überlaſſene menſchliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte ſie den Einzigen, Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieſer Theile ein Merkzeichen.

7.

So entſtand natürlicher Weiſe die Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre ſich die menſchliche Vernunft noch in dieſen Irrwegen würde herumgetrieben haben; ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menſchen erkan̄ten, daß es Irrwege waren: wen̄ es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine beſſere Richtung zu geben.

8.

Da er aber einem jeden einzeln Menſchen ſich nicht mehr offenbaren kon̄te, noch wollte: ſo wählte er ſich ein einzelnes Volk zu ſeiner beſondern Erziehung; und eben das ungeſchliffenſte, das verwil-

dertſte, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

9.

Dies war das iſraelitiſche Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienſt in Ägypten hatte. Deñ an dem Gottesdienſte der Ägyptier durften ſo verachtete Sclaven nicht Theil nehmen: und der Gott ſeiner Väter war ihm gänzlich unbekañt geworden.

10.

Vielleicht, daß ihm die Ägyptier allen Gott, alle Götter ausdrüklich unterſagt hatten; es in den Glauben geſtürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, ſei nur ein Vorrecht der beſſern Ägyptier: und das, um es mit ſo viel größerm Anſcheine von Billigkeit tiranniſiren zu dürfen. — Machen Chriſten es mit ihren Sclaven noch jezt viel anders? —

11.

Dieſem rohen Volke alſo ließ ſich Gott anfangs blos als den Gott ſeiner Väter ankündigen, um es nur erſt mit der Idee eines auch ihm zuſtehenden Gottes bekañt und vertraut zu machen.

12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Ägypten führte, und in Kanaan einſezte, bezeugte er ſich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger ſei, als irgend ein andrer Gott.

13.

Und indem er fortfuhr, ſich ihm als den mächtigſten von allen zu bezeigen — welches doch nur

einer ſein kañ, — gewöhnte er es allmählig zu dem Begriffe des Einigen.

14.

Aber wie weit war dieſer Begrif des Einigen, noch unter dem wahren tranſcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft ſo ſpät erſt aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit ſchließen lernen!

15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — weñ ſich ihm auch ſchon die Beſſeren des Volks mehr oder weniger näherten — koñte ſich doch das Volk lange nicht erheben: und dieſes war die einzige wahre Urſache, warum es ſo oft ſeinen einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigſten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

16.

Ein Volk aber, das ſo roh, ſo ungeſchikt zu abgezognen Gedanken war, noch ſo völlig in ſeiner Kindheit war, was war es für einer moraliſchen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entſpricht. Der Erziehung durch unmittelbare ſiñliche Strafen und Belohnungen.

17.

Auch hier alſo treffen Erziehung und Offenbarung zuſammen. Noch koñte Gott ſeinem Volke keine andere Religion, kein anderes Geſez geben, als eines, durch deſſen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glüklich oder unglüklich zu werden hofte oder fürchtete. Deñ weiter

als auf dieſes Leben gingen noch ſeine Blike nicht. Es wußte von keiner Unſterblichkeit der Seele; es ſehnte ſich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun ſchon dieſe Dinge zu offenbaren, welchen ſeine Vernunft noch ſo wenig gewachſen war: was würde es bei Gott anders geweſen ſein, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der ſein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

18.

Allein wozu, wird man fragen, dieſe Erziehung eines ſo rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott ſo ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder deſſelben ſo viel ſicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menſchengeſchlechts. Das wurden Juden, das koñten nur Juden werden, nur Männer aus einem ſo erzogenen Volke.

19.

Deñ weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkoſungen aufgewachſen, und nun zu Jahren des Verſtandes gekommen war, ſtieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkañte es auf einmal das Gute, das es in ſeines Vaters Hauſe gehabt und nicht erkañt hatte.

20.

Während daß Gott ſein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindiſchen Erziehung führte: waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meiſten derſelben waren weit hinter dem erwählten

Volke zurükgeblieben: nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geſchieht bei Kindern, die man für ſich aufwachſen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden ſich zum Erſtaunen ſelbſt.

21.

Wie aber dieſe glüklichern Einige nichts gegen den Nuzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweiſen: ſo beweiſen die wenigen heidniſchen Völker, die ſelbſt in der Erkeñtniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis jezt einen Vorſprung zu haben ſchienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langſamen aber ſichern Schritten an; es holt manches glüklicher organiſirte Kind der Natur ſpät ein; aber es holt es doch ein, und iſt alsdañ nie wieder von ihm einzuholen.

22.

Auf gleiche Weiſe. Daß — die Lehre von der Einheit Gottes bei Seite geſezt, welche in den Büchern des alten Teſtaments ſich findet, und ſich nicht findet — daß, ſage ich, wenigſtens die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben, darin völlig fremd ſind: beweiſet eben ſo wenig wider den göttlichen Urſprung dieſer Bücher. Es kañ dem ohngeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeiungen ſeine gute Richtigkeit haben. Deñ laßt uns ſezen, jene Lehren würden nicht allein darin vermißt, jene Lehren wären auch ſogar nicht einmal wahr; laßt uns ſezen, es wäre wirklich für die Menſchen in dieſem Leben alles aus: wäre darum das Daſein Gottes minder erwieſen? ſtün-

de es darum Gott minder frei, würde es darum Gott minder ziemen, ſich der zeitlichen Schikſale irgend eines Volks aus dieſem vergänglichen Geſchlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeiungen, die er durch ſie aufzeichnen ließ, waren ja nicht blos für die wenigen ſterblichen Juden, zu deren Zeiten ſie geſchahen und aufgezeichnet wurden: er hatte ſeine Abſichten damit auf das ganze jüdiſche Volk, auf das ganze Menſchengeſchlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern ſollen, weñ ſchon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Menſch auf immer dahinſtirbt.

23.

Noch einmal: der Mangel jener Lehren in den Schriften des alten Teſtaments beweiſet wider ihre Göttlichkeit nichts. Moſes war doch von Gott geſandt, obſchon die Sanction ſeines Geſezes ſich nur auf dieſes Leben erſtrekte. Deñ warum weiter? Er war ja nur an das iſraelitiſche Volk, an das damalige iſraelitiſche Volk geſandt: und ſein Auftrag war den Keñtniſſen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieſes damaligen iſraelitiſchen Volks, ſo wie der Beſtimmung des künftigen, vollkommen angemeſſen. Das iſt genug.

24.

So weit hätte Warburton auch nur gehen müßen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mañ überſpañte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Moſis nichts ſchade: er ſollte ihm die göttliche Sendung Moſis ſogar beweiſen. Und weñ er dieſen Beweis noch aus der Schiklichkeit eines ſolchen

Geſezes für ein ſolches Volk zu führen geſucht hätte! Aber er nahm ſeine Zuflucht zu einem von Moſe bis auf Chriſtum ununterbrochen fortdaurenden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzeln Juden gerade ſo glüklich oder unglüklich gemacht habe, als es deſſen Gehorſam oder Ungehorſam gegen das Geſez verdiente. Dieſes Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat beſtehen könne, erſezt; und eine ſolche Erſezung eben beweiſe, was jener Mangel auf den erſten Anblik zu verneinen ſcheine.

25.

Wie gut war es, daß Warburton dieſes anhaltende Wunder, in welches er das Weſentliche der iſraelitiſchen Theokratie ſezte, durch nichts erhärtet, durch nichts wahrſcheinlich machen konte. Den hätte er das gekont; wahrlich — alsdan erſt hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigſtens. — Den was die Göttlichkeit der Sendung Moſis wieder herſtellen ſollte, würde an der Sache ſelbſt zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erſchweren wollte.

26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarburch für Kinder darf gar wohl dieſes oder jenes wichtige Stük der Wiſſenſchaft oder Kunſt, die es vorträgt, mit Stillſchweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er ſchrieb, noch nicht angemeſſen ſei. Aber es darf ſchlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurükbehaltnen wichtigen

Stüken verſperre oder verlege. Vielmehr müßen ihnen alle Zugänge zu denſelben ſorgfältig offen gelaſſen werden: und ſie nur von einem einzigen dieſer Zugänge ableiten, oder verurſachen, daß ſie denſelben ſpäter betreten, würde allein die Unvollſtändigkeit des Elementarbuchs zu einem weſentlichen Fehler machen.

27.

Alſo auch koñten in den Schriften des alten Teſtaments, in dieſen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte iſraelitiſche Volk, die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln; aber enthalten durften ſie ſchlechterdings nichts, was das Volk, für das ſie geſchrieben waren, auf dem Wege zu dieſer großen Wahrheit auch nur verſpätet hätte. Und was hätte es, wenig zu ſagen, mehr dahin verſpätet, als weñ jene wunderbare Vergeltung in dieſem Leben darin wäre verſprochen, und von dem wäre verſprochen worden, der nichts verſpricht, was er nicht hält?

28.

Deñ, weñ ſchon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieſes Lebens, bei der auf Tugend und Laſter ſo wenig Rükſicht genommen zu ſein ſcheinet, eben nicht der ſtrengſte Beweis für die Unſterblichkeit der Seele und für ein anderes Leben, in welchem jener Knoten ſich auflöſe, zu führen: ſo iſt doch wohl gewiß, daß der menſchliche Verſtand ohne ienen Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf beſſere und ſtrengere Beweiſe gekommen wäre. Deñ was ſollte ihn antreiben

können, dieſe beſſern Beweiſe zu ſuchen? Die bloße Neugierde?

29.

Der und jener Iſraelite mochte freilich wohl die göttlichen Verſprechungen und Androhungen, die ſich auf den geſamten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied deſſelben erſtreken, und in dem feſten Glauben ſtehen, daß, wer from̃ ſei, auch glüklich ſein müße, und wer unglüklich ſei, oder werde, die Strafe ſeiner Miſſethat trage, welche ſich ſofort wieder in Segen verkehre, ſobald er von ſeiner Miſſethat ablaſſe. — Ein ſolcher ſcheinet den Hiob geſchrieben zu haben; deñ der Plan deſſelben iſt ganz in dieſem Geiſte. —

30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung dieſen Glauben beſtärken: oder es war auf immer bei dem Volke, das dieſe Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geſchehen. Deñ weñ der Fromme ſchlechterdings glüklich war, und es zu ſeinem Glüke doch wohl auch mit gehörte, daß ſeine Zufriedenheit keine ſchreklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebensſatt ſtarb: wie koñte er ſich nach einem andern Leben ſehnen? wie koñte er über etwas nachdenken, wornach er ſich nicht ſehnte? Weñ aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer ſollte es deñ? Der Böſewicht, der die Strafe ſeiner Miſſethat fühlte, und, weñ er dieſes Leben verwünſchte, ſo gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

31.

Weit weniger verſchlug es, daß der und jener Iſraelite die Unſterblichkeit der Seele und künftige

Vergeltung, weil ſich das Geſez nicht darauf bezog, geradezu und ausdrüklich läugnete. Das Läugnen eines Einzeln — wäre es auch ein Salomo geweſen — hielt den Fortgang des gemeinen Verſtandes nicht auf, und war an und für ſich ſelbſt ſchon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Deñ Einzelne läugnen nur, was Mehrere in Überlegung ziehen; und in Überlegung ziehen, warum man ſich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, iſt der halbe Weg zur Erkeñtniß.

32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroiſcher Gehorſam iſt, die Geſeze Gottes beobachten, blos weil es Gottes Geſeze ſind, und nicht, weil er die Beobachter derſelben hier und dort zu belohnen verheiſſen hat; ſie beobachten, ob man ſchon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht ſo ganz gewiß iſt.

33.

Ein Volk, in dieſem heroiſchen Gehorſame gegen Gott erzogen, ſollte es nicht beſtiṁt, ſollte es nicht vor allen andern fähig ſein, ganz beſondere göttliche Abſichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der ſeinem Führer blinden Gehorſam leiſtet, nun auch von der Klugheit ſeines Führers überzeugt werden, und ſagt, was dieſer Führer mit ihm auszuführen ſich nicht unterſtehen darf? —

34.

Noch hatte das jüdiſche Volk in ſeinem Jehova mehr den mächtigſten, als den weiſeſten aller

Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt: auch dieſes zum Beweiſe, daß die Begriffe, die es von ſeinem höchſten, einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müßen. Doch nun war die Zeit da, daß dieſe ſeine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden ſollten, wozu ſich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente; eines beſſern, richtigern Maßſtabes, nach welchem es ihn zu ſchäzen Gelegenheit bekam.

35.

Anſtatt daß es ihn bisher nur gegen die armſeligen Gözen der kleinen benachbarten rohen Völkerſchaften geſchäzt hatte, mit welchen es in beſtändiger Eiferſucht lebte: fing es in der Gefangenſchaft unter dem weiſen Perſer an, ihn gegen das Weſen aller Weſen zu meſſen, wie das ſeine geübtere Vernunft erkañte und verehrte.

36.

Die Offenbarung hatte ſeine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal ſeine Offenbarung.

37.

Das war der erſte wechſelſeitige Dienſt, den beide einander leiſteten; und dem Urheber beider iſt ein ſolcher gegenſeitiger Einfluß ſo wenig unanſtändig, daß ohne ihn eines von beiden überflüſſig ſein würde.

38.

Das in die Fremde geſchikte Kind ſahe andere Kinder; die mehr wußten, die anſtändiger lebten,

und fragte ſich beſchämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch ſo? Hätte in meines Vaters Hauſe man mir das nicht auch beibringen, dazu mich nicht auch anhalten ſollen? Da ſucht es ſeine Elementarbücher wieder vor, die ihm längſt zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu ſchieben. Aber ſiehe! es erkennet, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig ſein eigen ſei, warum es nicht längſt eben das wiſſe, eben ſo lebe.

39.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlaſſung der reinen perſiſchen Lehre, in ihrem Jehova nicht blos den größten aller Nationalgötter, ſondern Gott erkañten; da ſie ihn als ſolchen in ihren wieder hervorgeſuchten heiligen Schriften um ſo eher finden und andern zeigen koñten, als er wirklich darin war; da ſie vor allen ſiñlichen Vorſtellungen deſſelben einen eben ſo großen Abſcheu bezeugten, oder doch in dieſen Schriften zu haben angewieſen wurden, als die Perſer nur immer hatten: was Wunder, daß ſie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienſte Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereien zu ſein erkañte, die ſich dafür des verlaſſenen Landes der Juden bemächtiget hatten?

40.

So erleuchtet über ihre eigenen unerkañten Schäze kamen ſie zurük, und wurden ein ganz anderes Volk, deſſen erſte Sorge es war, dieſe Erleuchtung unter ſich dauerhaft zu machen. Bald

war an Abfall und Abgötterei unter ihm nicht mehr zu denken. Deñ man kañ einem National-gott wohl untreu werden, aber nie Gott, ſobald man ihn einmal erkañt hat.

41.

Die Gottesgelehrten haben dieſe gänzliche Veränderung des jüdiſchen Volks verſchiedentlich zu erklären geſucht; und einer, der die Unzulänglichkeit aller dieſer verſchiedenen Erklärungen ſehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenſcheinliche Er-„füllung der über die babyloniſche Gefangenſchaft „und die Wiederherſtellung aus derſelben ausgeſpro-„chenen und aufgeſchriebenen Weiſſagungen“ für die wahre Urſache derſelben angeben. Aber auch dieſe Urſache kañ nur in ſofern die wahre ſein, als ſie die nun erſt veredelten Begriffe von Gott voraus ſezt. Die Juden mußten nun erſt erkañt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorherſagen, nur Gott zukomme; welches beides ſie ſonſt auch den falſchen Gözen beigelegt hatten, wodurch eben Wunder und Weiſſagungen bisher nur einen ſo ſchwachen, vergänglichen Eindruk auf ſie gemacht hatten.

42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Perſern auch mit der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele bekañter geworden. Vertrauter mit ihr wurden ſie in den Schulen der griechiſchen Philoſophen in Ägypten.

43.

Doch da es mit dieſer Lehre, in Anſehung ihrer heiligen Schriften, die Bewandtniß nicht hatte,

die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenſchaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem ſiñlichen Volke darin war gröblich überſehen worden, dieſe aber geſucht ſein wollte; da auf dieſe noch Vorübungen nöthig geweſen waren, und alſo nur Anſpielungen und Fingerzeige ſtatt gehabt hatten: ſo koñte der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele natürlicher Weiſe nie der Glaube des geſamten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewiſſen Secte deſſelben.

44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Miſſethat des Vaters an ſeinen Kindern bis in's dritte und vierte Glied zu ſtrafen. Dies gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren ſpäteſten Nachkommen zu leben, und das Unglük, welches ſie über dieſe Unſchuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

45.

Eine Anſpielung nenne ich, was blos die Neugierde reizen und eine Frage veranlaſſen ſollte. Als, die oft vorkommende Redensart: zu ſeinen Vätern verſammelt werden, für ſterben.

46.

Einen Fingerzeig nenne ich, was ſchon irgend einen Keim enthält, aus welchem ſich die noch zurükgehaltene Wahrheit entwikeln läßt. Dergleichen war Chriſti Schluß aus der Benennung Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs. Dieſer Fingerzeig ſcheint mir allerdings in einen ſtrengen Beweis ausgebildet werden zu können.

47.

In ſolchen Vorübungen, Anſpielungen, Fingerzeigen beſtehet die poſitive Vollkommenheit eines Elementarbuchs; ſo wie die oben erwähnte Eigenſchaft, daß es den Weg zu den noch zurükgehaltenen Wahrheiten nicht erſchwere, oder verſperre, die negative Vollkommenheit deſſelben war.

48.

Sezet hierzu noch die Einkleidung und den Stil — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abſtracten Wahrheiten in Allegorien und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geſchehen erzählet werden. Dergleichen ſind die Schöpfung, unter dem Bilde des werdenden Tages, die Quelle des moraliſchen Böſen, in der Erzählung vom verbotenen Baume; der Urſprung der mancherlei Sprachen, in der Geſchichte vom Thurmbaue zu Babel, ꝛc.

49.

2) den Stil — bald plan und einfältig, bald poetiſch, durchaus voll Tautologien, aber ſolchen, die den Scharfſiñ üben, indem ſie bald etwas anderes zu ſagen ſcheinen, und doch das Nämliche ſagen; bald das Nämliche zu ſagen ſcheinen, und im Grunde etwas anderes bedeuten oder bedeuten können: —

50.

Und ihr habt alle gute Eigenſchaften eines Elementarbuchs ſowohl für Kinder, als für ein kindiſches Volk.

51.

Aber jedes Elementarbuch iſt nur für ein gewiſſes Alter. Das ihm entwachſene Kind länger,

als die Meinung geweſen, dabei zu verweilen, iſt ſchädlich. Deñ um dieſes auf eine nur einigermaßen nüzliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt; mehr hineintragen, als es faſſen kañ. Man muß der Anſpielungen und Fingerzeige zu viel ſuchen und machen, die Allegorien zu genau ausſchütteln, die Beiſpiele zu umſtändlich deuten, die Worte zu ſtark preſſen. Das gibt dem Kinde einen kleinlichen, ſchiefen, ſpizfindigen Verſtand; das macht es geheimnißreich, abergläubiſch, voll Verachtung gegen alles faßliche und leichte.

52.

Die nämliche Weiſe, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den ſie dem Geiſte ihres Volks dadurch ertheilten!

53.

Ein beſſerer Pädagog muß kommen, und dem Kinde das erſchöpfte Elementarbuch aus den Händen reiſſen. — Chriſtus kam. 1)

1) Hier bricht Leſſing in den Beiträgen ꝛc. ab, und ſezt dañ hinzu:

„Und ſo gelangt der Verfaſſer zu dem zweiten großen Schritte in der Erziehung des Menſchengeſchlechts. Auf die kindiſchen Bewegungsgründe zum Gehorſam folgen die ungleich mehr anſpornenden Ausſichten des Jünglings. Künftige Ehre, künftiges Wohlleben, tritt an die Stelle der gegenwärtigen Näſcherei, des gegenwärtigen Spielzeugs. Doch alle dieſe ferneren Speculationen gehören nicht zu unſerer Sache, und ich breche ab. Auch gibt man einen Vorſchmak nicht mit der ganzen Schüſſel.“

Man hat es rathſam gefunden, die kleine Schrift,

54.

Der Theil des Menſchengeſchlechts, den Gott in einen Erziehungsplan hatte faſſen wollen. — Er hatte aber nur denjenigen in einen faſſen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politiſche Ver-

von der in den Beiträgen nur ein Fragment geliefert ward, in dieſer Samlung lieber ganz abdruken zu laſſen. Leſſing gab ſie unter dem Titel: Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. (Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. AUGUSTINUS.) Berlin 1780, mit folgender Vorrede heraus:

„Ich habe die erſte Hälfte dieſes Aufſazes in meinen „Beiträgen bekañt gemacht. Jezt bin ich im Stande, „das übrige nachfolgen zu laſſen.

„Der Verfaſſer hat ſich darin auf einen Hügel ge„ſtellt, von welchem er etwas mehr, als den vorge„ſchriebenen Weg ſeines heutigen Tages zu überſehen „glaubt.

„Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur „das Nachtlager bald zu erreichen wünſcht, von ſeinem „Pfade. Er verlangt nicht, daß die Ausſicht, die ihn „entzüket, auch jedes andere Auge entzüken müße.

„Und ſo, dächte ich, köñte man ihn ja wohl ſtehen „und ſtaunen laſſen, wo er ſtehet und ſtaunt!

„Weñ er aus der unermeßlichen Ferne, die ein ſanf„tes Abendroth ſeinem Blike weder ganz verhüllt noch „ganz entdekt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um „den ich oft verlegen geweſen!

„Ich meine dieſen. — Warum wollen wir in allen „poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den „Gang erbliken, nach welchem ſich der menſchliche Ver„ſtand jedes Orts einzig und allein entwikeln können, „und noch ferner entwikeln ſoll; als über eine derſelben „entweder lächeln oder zürnen? Dieſen unſern Hohn, „dieſen unſern Unwillen, verdiente in der beſten Welt „nichts: und nur die Religionen ſollten ihn verdienen? „Gott hätte ſeine Hand bei allem im Spiele: nur bei „unſern Irrtümern nicht?“

hältniſſe in ſich bereits verbunden war — war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

55.

Das iſt: dieſer Theil des Menſchengeſchlechts war in der Ausübung ſeiner Vernunft ſo weit gekommen, daß er zu ſeinen moraliſchen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben ſo frei, eben ſo geehrt, eben ſo glüklich zu werden, als es ſein älteres Geſchwiſter ſieht.

56.

Schon längſt waren die Beſſern von jenem Theile des Menſchengeſchlechtes gewohnt, ſich durch einen Schatten ſolcher edlern Bewegungsgründe regiren zu laſſen. Um nach dieſem Leben auch nur in dem Andenken ſeiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

57.

Es war Zeit, daß ein anderes wahres, nach dieſem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf ſeine Handlungen gewönne.

58.

Und ſo ward Chriſtus der erſte zuverläßige, practiſche Lehrer der Unſterblichkeit der Seele.

59.

Der erſte zuverläßige Lehrer. — Zuverläßig durch die Weiſſagungen, die in ihm erfüllt ſchienen;

zuverläßig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverläßig durch ſeine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er ſeine Lehre verſigelt hatte. Ob wir noch jezt dieſe Wiederbelebung, dieſe Wunder beweiſen können: das laſſe ich dahin geſtellt ſein. So wie ich es dahin geſtellt ſein laſſe, wer die Perſon dieſes Chriſtus geweſen. Alles das kañ damals zur Annehmung ſeiner Lehre wichtig geweſen ſein: jezt iſt es zur Erkennung der Wahrheit dieſer Lehre ſo wichtig nicht mehr.

60.

Der erſte practiſche Lehrer. — Deñ ein anderes iſt die Unſterblichkeit der Seele, als eine philoſophiſche Speculation, vermuthen, wünſchen, glauben: ein anderes, ſeine innern und äuſſern Handlungen darnach einrichten.

61.

Und dieſes wenigſtens lehrte Chriſtus zuerſt. Deñ ob es gleich bei manchen Völkern auch ſchon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böſe Handlungen noch in jenem Leben beſtraft würden: ſo waren es doch nur ſolche, die der bürgerlichen Geſellſchaft Nachtheil brachten, und daher auch ſchon in der bürgerlichen Geſellſchaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinſicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

62.

Seine Jünger haben dieſe Lehre getreulich fortgepflanzt. Und weñ ſie auch kein anderes Verdienſt hätten, als daß ſie einer Wahrheit, die Chriſtus nur allein für die Juden beſtiṁt zu haben ſchien,

einen allgemeinern Umlauf unter mehreren Völkern verſchaft haben: ſo wären ſie ſchon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts zu rechnen.

63.

Daß ſie aber dieſe eine große Lehre noch mit andern Lehren verſezten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nuzen weniger erheblich war: wie koñte das anders ſein? Laßt uns ſie darum nicht ſchelten, ſondern vielmehr mit Ernſt unterſuchen: ob nicht ſelbſt dieſe beigemiſchten Lehren ein neuer Richtungsſtoß für die menſchliche Vernunft geworden.

64.

Wenigſtens iſt es ſchon aus der Erfahrung klar, daß die neuteſtamentlichen Schriften, in welchen ſich dieſe Lehren nach einiger Zeit aufbewahrt fanden, das zweite beſſere Elementarbuch für das Menſchengeſchlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

65.

Sie haben ſeit ſiebzehnhundert Jahren den menſchlichen Verſtand mehr als alle andern Bücher beſchäftiget; mehr als andere Bücher erleuchtet, ſollte es auch nur durch das Licht ſein, welches der menſchliche Verſtand ſelbſt hineintrug.

66.

Unmöglich hätte irgend ein anderes Buch unter ſo verſchiedenen Völkern ſo allgemein bekañt werden können: und unſtreitig hat das, daß ſo ganz ungleiche Denkungsarten ſich mit dieſem nämlichen Buche beſchäftigen, dem menſchlichen Verſtande mehr fortgeholfen, als weñ jedes Volk für ſich beſonders ſein eigenes Elementarbuch gehabt hätte.

67.

Auch war es höchſt nöthig, daß jedes Volk dieſes Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra ſeiner Erkeñtniß halten mußte. Deñ dafür muß auch der Knabe ſein Elementarbuch für's erſte anſehen; damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

68.

Und was noch jezt höchſt wichtig iſt: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem lezten Blatte dieſes Elementarbuches ſtampfeſt und glüheſt, hüte dich, es deine ſchwächere Mitſchüler merken zu laſſen, was du witterſt, oder ſchon zu ſehen beginneſt.

69.

Bis ſie dir nach ſind, dieſe ſchwächeren Mitſchüler; — kehre lieber noch einmal ſelbſt in dieſes Elementarbuch zurük, und unterſuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lükenbüßer der Didaktik hältſt, auch wohl nicht etwas mehreres iſt.

70.

Du haſt in der Kindheit des Menſchengeſchlechts an der Lehre von der Einheit Gottes geſehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret; oder verſtattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehret werden: um ſie geſchwinder zu verbreiten, und ſie feſter zu gründen.

71.

Du erfährſt, in dem Knabenalter des Menſchengeſchlechts, an der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele das Nämliche. Sie wird in dem zweiten beſſern Elementarbuche als Offenbarung geprediget, nicht als Reſultat menſchlicher Schlüſſe gelehret.

72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des alten Teſtaments entbehren können; ſo wie wir allmählig, zur Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, auch des neuen Teſtaments entbehren zu können anfangen: köñten in dieſem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgeſpiegelt werden: die wir als Offenbarungen ſo lange anſtaunen ſollen, bis die Vernunft ſie aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

73.

Z. E. die Lehre von der Dreieinigkeit. — Wie, weñ dieſe Lehre den menſchlichen Verſtand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen ſollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verſtande, in welchem endliche Dinge eins ſind, unmöglich eins ſein könne; daß auch ſeine Einheit eine tranſcendentale Einheit ſein müße, welche eine Art von Mehrheit nicht ausſchließt? — Muß Gott wenigſtens nicht die vollſtändigſte Vorſtellung von ſich ſelbſt haben? das iſt, Vorſtellung in der ſich alles befindet, was in ihm ſelbſt iſt. Würde ſich aber alles in ihr finden, was in ihm ſelbſt iſt, weñ auch von ſeiner nothwendigen Wirklichkeit, ſo wie von ſeinen übrigen Eigenſchaften, ſich blos eine Vorſtellung, ſich

blos eine Möglichkeit fände? Dieſe Möglichkeit erſchöpft das Weſen ſeiner übrigen Eigenſchaften: aber auch ſeiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kañ entweder Gott gar keine vollſtändige Vorſtellung von ſich ſelbſt haben; oder dieſe vollſtändige Vorſtellung iſt eben ſo nothwendig wirklich, als er es ſelbſt iſt ꝛc. — Freilich iſt das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorſtellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtſtrahlen auf ſeine Fläche fallen. Aber weñ deñ nun dieſes Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich ſelbſt habe: würde es ſodañ auch noch eine leere Vorſtellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopelung meines Selbſt ſein? — Weñ ich eine ähnliche Verdopelung in Gott zu erkennen glaube: ſo irre ich mich vielleicht nicht ſowohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und ſo viel bleibt doch immer unwiderſprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, ſich ſchwerlich faßlicher und ſchiklicher hätten ausdrüken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

74.

Und die Lehre von der Erbſünde. — Wie, weñ uns endlich alles überführte, daß der Menſch auf der erſten und niedrigſten Stufe ſeiner Menſchheit, ſchlechterdings ſo Herr ſeiner Handlungen nicht ſei, daß er moraliſchen Geſezen folgen könne?

75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, weñ uns endlich alles nöthigte, anzunehmen: daß Gott, ungeachtet jener urſprüngli-

chen Unvermögenheit des Menſchen, ihm dennoch moraliſche Geſeze lieber geben, und ihm alle Übertretungen, in Rükſicht auf ſeinen Sohn, das iſt in Rükſicht auf den ſelbſtändigen Umfang aller ſeiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzeln verſchwindet, lieber verzeihen wollen; als daß er ſie ihm nicht geben, und ihn von aller moraliſchen Glükſeligkeit ausſchließen wollen, die ſich ohne moraliſche Geſeze nicht denken läßt?

76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernüfteleien über die Geheimniſſe der Religion unterſagt ſind. — Das Wort Geheimniß bedeutete, in den erſten Zeiten des Chriſtentums, ganz etwas anderes, als wir jezt darunter verſteben; und die Ausbildung geoffenbarter Warheiten in Vernunftswahrheiten iſt ſchlechterdings nothwendig, weñ dem menſchlichen Geſchlechte damit geholfen ſein ſoll. Als ſie geoffenbaret wurden, waren ſie freilich noch keine Vernunftswahrheiten; aber ſie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichſam das Facit, welches der Rechenmeiſter ſeinen Schülern voraus ſagt, damit ſie ſich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten ſich die Schüler an dem voraus geſagten Facit begnügen: ſo würden ſie nie rechnen lernen, und die Abſicht, in welcher der gute Meiſter ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, ſchlecht erfüllen.

77.

Und warum ſollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren hiſtoriſcher Wahrheit, weñ man will, es ſo mißlich ausſieht, gleichwohl auf nähere und beſſere Begriffe vom göttlichen Weſen,

von unſerer Natur, von unſern Verhältniſſen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menſchliche Vernunft von ſelbſt nimmermehr gekommen wäre?

78.

Es iſt nicht wahr, daß Speculationen über dieſe Dinge jemals Unheil geſtiftet und der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig geworden. — Nicht den Speculationen: dem Unſinne, der Tirannei, dieſen Speculationen zu ſteuern; Menſchen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, iſt dieſer Vorwurf zu machen.

79.

Vielmehr ſind dergleichen Speculationen — mögen ſie im Einzeln doch ausfallen, wie ſie wollen — unſtreitig die ſchiklichſten Übungen des menſchlichen Verſtandes überhaupt, ſo lange das menſchliche Herz überhaupt höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glükſeligen Folgen zu lieben.

80.

Deñ bei dieſer Eigennüzigkeit des menſchlichen Herzens, auch den Verſtand nur allein an dem üben wollen, was unſere körperlichen Bedürfniſſe betrift, würde ihn mehr ſtumpfen, als wezen heiſſen. Er will ſchlechterdings an geiſtigen Gegenſtänden geübt ſein, weñ er zu ſeiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen ſoll, die uns, die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben, fähig macht.

81.

Oder ſoll das menſchliche Geſchlecht auf dieſe höchſten Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

82.

Nie? — Laß mich dieſe Läſterung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geſchlechte nicht weniger, als bei dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

83.

Die ſchmeichelnden Ausſichten, die man dem Jünglinge eröfnet: die Ehre, der Wohlſtand, die man ihm vorſpiegelt: was ſind ſie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dan̄, wen̄ dieſe Ausſichten der Ehre und des Wohlſtandes wegfallen, ſeine Pflicht zu thun vermögend ſei.

84.

Darauf zweke die menſchliche Erziehung ab: und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunſt mit dem Einzeln gelingt, ſollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Läſterung! Läſterung!

85.

Nein; ſie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand einer immer beſſern Zukunft ſich fühlet, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf geſezt ſind, die ſeinen flatterhaften Blik ehedem blos heften und ſtärken ſollten, die innern beſſern Belohnungen deſſelben zu erkennen.

86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns ſelbſt in den Ele-

mentarbüchern des neuen Bundes verſprochen wird.

87.

Vielleicht, daß ſelbſt gewiſſe Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieſes neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten; und nur darin irrten, daß ſie den Ausbruch deſſelben ſo nahe verkündigten.

88.

Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine ſo leere Grille; und gewiß hatten ſie keine ſchlimme Abſichten, weñ ſie lehrten, daß der neue Bund ebenſowohl antiquiret werden müße, als es der alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Ökonomie des nämlichen Gottes; immer — ſie meine Sprache ſprechen zu laſſen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menſchengeſchlechts.

89.

Nur daß ſie ihn übereilten; nur daß ſie ihre Zeitgenoſſen, die noch kaum der Kindheit entwachſen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

90.

Und eben das machte ſie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft ſehr richtige Blike in die Zukunft: aber er kañ dieſe Zukunft nur nicht erwarten. Er wünſcht dieſe Zukunft beſchleuniget; und wünſcht, daß ſie durch ihn beſchleuniget werde. Wozu ſich die Natur Jahrtauſende Zeit nimt, ſoll in dem Augenblike ſeines Daſeins reifen. Deñ was hat er davon, weñ das, was er für das Beſſere

erkeñt, nicht noch bei ſeinen Lebzeiten das Beſſere wird? Köm̃t er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß dieſe Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorſehung! Nur laß mich dieſer Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, weñ ſelbſt deine Schritte mir ſcheinen ſollten, zurükzugehen! — Es iſt nicht wahr, daß die kürzeſte Linie immer die gerade iſt.

92.

Du haſt auf deinem ewigen Wege ſo viel mitzunehmen! ſo viel Seitenſchritte zu thun! — Und wie? weñ es nun gar ſo gut als ausgemacht wäre, daß das große langſame Rad, welches das Geſchlecht ſeiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere ſchnellere Räder in Bewegung geſezt würde, deren jedes ſein Einzelnes eben dahin liefert?

93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geſchlecht zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Menſch (der früher, der ſpäter) erſt durchlaufen haben. — In einem und ebendemſelben Leben durchlaufen haben? Kañ er in ebendemſelben Leben ein ſiñlicher Jude und ein geiſtiger Chriſt geweſen ſein? Kañ er in ebendemſelbem Leben beide überholet haben?

94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum köñte jeder einzelne Menſch auch nicht mehr als einmal auf dieſer Welt vorhanden geweſen ſein?

95.

Iſt dieſe Hypotheſe darum ſo lächerlich, weil ſie die älteſte iſt? weil der menſchliche Verſtand, ehe ihn die Sophiſterei der Schule zerſtreuet und geſchwächt hatte, ſogleich darauf verfiel?

96.

Warum kōnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkom̃nung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menſchen bringen können.

97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Ausſichten in ewige Belohnungen ſo mächtig helfen?

98.

Warum ſollte ich nicht ſo oft wiederkommen, als ich neue Keñtniſſe, neue Fertigkeiten zu erlangen geſchikt bin? Bringe ich auf einmal ſo viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet?

99.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergeſſe, daß ich ſchon da geweſen? Wohl mir, daß ich das vergeſſe. Die Erinnerung meiner vorigen Zuſtände würde mir nur einen ſchlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jezt vergeſſen muß, habe ich deñ das auf ewig vergeſſen?

100.

Oder, weil ſo zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich

deñ zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?

5.

Über die Widerſprüche in der Auferſtehungsgeſchichte, welche das fünfte Fragment uns ſo nahe legt, dächte ich nun ſo.

Die Zeugen der Auferſtehung Chriſti ſind nicht die nämlichen Perſonen, die uns die Nachricht von der Ausſage dieſer Zeugen überliefert haben. Deñ weñ ſchon in einem und dem andern beide Charaktere zuſammen kommen, ſo iſt doch unwiderſprechlich, daß kein einziger Evangeliſt bei allen und jeden Erſcheinungen Chriſti gegenwärtig geweſen.

Folglich ſind zweierlei Widerſprüche hier möglich. Widerſprüche unter den Zeugen, und Widerſprüche unter den Geſchichtſchreibern der Ausſage dieſer Zeugen.

Sind Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen köñten nur ſein, weñ ein Evangeliſt über den einzeln Fall, bei welchem er ſelbſt Augenzeuge geweſen, ſich ſelbſt widerſpräche: oder wenigſtens, weñ mehrere Evangeliſten über den nämlichen einzeln Fall, bei welchem jeder gegenwärtig geweſen, ſich unter einander widerſprächen. Dergleichen Widerſpüche ſind mir unbekañt.

Sind Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden geweſen? — Anſcheinende: warum nicht? Deñ die Erfahrung gibt es, und es kañ ſchlechterdings nicht anders ſein, als daß von mehrern Zeugen nicht jeder die nämliche Sache, an dem nämlichen Orte, zu der nämlichen Zeit, anders ſehen, anders hören, folglich anders erzäh-

len ſollte. Deñ eines jeden Aufmerkſamkeit iſt anders geſtimt. Ich halte es ſogar für unmöglich, daß der nämliche Zeuge von dem nämlichen Vorfalle, den er mit aller vorſezlichen Aufmerkſamkeit beobachtete, zu verſchiedenen Zeiten die nämliche Ausſage machen könne. Deñ die Erinnerung des Menſchen von der nämlichen Sache iſt zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Er müßte deñ ſeine Ausſage auswendig gelernt haben: aber alsdañ ſagt er nicht, wie er ſich der Sache jezt erinnerlich iſt, ſondern wie er ſich derſelben zu der Zeit, als er ſeine Ausſage auswendig lernte, erinnerlich war.

Sind wahre Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden geweſen? ſolche, die bei keiner billigen Vergleichung, bei keiner nähern Erklärung verſchwinden? — Woher ſollen wir das wiſſen? Wir wiſſen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigſtens iſt das Protokoll über dieſes Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja ſagt, hat in dieſem Betracht eben ſo viel Grund für ſich, als wer Nein ſagt.

Nur daß, wer Nein ſagt, eine ſehr geſezliche Vermuthung für ſich anführen kañ, die jener nicht kañ; dieſe nämlich: Der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Ausſage dieſer Zeugen abhing, iſt gewonnen. Das Chriſtentum hat über die heidniſche und jüdiſche Religion geſiegt. Es iſt da.

Und wir ſollten geſchehen laſſen, daß man uns dieſen gewonnenen Proceß nach den unvollſtändigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu ſchließen, glaubwürdigen und einſtimmigen Zeugniſſen, nochmals nach zweitauſend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr.

Vielmehr: ſo viel Widerſprüche in den Erzäh-

lungen der Evangeliſten, als man will! — Es ſind nicht die Widerſprüche der Zeugen, ſondern der Geſchichtſchreiber; nicht der Ausſagen, ſondern der Nachrichten von dieſen Ausſagen.

Aber der heilige Geiſt iſt bei dieſen Nachrichten wirkſam geweſen. — Ganz recht; nämlich dadurch, daß er jeden zu ſchreiben getrieben, wie ihm die Sache nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen bekañt geweſen.

Weñ ſie nun dem einen ſo, dem andern anders bekañt war, bekañt ſein mußte? — Sollte der heilige Geiſt in dem Augenblike, da ſie die Feder ergriffen, lieber ihre verſchiedenen Vorſtellungen einförmig, und eben dadurch dieſe Einförmigkeit verdächtig machen, oder ſollte er zugeben, daß die Verſchiedenheit beibehalten wurde, auf die jezt gar nichts mehr ankömt.

Sagt man, Verſchiedenheiten ſind keine Widerſprüche? — Was ſie nicht ſind, das werden ſie in dem zweiten und dritten Munde. Was Verſchiedenheit bei den Augenzeugen war, wird Widerſpruch bei denen, welche die Sache nur vom Hörenſagen haben.

Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangeliſten ſchrieben, ſolche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferſtehung ſich nicht ereignet hätten. Aber was für Recht haben wir, dieſes Wunder anzunehmen? Und was dringt uns, es anzunehmen?

Wer ſich irgend einen ſolchen Drang muthwillig ſchaft, der hab' es. Aber er wiſſe auch, was ihm ſodañ obliegt: alle die Widerſprüche zu heben, die ſich in den verſchiedenen Erzählungen der Evangeliſten finden; und ſie auf eine leichtere, natürlichere

Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Harmonien geſchehen iſt.

Daß er dabei ſich ja nicht auf dieſes und jenes Werk zu ſehr verlaſſe, deſſen vielverſprechender Titel ihm etwa nur bekañt iſt. Ditton hat freilich die Wahrheit der chriſtlichen Religion aus der Auferſtehung demonſtrativiſch erwieſen. Aber er hat die Widerſprüche der Evangeliſten ganz übergangen; entweder weil er glaubte, daß dieſe Widerſprüche ſchon längſt auf die unwiderſprechlichſte Weiſe gehoben wären, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß ſeine Demonſtration, ohngeachtet aller dieſer Widerſprüche, in ihrer ganzen Stärke beſtehen könne, — wie auch mich dünkt.

Eben ſo iſt Th. Sherlok in ſeiner gerichtlichen Prüfung der Zeugen der Auferſtehung verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber auf die Widerſprüche in den Erzählungen der Evangeliſten läßt er ſich nicht ein.

Der einzige Gilbert Weſt hat dieſe Widerſprüche zum Theil mit in ſeinen Plan ziehen zu müßen geglaubt. Wen indeß ſeine ewige Vervielfältigung der nämlichen Perſonen und Erſcheinungen beruhigen kañ, der muß ſo ſchwer eben nicht zu beruhigen ſein.

Folglich findet der Mañ, der die Untrüglichkeit der Evangeliſten in jedem Worte behauptet, auch hier noch unbearbeitetes Feld genug. Er verſuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widerſprüche unſers Fragments. Aber er beantworte ſie alle. Deñ dieſem und jenem nur etwas wahrſcheinliches entgegenſezen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.

Vorrede

zu des

Ungenañten Fragment

von dem

Zweke Jeſu und ſeiner Jůnger.

1778.

Gegenwärtiges Fragment ſollte, meinen erſten Gedanken nach, durch mich entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu ſeiner Zeit, in eben dem abgelegenen ſo wenig beſuchten Winkel bibliothekariſchen Auskehrichts erſcheinen, in welchem ſeine Vorgänger erſchienen ſind. Ich laſſe mir es ungern früher aus den Händen winden: aber wer kañ für Gewalt?

Gleich Anfangs muß ich ſagen, daß dieſes Fragment zu dem Fragmente über die Auferſtehungsgeſchichte gehöret, welches bereits ſo viele Federn beſchäftiget hat, und wahrſcheinlich noch lange immer neune gegen eine beſchäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente verſuchen möchte.

Die Urſache dieſer Erſcheinung, daß eben das Fragment über die Auferſtehungsgeſchichte ſo viel

Athleten weket, iſt klar. Die Sache, worüber geſtritten wird, iſt ſo wichtig, und der Streit ſcheinet ſo leicht zu ſein! Jeder Homilet, der ſich getrauet eine Oſterpredigt zu halten, getrauet ſich auch mit meinem Ungenañten hier anzubinden; Krüpel will überall vorantanzen: und er läßt mehreres druken, was nur eben verdiente geſagt zu werden, — und auch das kaum verdiente.

Doch es ſei fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen beſagtes Fragment bisher geſchrieben haben, in dieſem ärmlichen Lichte erbliken ſollte. In einigen derſelben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht iſt, weñ ihr Gegner nicht zu Boden liegt. Die Streiche, die ſie führen, ſind nicht übel; aber ſie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet: der Gegner ſteht nicht da, wo er ihnen in ſeiner Wolke zu ſtehen ſcheinet, und die Streiche fallen vorbei, oder ſtreifen ihn höchſtens.

Gewiſſermaßen kañ ich ſelbſt nicht in Abrede ſein, daß ich, der Herausgeber, daran mit Schuld habe. Man koñte es dem Bruchſtüke nicht anſehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten ſollen. Ich gab desfalls keinen Wink: und es iſt ganz begreiflich, weñ ſonach die Schnauze einer Renne für einen Kragſtein, das Geſimſe einer Feuermauer für ein Stük des Architrabs genommen, und als ſolches behandelt worden.

Freilich köñte ich zu meiner Entſchuldigung anführen, gleichwohl vor der Klipe gewarnet zu haben, an der man geſcheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freilich köñte ich meinen ſehr verzeiblichen Wahn vorſchüzen, daß ich geglaubt, des Celſus Incivile est, nisi tota lege perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicare vel respondere, habe Juſtinian eben-

ſowohl für den Gottesgelehrten, als für den Rechtsgelehrten aufbewahren laſſen.

Doch da es indeß auch ſeinen Nuzen hat, daß unſere Gottesgelehrten ſo vorſichtig und bedächtig nicht ſind, als unſere Rechtsgelehrten, und manche derſelben nicht ohne Grund für nöthig erachten, lieber bald und nicht gut, als ſpät und beſſer zu antworten; indem es vielen ihrer Leſer doch einerlei iſt, wie ſie antworten, weñ ſie nur antworten: ſo will ich darüber weiter nichts ſagen, und nur ſobald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gut zu machen ſuchen.

Aus dem nämlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenañten mitzutheilen im Stande bin, wird man, wo nicht günſtiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferſtehungsgeſchichte urtheilen lernen. Man wird wenigſtens aufhören, ſeinen Verfaſſer als einen Wahnſinnigen zu verſchreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöſchen will; indem man nun wohl ſieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferſtehungsgeſchichte macht, das nicht ſind, noch ſein ſollen, womit er die ganze Religion umzuſtoßen vermeinet. Er ſchließt ganz ſo lächerlich nicht, als man ihn bisher ſchließen laſſen: „Die Geſchichte der Auferſtehung iſt verdächtig, folglich iſt die ganze Religion falſch, die man auf die Auferſtehung gegründet zu ſein vorgibt;“ ſondern er ſchließt vielmehr ſo: „Die ganze Religion iſt falſch, die man auf die Auferſtehung gründen will; folglich kañ es auch mit der Auferſtehung ſeine Richtigkeit nicht haben, und die Geſchichte derſelben wird Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren ſie auch wirklich trägt.“

Aber ſchäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Ärgerniß durch ein weit größeres heben zu wol-

len vorgebe? Warum laſſe ich es bei jenem nicht bewendet, weñ ich nicht ſelbſt Freude an dem Ärgerniſſe habe? — Darum nicht; weil ich überzeugt bin, daß dies Ärgerniß überhaupt nichts als ein Popanz iſt, mit dem gewiſſe Leute gern allen und jeden Geiſt der Prüfung verſcheuchen möchten. Darum nicht; weil es ſchlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb ſchneiden zu wollen. Darum nicht; weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, weñ es gelöſcht werden ſoll.

Man erlaube mir, daß ich beſonders auf dem Leztern einen Augenblik beſtehe. Ich habe bereits an einem andern Orte geſagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet exiſtiret, und bereits in mehrern Abſchriften, an mehrern Orten exiſtiret, wovon ich nur den kleinern Theil in Fragmenten des erſten Entwurfs in Händen habe. Ich ſeze jezt hinzu, daß dieſes Buch geſchrieben aus einer Hand in die andere geht; aus einer Provinz in die andere vertragen wird; und ſo im Verborgenen gewiß mehr Proſelyten macht, als es im Angeſichte einer widerſprechenden Welt machen würde. Deñ man lieſet nichts begieriger, als was man nur nächſt wenigen leſen zu können glaubt. Ein Manuſcript iſt ein Wort in's Ohr; ein gedruktes Buch iſt eine Jedermansſage: und es iſt in der Natur, daß das Wort in's Ohr mehr Aufmerkſamkeit macht, als die Jedermansſage.

Bei dieſem Gleichniſſe zu bleiben: was habe ich nun unrechtes gethan, was thu ich noch unrechtes, daß ich das Wort in's Ohr, welches die Wohlfahrt eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrift, zu Ohren komme, und er Gelegenheit habe, ſich darüber zu ver-

antworten? Ja, weñ dieſes Wort in's Ohr in meinem Ohre erſtürbe! weñ ich ſelbſt der Urheber dieſes Wortes wäre! — Aber iſt dieſes hier der Fall? Und doch ſollte ich mich ſchämen?

Die mögen ſich vielmehr ſchämen, welche die Verheiſſung ihres göttlichen Lehrers haben, daß ſeine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältiget werden ſoll, und einfältig genug glauben, daß dieſes nicht anders geſchehen könne, als weñ ſie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken ſie einen ſolchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß ſie gar in keinen Streit ſich einlaſſen? Dadurch, daß ſie das Ding ſo zu karten ſuchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal einen Anfall wagen dürfe? — Von dieſem negocirten Siege aus ihrer politiſchen Studirſtube kenne ich keine Verheiſſung.

Aber warum ſage ich deñ: „Die mögen ſich „ſchämen:“ Die muß der heiſſen. Der mag ſich ſchämen, der noch der einzige ſeiner Art iſt! Deñ noch iſt der Herr Hauptpaſtor Goeze der einzige Theolog, der zugleich ſo ſtolz und ſo klein von der chriſtlichen Religion denkt. Noch iſt er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Fluth lieber nach und nach durch den Dam̃ zu leiten ſuche, als den Dam̃ auf einmal will überſteigen laſſen. Noch iſt er der einzige, der mich darum auf eine Art verläſtert, die wenigſtens dem Racha gleich köm̃t. Nur freilich, daß der große Rath nicht dieſes ſein Racha, ſondern mich auf dieſes ſein Racha beſtrafen ſoll. Sehr chriſtlich!

Darauf wage ich es deñ nun aber auch hin. Genug, daß für mich ſelbſt der Nuzen immer unendlich größer ausfallen muß, als der Schade ſein kañ, dem mich meine Dreiſtigkeit in Zuverſicht auf die gerechte Sache ausſezt. Deñ da, wie mir der

Herr Hauptpaſtor bereits ſelbſt atteſtiret haben, ich ſchlechterdings kein Hebräiſch verſtehe: ſo kañ es nicht fehlen, daß ich, auf Veranlaſſung dieſes neuen Fragments, bei welchem es lediglich auf eine tiefe Keñtniß der hebräiſchen Sprache und Altertümer anköm̃t, nicht über manche Dinge belehrt werden ſollte, über die ich fremde Belehrung nothwendig brauche. Der Herr Hauptpaſtor ſelbſt, nach ihrer bekañten großen orientaliſchen Gelehrſamkeit, werden hoffentlich ein Vieles dazu beitragen; wofür ich ihm gern alle das Übel vergeben will, das ſein heiliger Eifer mir etwa ſonſt möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kañ über die Züchtigung ſeines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küſſe ich ſeine Ruthe, oder ſeine Scorpionen, ſchon im voraus!

---

dem Hauptmann Kneiſe ſelbſt ertheilet haben, ich ſchreibe dieſes dem Schreiben zufolge; ſo, wie es nicht fehlen, daß ich nur Veranlaſſung reiche neuen Fragmente, der, welchem es lediglich nur eine kurze Kenntniß der arabiſchen Sprache und Litteratur aufſtellt, nicht aber manche Dinge belehrt werden ſollte, wozu der ich fremde Belehrung nothwendig brauchte. Der Herr Hauptmann ſelbſt, nach ihrer bekannten großen orientaliſchen Gelehrſamkeit, werden hoffentlich ein Stücke dazu beitragen, wofür ich ihm, wenn er das Übel vergeben will, daß ſich derſelbe ſelbſt wohl etwas ſchuld machte angezogen habe. Ein ſchwacher Schüler ſoll zwar die Züchtigung ſeines treuen Lehrers merken, aber nicht ſcheuen. — Und hiermit küſſe ich ſeine Ruthe, oder ſeine Ohrfeigen, ſchon im voraus!

Durch die Fragmente

des

wolfenbüttelſchen Ungenan̄ten

veranlaßte Schriften.

Über den

Beweis des Geiſtes und der Kraft.

Δια τας τεραϛιȣς δυναμεις, ἅς κατασκευαϛεον γεγονεναι και εκ πολλων μεν αλλων, και εκ τȣ ιχνη μεν αυτων ετι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βȣλημα τȣ λογȣ βιȣσι.

Ωριγενης κ. Κ.

An den Herrn Director Schumañ zu Hanover.

---

1 7 7 7.

über den

Beweis des Geiſtes und der Kraft.

An den Herrn Director Schumañ zu Hanover.

Mein Herr!

Wem koñte es angelegener ſein, Ihre neue Schrift [1]) ſofort zu leſen, als mir? — Ich hungere nach Überzeugung ſo ſehr, daß ich, wie Eryſichthon, alles verſchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ſieht. — Weñ Sie mit dieſem Bogen es eben ſo machen: ſo ſind wir einer des andern Mañ. Ich bin mit der Hochachtuug, welche Unterſucher der Wahrheit gegen einander zu tragen ſich nie entbrechen,

Ihr ꝛc.

Ein andres ſind erfüllte Weiſſagungen, die ich ſelbſt erlebe: ein andres erfüllte Weiſſagungen, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andre wollen erlebt haben.

Ein andres ſind Wunder, die ich mit meinen Augen ſehe, und ſelbſt zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres ſind Wunder, von denen ich nur hi-

1) Über die Evidenz der Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion. Hanover, 1777.

ſtoriſch weiß, daß ſie andre wollen geſehen und geprüft haben.

Das iſt doch wohl unſtreitig? Dagegen iſt doch nichts einzuwenden?

Weñ ich zu Chriſti Zeiten gelebt hätte: ſo würden mich die in ſeiner Perſon erfüllten Weiſſagungen allerdings auf ihn ſehr aufmerkſam gemacht haben. Hätte nun gar ich geſehen ihn Wunder thun; hätte ich keine Urſache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder geweſen: ſo würde ich zu einem von ſo langeher ausgezeichneten, wunderthätigen Manne allerdings ſo viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verſtand dem ſeinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben ſo ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen geweſen wären.

Oder weñ ich noch jezt erlebte, daß Chriſtum oder die chriſtliche Religion betreffende Weiſſagungen, von deren Priorität ich längſt gewiß geweſen, auf die unſtreitigſte Art in Erfüllung gingen; weñ noch iezt von gläubigen Chriſten Wunder gethan würden, die ich für ächte Wunder erkennen müßte: was köñte mich abhalten, mich dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft, wie ihn der Apoſtel nennet, zu fügen?

In dem leztern Falle war noch Origenes, der ſehr recht hatte zu ſagen, daß die chriſtliche Religion an dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft einen eigenen, göttlichern Beweis habe, als alle griechiſche Dialektik gewähren könne. Deñ noch war zu ſeiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge „zu thun, von denen nicht gewichen,“ die nach Chriſti Vorſchrift lebten; und weñ er ungezweifelte Beiſpiele hiervon hatte, ſo mußte er nothwendig, weñ er nicht ſeine eigenen Sinne verläugnen

wollte, jenen Beweis des Geiſtes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem achtzehnten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr gibt; weñ ich anſtehe, noch jezt auf den Beweis des Geiſtes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andere meiner Zeit angemeſſenere Beweiſe glauben kañ: woran liegt es?

Daran liegt es: daß dieſer Beweis des Geiſtes und der Kraft jezt weder Geiſt noch Kraft mehr hat; ſondern zu menſchlichen Zeugniſſen von Geiſt und Kraft herabgeſunken iſt.

Daran liegt es: daß Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen nicht erfüllte Weiſſagungen; daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder ſind. Dieſe, die vor meinen Augen erfüllten Weiſſagungen, die vor meinen Augen geſchehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen und Wundern, ſollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimt.

Den Origenes anführen, und ihn ſagen laſſen, „daß der Beweis der Kraft wegen der erſtaunli„chen Wunder ſo heiſſe, die zur Beſtätigung der „Lehre Chriſti geſchehen:“ iſt nicht allzu wohl gethan, weñ man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, ſeinen Leſern verſchweigt. Deñ die Leſer werden den Origenes auch aufſchlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Chriſtentums geſchehenen Wunder, εκ πολλων μεν αλλων, und alſo aus der Erzählung der Evangeliſten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiſet, die noch damals geſchahen.

Weñ nun dieſer Beweis des Beweiſes jezt gänzlich weggefallen; weñ nun alle hiſtoriſche Gewiß-

heit viel zu ſchwach iſt, dieſen weggefallenen augenſcheinlichen Beweis des Beweiſes zu erſezen: wie iſt mir deñ zuzumuthen, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor ſechzehn bis achtzehn hundert Jahren auf die kräftigſte Veranlaſſung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlaſſung eben ſo kräftig glauben ſoll?

Oder iſt, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geſchichtſchreibern leſe, für mich eben ſo gewiß, als was ich ſelbſt erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Menſch behauptet hätte: ſondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weiſſagungen und Wundern haben, eben ſo zuverläßig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſein können. — Und freilich, fügt man hinzu, köñten hiſtoriſche Wahrheiten nicht demonſtriret werden: aber dem ohngeachtet müße man ſie eben ſo feſt glauben, als demonſtrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich: Erſtlich; wer läugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weiſſagungen eben ſo zuverläßig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſein können? — Aber nun: weñ ſie nur eben ſo zuverläßig ſind, warum macht man ſie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverläßiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf ſie bauet, als man auf hiſtoriſch erwieſene Wahrheiten zu bauen befugt iſt.

Weñ keine hiſtoriſche Wahrheit demonſtriret werden kañ: ſo kañ auch nichts durch hiſtoriſche Wahrheiten demonſtriret werden.

Das iſt: Zufällige Geſchichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich läugne alſo gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllet worden; ich läugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan: ſondern ich läugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind, (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſein, als ſie immer wollen,) mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Dieſe anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Deñ zweitens: was heißt einen hiſtoriſchen Saz für wahr halten? eine hiſtoriſche Wahrheit glauben? Heißt es im Geringſten etwas anderes, als: dieſen Saz, dieſe Wahrheit gelten laſſen? nichts dawider einzuwenden haben? ſich gefallen laſſen, daß ein andrer einen andern hiſtoriſchen Saz darauf bauet, eine andere hiſtoriſche Wahrheit daraus folgert? ſich ſelbſt vorbehalten, andere hiſtoriſche Dinge darnach zu ſchäzen? Heißt es im Geringſten etwas anderes? etwas mehr? Man prüfe mich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit faſt ganz Aſien beſiegte. Aber wer wollte, auf dieſen Glauben hin, irgend etwas von großem und dauerhaftem Belange, deſſen Verluſt nicht zu erſezen wäre, wagen? Wer wollte, dieſem Glauben zufolge, aller Keñtniß auf ewig abſchwören, die mit dieſem Glauben ſtritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jezt gegen den Alexander und ſeine Siege nichts einzuwenden: aber es wäre doch möglich, daß ſie ſich ebenſowohl auf ein bloßes Gedicht des Chörilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja ſich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Weñ ich folglich hiſtoriſch nichts dawider einzuwenden habe, daß Chriſtus einen Todten erwekt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Weſens ſei? In welcher Verbindung ſteht mein Unvermögen, gegen die Zeugniſſe von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen ſich meine Vernunft ſträubet?

Weñ ich hiſtoriſch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieſer Chriſtus ſelbſt von dem Tode auferſtanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieſer auferſtandene Chriſtus der Sohn Gottes geweſen ſei?

Daß der Chriſtus, gegen deſſen Auferſtehung ich nichts hiſtoriſches von Wichtigkeit einwenden kañ, ſich deßwegen für den Sohn Gottes ausgegeben; daß ihn ſeine Jünger deßwegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Deñ dieſe Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derſelben Klaſſe folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener hiſtoriſchen Wahrheit in eine ganz andre Klaſſe von Wahrheiten herüber ſpringen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphyſiſchen und moraliſchen Begriffe darnach umbilden ſoll; mir zumuthen, weil ich der Auferſtehung Chriſti kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen ſezen kañ, alle meine Grundideen von dem Weſen der Gottheit darnach abzuändern: weñ das nicht eine μεταβασις εις αλλο γενος iſt, ſo weiß ich nicht, was Ariſtoteles ſonſt unter dieſer Benennung verſtanden.

Man ſagt freilich: aber eben der Chriſtus, von dem du hiſtoriſch mußt gelten laſſen, daß er Todte erwekt, daß er ſelbſt vom Tode erſtanden, hat es ſelbſt geſagt, daß Gott einen Sohn gleiches Weſens habe, und daß er dieſer Sohn ſei.

Das wäre ganz gut! Weñ nur nicht, daß dieſes Chriſtus geſagt, gleichfalls nicht mehr als hiſtoriſch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und ſagen: O doch! das iſt mehr als hiſtoriſch gewiß; deñ inſpirirte Geſchichtſchreiber verſichern es, die nicht irren können:

So iſt auch das, leider, nur hiſtoriſch gewiß; daß die Geſchichtſchreiber inſpirirt waren, und nicht irren koñten.

Das, das iſt der garſtige breite Graben, über den ich nicht kommen kañ, ſo oft und ernſtlich ich auch den Sprung verſucht habe. Kañ mir jemand hinüber helfen, der thu es; ich bitte ihn, ich beſchwöre ihn. Er verdient einen Gotteslohn an mir.

Und ſo wiederhole ich, was ich oben geſagt, mit den nämlichen Worten. Ich läugne gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan: ſondern ich läugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind, (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſein, als ſie immer wollen:) mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich deñ dazu? — Nichts, als dieſe Lehren ſelbſt, die vor achtzehn hundert Jahren allerdings ſo neu, dem ganzen Umfange damals erkañter Wahrheiten ſo fremd, ſo uneinverleiblich waren, daß nichts geringeres als Wunder und erfüllte Weiſſagungen erfordert wurden, um erſt die Menge aufmerkſam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerkſam machen, heißt, dem geſunden Menſchenverſtande auf die Spur helfen.

Auf die kam er; auf der iſt er: und was er auf dieſer Spur rechts und links aufgejaget, das, das ſind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weiſſagungen.

Dieſe Früchte ſähe ich vor mir reifen und gereift, und ich ſollte mich damit nicht ſättigen dürfen, weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgeſtreuet, ſich ſiebenmal bei jedem Wurfe in Schnekenblute waſchen müßen — nicht etwa läugnete, etwa bezweifelte — ſondern blos an ihren Ort geſtellt ſein ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falſch oder wahr iſt: die Früchte ſind treflich.

Geſezt, es gebe eine große nüzliche mathematiſche Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugſchluß gekommen wäre: (weñ es dergleichen nicht gibt, ſo köñte es doch dergleichen geben,) läugnete ich darum dieſe Wahrheit? entſagte ich darum, mich dieſer Wahrheit zu bedienen? wäre ich darum ein undankbarer Läſterer des Erfinders, weil ich aus ſeinem anderweitigen Scharfſinne nicht beweiſen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielte, daß der Trugſchluß, durch den er auf die Wahrheit geſtoßen, kein Trugſchluß ſein könne? —

Ich ſchließe, und wünſche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis treñt, das Teſtament Johannis wieder vereinigen! Es iſt freilich apokryphiſch, dieſes Teſtament: aber darum nicht weniger göttlich.

Das

Teſtament Johannis.

Qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.

HIERONYMUS.

Ein Geſpräch.

1777.

Das
Teſtament Johannis.

Ein Geſpräch.

Er und Ich.

Er. Sie waren ſehr fix mit dieſem Bogen: [1]) aber man ſieht es dieſem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen ſonſt deutlicher zu ſchreiben.

Ich. Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er. Aber ich ſehe, Sie laſſen ſich auch fortreiſſen. Sie fangen auch an, zu glauben, nur immer auf Umſtände anſpielen, die unter hundert Leſern nicht e i n e m bekañt ſind; die Ihnen ſelbſt vielleicht nur erſt ſeit geſtern oder ehegeſtern bekañt geworden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Laſſe gelehrt.

Ich. Zum Exempel?

Er. Ihr Räthſel, womit Sie ſchließen — Ihr Teſtament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich. Muß deñ auch alles ein Buch ſein?

1) über den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

Er. Es iſt kein Buch, dieſes Teſtament Johannis? — Nun, was iſt es deñ?

Ich. Der lezte Wille Johannis; — die lezten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des ſterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Teſtament heiſſen? Nicht?

Er. Können freilich. — Aber ſo bin ich ſchon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten ſie deñ? — Ich bin in dem Abdias, oder wo ſie ſonſt ſtehen mögen, nicht eben ſehr beleſen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftſteller ſtehen ſie nun doch. — Hieronymus hat ſie uns aufbehalten, in ſeinem Commentar über den pauliniſchen Brief an die Galater. — Da ſchlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß ſie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umſtänden, die mir jezt erinnerlich ſind, oder wahrſcheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der ſich von ſeiner Gemeinde, die er in Epheſus einmal geſammelt hatte, nie wieder trennen wollte; dem dieſe eine Gemeinde ein genugſam großer Schauplaz ſeiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war: Johannes war nun alt, und ſo alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie ſterben.

Ich. Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr ſterben ſahe.

Er. Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbſt da, als Johannes ſchon geſtorben war, hielt noch der Aberglaube

dafür, daß Johannes nicht ſterben könne: daß er ſchlafe, nicht todt ſei.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er. Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort ſprechen hören.

Ich. So zaudernd eilig, als ein Freund ſich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen ſeiner Freundin zu eilen, — treñte ſich allmählig ſichtbar Johannis reine Seele von dem eben ſo reinen, aber verfallenen Körper. — Bald koñten ihn ſeine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch verſäumte Johrnnes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne ſeine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als dieſe Anrede.

Er. Die öfters nicht ſehr ſtudirt mag geweſen ſein.

Ich. Lieben Sie das Studirte?

Er. Nach dem es iſt.

Ich. Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Deñ ſie kam immer ganz aus dem Herzen. Deñ ſie war immer einfältig und kurz; und wurde von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er ſie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche?

Ich. Kinderchen, liebt euch!

Er. Wenig und gut.

Ich. Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten, und auch des Beſten, weñ es alltäglich zu ſein begiñt, ſo bald ſatt! — In der erſten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr ſagen koñte, als: Kinderchen, liebt euch! gefiel dieſes Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in

der vierten Collecte: denn es hieß, der alte ſchwache Mann kann nicht mehr ſagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr ſagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem: Kinderchen, liebt euch! beſchloß; als man ſahe, daß der alte Mann nicht blos nur ſo wenig ſagen konnte; als man ſahe, daß er vorſezlich nicht mehr ſagen wollte: ward das Kinderchen, liebt euch! ſo matt, ſo kahl, ſo nichts bedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören, und erdreiſteten ſich endlich den guten alten Mann zu fragen: Aber, Meiſter, warum ſagſt du denn immer das Nämliche?

Er. Und Johannes? —

Ich. Und Johannes antwortete: Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geſchieht, genug, hinlänglich genug iſt. —

Er. Alſo das: das iſt Ihr Teſtament Johannis?

Ich. Ja!

Er. Gut, daß Sie es apokryphiſch genannt haben!

Ich. In Gegenſaz des kanoniſchen Evangelii Johannis. — Aber göttlich iſt mir es denn doch.

Er. Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieſes Wort ſo zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Joanne sententiam.

Er. Ah Hieronymus!

Ich. Auguſtinus erzählt, daß ein gewiſſer Platoniker geſagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: Im Anfang war das Wort u. ſ. w. verdiene in allen Kirchen, an dem ſichtbarſten, in

die Augen fallendſten Orte, mit goldnen Buchſtaben angeſchrieben zu werden.

Er. Allerdings, der Platoniker hatte ſehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato ſelbſt hätte nichts erhabeners ſchreiben können, als dieſer Anfang des Evangelii Johannis iſt.

Ich. Mag wohl ſein. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philoſophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unſern Kirchen, an dem ſichtbarſten, in die Augen fallendſten Orte, mit goldnen Buchſtaben angeſchrieben zu werden verdiente — das Teſtament Johannis.

Er. Hm!

Ich. Kinderchen, liebt euch!

Er. Ja! ja!

Ich. Dieſes Teſtament Johannis war es, worauf ehedem ein gewiſſes Salz der Erde ſchwur. Jezt ſchwört dieſes Salz der Erde auf das Evangelium Johannis; und man ſagt, es ſei nach dieſer Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthſel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewiſſe Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß ſie die chriſtliche Liebe beibehalten: mag doch aus der chriſtlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu dieſen gewiſſen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müßen Sie von ſich ſelbſt erfragen.

Ich. Ich darf doch alſo ein Wort für dieſe gewiſſe Leute ſprechen?

Er. Weñ Sie ſich fühlen.

Ich. Aber ich verſtehe Sie auch wohl nicht. — So iſt die chriſtliche Liebe nicht die chriſtliche Religion?

Er. Ja und Nein.

Ich. Wie Nein?

Er. Deñ ein anders ſind die Glaubenslehren der chriſtlichen Religion, und ein anders das Practiſche, welches ſie auf dieſe Glaubenslehren will gegründet wiſſen.

Ich. Und wie Ja?

Er. In ſofern nur das wahre chriſtliche Liebe iſt, die auf chriſtliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere ſein? — Die chriſtliche Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die chriſtliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, weñ ich auch einräumte, daß das Leztere bei weitem das Schwerere ſei.

Ich. Was ſoll es mir deñ helfen?

Er. Deñ es iſt um ſo lächerlicher, daß ſich jene gewiſſe Leute den Weg zur Hölle ſo ſauer machen.

Ich. Wie ſo?

Er. Wozu das Joch der chriſtlichen Liebe auf ſich nehmen, weñ es ihnen durch die Glaubenslehren weder ſanft noch verdienſtlich wird?

Ich. Ja freilich: dieſe Gefahr müßten wir ſie nun ſchon laufen laſſen. Ich frage alſo nur: iſt es von andern gewiſſen Leuten klug gehandelt, dieſer Gefahr wegen, welche jene gewiſſe Leute mit ihrer unchriſtlichen chriſtlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Chriſten abzuſprechen?

Er. Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich. Aber weñ wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter faſſen köñten? Und das nach dem Ausſpruche jenes guten Mannes: *Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns.* — Sie kennen ihn doch, den guten Mañ?

Er. Recht wohl. Es iſt eben der, der an einem andern Orte ſagt: *Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich.*

Ich. Ja ſo! Allerdings; das bringt mich zum Stillſchweigen. — O, Sie allein ſind ein wahrer Chriſt! — Und beleſen in der Schrift, wie der Teufel.

H I E R O N Y M U S

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: *Filioli diligite alterutrum.* Tandem discipuli et fratres, qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: *Magister, quare semper hoc loqueris?* Qui respondit dignam Joanne sententiam: *Quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.*

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.

Dictys Cret.

1778.

Eine Duplik.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mañ, der ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden gefühlt hat, die Auferſtehungsgeſchichte gegen das Fragment meines Ungenañten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maße unſerer Einſichten und Kräfte; und es iſt immer rührend, weñ auch der ſchwache abgelebte Neſtor ſich dem ausfordernden Hektor ſtellen will, falls kein jüngerer und ſtärkerer Grieche mit ihm anzubinden ſich getrauet.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei dieſem Kampfe Wärtel zu ſein, und meine Stange dazwiſchen zu werfen, weñ von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämiſcher und unedler Streich geführet würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperſon; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu ſein.

Aber ich darf nicht vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Abſicht verkañt, und meine vorgeſchlagnen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kañ dieſem Übel noch vorbauen: und wer wird mir dieſes Wort nicht erlauben, oder verzeihen?

Leſſing.

Erſt wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält; damit wir um ſo redlicher Licht und Wetter theilen können. Deñ nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen

fechten. Ein Sonnenſtrahl, der des einen Auge mehr trift, als des andern; ein ſtrenger Luftzug, dem dieſer mehr ausgeſezt iſt, als jener, ſind Vortheile, deren ſich kein ehrlicher Fechter wiſſentlich bedient. — Beſonders bewahre uns Gott alle vor der tödlichen Zugluft heimlicher Verläumdung!

Mein Ungenañter behauptet: die Auferſtehung Chriſti iſt auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangeliſten davon ſich widerſprechen.

Ich erwidere: die Auferſtehung Chriſti kañ ihre gute Richtigkeit haben, ob ſich ſchon die Nachrichten der Evangeliſten widerſprechen.

Nun kömt ein Dritter und ſagt: die Auferſtehung Chriſti iſt ſchlechterdings zu glauben, deñ die Nachrichten der Evangeliſten davon widerſprechen ſich nicht.

Man gebe auf dieſes auch darum, auf dieſes obſchon, auf dieſes deñ wohl Acht. Man wird finden, daß auf dieſen Partikeln gerade nur nicht alles beruhet.

1.

Der Ungenañte, ſo viel ich nun von ſeinen Papieren näher weiß, hat nichts geringeres als einen Hauptſturm auf die chriſtliche Religion unternommen. Es iſt keine einzige Seite, kein einziger noch ſo verſtekter Winkel, dem er ſeine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er dieſe Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand neu geſchnizt; die meiſten davon ſind ſchon bei mehrern Stürmen geweſen; einige derſelben ſind ſogar ein wenig ſehr ſchadhaft, deñ in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerſchmet-

ternde Felſenſtüke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kömt, nicht wer die Leiter machte, ſondern wer die Leiter beſteigt; und einen behenden kühnen Mañ trägt auch wohl eine morſche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferſtehungsgeſchichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit derſelben eingewendet hat, oder einwenden hätte können; weñ anders über eine ſo abgedroſchene Materie jezt noch etwas einzuwenden ſein möchte, deſſen ſich nicht ſchon ſeit ſiebzehnhundert Jahren einer oder der andere ſollte bedacht haben. Was nun ſchon, vor kurz oder lang, einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl ſein geantwortet worden. Aber der Ungenañte dachte ohne Zweifel: ein anderes iſt, auf etwas antworten; ein anderes, etwas beantworten. Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen koñte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekañtes, Argumente und Argumentchen. Und das mit ſeinem guten Rechte. Deñ der zwanzigmal geſchlagene Soldat kañ endlich doch einmal ſiegen helfen.

Weñ man aber nun ſchon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kañ man ſein, weñ man von der Wahrheit auch noch ſo weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; weñ man, ſage ich, nun ſchon mit höhniſchem Achſelzuken, mit halb mitleidiger halb ärgerlicher Mine, über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei ſpricht, und das Schikſal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten ſollen, die auf Treu' und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer, längſt beantwortet ſind:

ſo muß ich freundſchaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig ſanfter zu halten, dieweil es noch Zeit iſt. Deñ man möchte ſonſt ſich ganz lächerlich gemacht haben, weñ man endlich erfährt, wer der ehrliche unbeſcholtene Mañ iſt, über den man ſo chriſtlichmilde geſpöttelt; wer der unſtreitige Gelehrte iſt, den man ſo gern zum unwiſſenden, muthwilligen Laffen erniedriget hätte.

Das iſt nichts als Gerechtigkeit, die ich ſeiner Perſon widerfahren laſſe. Die Gerechtigkeit ſeiner Sache ſteht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mañ, der Unwahrheit, unter entgegengeſezter Überzeugung, in guter Abſicht, eben ſo ſcharfſinnig als beſcheiden durchzuſezen ſucht, iſt unendlich mehr werth, als ein Mañ, der die beſte, edelſte Wahrheit aus Vorurtheil, mit Verſchreiung ſeiner Gegner, auf alltägliche Weiſe vertheidiget.

Will es deñ eine Klaſſe von Leuten nie lernen, daß es ſchlechterdings nicht wahr iſt, daß jemals ein Menſch wiſſentlich und vorſezlich ſich ſelbſt verblendet habe? Es iſt nicht wahr, ſag' ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich iſt. Was wollen ſie deñ alſo mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verſtokung, gefliſſentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszuſtaffiren, die man Lügen zu ſein weiß? Was wollen ſie damit? Was anders, als — — Nein; weil ich auch ihnen dieſe Wahrheit muß zu gute kommen laſſen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß ſie vorſezlich und wiſſentlich kein falſches, verleumderiſches Urtheil fällen können: ſo ſchweige ich, und enthalte mich alles Widerſcheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Beſiz irgend ein Menſch iſt, oder zu ſein vermeinet, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hin=

ter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Deñ nicht durch den Beſiz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſtehet. Der Beſiz macht ruhig, träge, ſtolz.

Weñ Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſaze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke, und ſagte: Vater gib! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!

2.

Noch einmal: es iſt ledig meine Schuld, weñ der Ungenañte bis jezt ſo beträchtlich nicht ſcheinet, als er iſt. Man laſſe ihn dieſe fremde Schuld nicht entgelten.

Was kañ er dafür, daß ich nur Fragmente ſeiner Arbeit fand; und aus Fragmenten gerade nur eben dieſe bekañt machte? Er ſelbſt würde, um ſich in ſeinem beſten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgeſucht haben; weñ er ſich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Deñ wie kañ man auch von einer weitläuftigen zuſammengeſezten Maſchine, deren kleinſte Theile auf eine einzige groſe Wirkung berechnet ſind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl; ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruh, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in dieſem Betracht — aber auch nur in dieſem — ich ſelbſt mit meinen Proben beſſer zu Hauſe geblieben wäre. Und wa=

rum blieb ich nicht auch? Weil ich das Nämliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben ſelbſt verführte?

Das Leztere, weñ ich die Wahrheit bekennen ſoll; das Leztere. Ich gab ein Rad, eine Feder, nicht als Probe der Uhr; ſondern als Probe Ihresgleichen. Das iſt: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzeln Materien, in welche die *gelieferten* Fragmente ſchlagen, noch nichts beſſeres und gründlichers geſchrieben worden, als eben dieſe Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. auſſer dem Fragmente von der Auferſtehungsgeſchichte, noch nie und nirgends die häufigen Widerſprüche der Evangeliſten, die ich für wahre Widerſprüche erkañte, ſo umſtändlich und gefliſſentlich in's Licht geſezt worden.

Das glaubte ich; das glaube ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenañten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum eben da hinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vorderſaz zu; und läugnete die Folge.

Ich gab den Vorderſaz zu; weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Verſuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie ſchlecht es mit allen evangeliſchen Harmonien beſtellt ſei. Deñ, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche ſie zum Grunde legen, ſchlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verſchiedene Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Übereinſtimmung zu ſezen. Wo Geſchichtſchreiber nur in der Hauptſache übereinkommen, bietet die Methode unſerer evangeliſchen Harmoniſten allen übrigen Schwierigkeiten Troz. Man ſoll ſie ſo toll nicht erdenken können: ich will ſie gar bald in Ordnung haben, und mein

jedesmaliges Verfahren mit ihnen, mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmoniſten belegen. —

Aber ich läugnete meinem Ungenañten die Folge. — Und wer hat ſich je in der Profangeſchichte die nämliche Folgerung erlaubt? Weñ Livius und Polybius und Dionyſius und Tacitus eben dieſelbe Ereignung, etwa ebendaſſelbe Treffen, ebendieſelbe Belagerung, jeder mit ſo verſchiedenen Umſtänden erzählen, daß die Umſtände des einen die Umſtände des andern völlig Lügen ſtrafen: hat man darum jemals die Ereignung ſelbſt, in welcher ſie übereinſtimmen geläugnet? Hat man ſich nie getrauet, ſie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgeſonnen, jene widerſpenſtige Verſchiedenheit von Umſtänden wenigſtens, gleich ſtößigen Böken, in einen engen Stall zu ſperren, in welchem ſie das Widereinanderlaufen wohl unterlaſſen müßen?

Das wahre Bild unſrer harmoniſchen Paraphraſen der Evangeliſten! deñ leider bleiben die Böke darum doch immer ſtößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander, und reiben ſich, und drängen ſich. — Ei mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böke eben ſo viele in dem engen Stalle ſind, als der geduldigen einverſtandnen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der ſchönen Eintracht! Ohne eine ſolche immer gährende, brauſende, aufſtoßende Harmonie, ſollten Livius und Polybius, Dionyſius und Tacitus nicht glaubwürdige Geſchichtſchreiber ſein können? —

Poſſen! denkt der freie offene Leſer, der ſich nicht muthwillig durch kleine Sophiſtereien um den Nuzen und das Vergnügen der Geſchichte bringen

will, Poſſen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren ſie nicht alle Menſchen? Hier hatte nun dieſer oder jener nicht ſo gute Nachrichten, als der dritte! Hier ſchrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmañ hatte. Nach Gutdünken! Nach ſeinem beſten Ermeſſen! So ein Umſtand war ihm juſt noch nöthig, um einen Übergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dañ, da ſteht er! — Kañ ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?

So denkt, ſag' ich, der freie, offene Kopf, der die Schranken der Menſchheit und das Gewerbe des Geſchichtſchreibers ein wenig näher keñt. — Kreuzige und ſegne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht welche Untrüglichkeit bis in der kleinſten Faſer eines guten Geſchichtſchreibers zu ſuchen! Haſt du nie geleſen, was ein Geſchichtſchreiber [1] ſelbſt, und zwar einer von den allerpünktlichſten, ſagt? Neminem ſcriptorum, quantum ad hiſtoriam pertinet, non aliqu esse mentitum. Vollſtändige Begebenheiten freilich nicht; ganze Thatſachen freilich nicht: aber ſo von den kleinen Beſtimmungen welche, die der Strom der Rede, auch wohl ganz unwillkürlich, aus ihm herausſpület. Welcher Geſchichtſchreiber wäre jemals über die erſte Seite ſeines Werkes gekommen, weñ er die Belege aller dieſer kleinen Beſtimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müßen? Nordberg ſtraft in ſolchen kleinen Beſtimmungen Voltairen hundertmal Lügen; und doch iſt es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geſchichtſchreiber macht. So ſtraf den Zügel in der Hand, kañ

1) Vopiſcus.

man wohl eine Chronik zuſammenklauben; aber wahrlich keine Geſchichte ſchreiben.

Wen̄ nun Livius und Dionyſius und Polybius und Tacitus ſo frank und edel von uns behandelt werden, daß wir ſie nicht um jede Silbe auf die Folter ſpannen: warum den̄ nicht auch Matthäus und Markus und Lukas und Johannes?

Ich habe mich ſchon erklärt, daß ihr beſonderer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des heiligen Geiſtes geſchrieben zu haben, hier nichts verſchlägt. Aber wer darauf beſtehet, verräth, warum es ihm zu thun iſt. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferſtehung, die unter unauflöslichen Widerſprüchen der Evangeliſten leiden möchte: ſondern um ſeine einmal eingeſogenen Begriffe von der Theopneuſtie. Nicht um das Evangelium: ſondern um ſeine Dogmatik.

Und doch, ſelbſt die crudeſten Begriffe von der Theopneuſtie angenommen, getraue ich mir zu beweiſen, daß, wen̄ die Evangeliſten einmal einander widerſprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferſtehung vorgefallenen Kleinigkeit hatten, (ſie kon̄ten ſie aber ſo leicht haben, ſie kon̄ten ſie faſt ſo unmöglich nicht haben, weil ſie ſo ſpät hernach ſchrieben, weil ſie von dem Wenigſten oder von gar nichts Augenzeugen geweſen waren —) daß, ſag' ich, der heilige Geiſt ihnen dieſe widerſprechende Nachrichten nothwendig laſſen mußte.

Der Orthodoxiſt — (nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterſchied zwiſchen Orthodox und Orthodoxiſt nicht zuerſt:) der Orthodoxiſt ſagt ja ſelbſt, daß es der Weisheit des heiligen Geiſtes nicht unanſtändig geweſen, anſcheinende Widerſprüche in die Erzählungen der Evangeliſten mit einfließen

zu laſſen, damit ſo weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu ſichtliche Übereinſtimmung erweken würde, auf ſie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum deñ nur anſcheinende Widerſprüche? — So hätte wahrlich der heilige Geiſt auch nur ein anſcheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangeliſten abzulenken! Deñ was ſind anſcheinende Widerſprüche? Sind es nicht Widerſprüche, die ſich endlich in die vollkommenſte Übereinſtimmung auflöſen laſſen? — Nun da iſt ſie ja wieder, die vollkommene Übereinſtimmung, die der heilige Geiſt vermeiden wollte, weil ſie ſo ſehr nach Verabredung ſchmekt. Der ganze Unterſchied wäre ja nur, daß die Evangeliſten in dieſem Falle ihre Verabredung meiſterlich hätten zu verſteken gewußt. Sie verwirrten und verwikelten und verſtümmelten ihre Erzählung, damit ſie nicht nach vorläufiger Einverſtändniß geſchrieben zu haben ſcheinen möchten. Sie verwirrten und verwikelten und verſtümmelten ſie aber ſo, daß ihnen auch kein Widerſpruch zur Laſt fallen koñte. Unſere nächſten Nachkommen, dachten ſie, die dem Dinge noch auf die Spur kommen köñten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle gefloſſen, laſſen ſich durch das Labyrinth unſerer Erzählung von dieſer Nachſuchung abhalten. Und weñ dergleichen Nachſuchung nicht mehr möglich iſt, ſo wird man ſchon den Faden zu unſerm Labyrinthe finden, und dieſe verſtekte Eintracht wird ein neuer Beweis unſerer Wahrhaftigkeit werden.

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangeliſten ſo nicht gedacht haben! Aber daß dieſe Spizfindigkeit doch einem einfallen kañ; daß man ſich ſo etwas doch als mög-

ſich denken muß: was veranlaßt offenbarer dazu, als unſere kunſtreichen Harmonien?

Sollte man ſich nicht erſt erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geſchichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von mehrern, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet, (weñ ſie in ein ähnliches Detail kleiner Umſtände gehen wollen, als womit wir die Auferſtehungsgeſchichte ausgeſchmükt finden;) ohne die offenbarſten unauflöslichſten Widerſprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Troz, mir ein einziges ſolches Exempel zu zeigen. nur merke man die Bedingungen wohl: von mehrern, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines ſolchen Exempels eben ſo gewiß überzeugt, als von meinem eigenen Daſein.

Weñ ſich nun in der ganzen unendlichen Weltgeſchichte ein ſolches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kañ: warum verlangt man deñ, daß uns gerade die Evangeliſten dieſes Exempel ſollen geliefert haben?

Weil ſie der heilige Geiſt trieb? Darum? — Weil freilich arme Menſchen dem Irrtume unterworfen ſind; aber nicht der heilige Geiſt? Darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Deñ der heilige Geiſt, um ſich als den zu zeigen, der er iſt, hat ſchlechterdings nichts thun können, was eben ſo wohl die Wirkung der feinſten Büberei ſein köñte. Auch nur köñte. Nicht das, was die ägyptiſchen Zauberer dem Moſes nachthun koñten, (wahr oder nur zum Schein nachthun koñten;) ſondern was Moſes allein thun koñte, bekräftigte ſeine Sendung.

Noch hat ſich, ſo viel ich weiß, kein Orthodox einfallen laſſen, daß der Antrieb des heiligen Geiſtes die Evangeliſten allwiſſend gemacht habe. Das iſt: was die Evangeliſten vor dieſem Antriebe nicht wußten, das wußten ſie auch unter und nach dieſem Antriebe nicht. Erfuhren ſie alſo durch den Antrieb des heiligen Geiſtes nichts mehr, ſo erfuhren ſie auch nichts beſſer. Den̄ man kan̄ nichts beſſer erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unſere falſchen Urtheile nur daher entſtehen, weil wir nicht Erken̄tnißgründe genug haben, und aus Abgang der wahren, uns mit angenommenen behelfen.

Mitwirkung des heiligen Geiſtes genug, wen̄ er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigſten und unerheblichſten Mißbegriffe erkan̄te; nur über deſſen Schrift beſonders wachte, der dieſe wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geſchehenen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit ſeinen Lehrſäzen gebracht hatte. Der geſunde Verſtand, der ſich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald ſo viel haben, daß er ſich lieber mit gar nichts begnügen will. In dieſem Verſtande kan̄ man ſagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat, als der ſogenan̄te Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Überzeugung von der Auferſtehung Chriſti gegründet, welche Überzeugung ſich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir jezt leben, dieſe Augenzeugen nicht unter uns; haben nur Geſchichtſchreiber von den Ausſagen dieſer Augenzeugen, in welchen Geſchichtſchreiber ſich nur das allgemeine Reſultat von den Ausſagen dieſer Augenzeugen unverfälſcht erhalten kon̄te: und gleichwohl ſoll unſere jezige Überzeugung von der Auferſtehung Chriſti nicht gegründet genug ſein, wen̄ ſie ſich blos auf jenes Reſultat der Ausſagen grün-

det, und ſich nicht zugleich auf die völlige Übereinſtimmung der Geſchichtſchreiber von dieſen Auszügen gründen kañ? — Da wären wir, die wir jezt leben, ſchön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir jezt leben, auch in dieſem Punkt, beſſer daran ſind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Deñ der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas erſezt, was die Augenzeugen nicht haben koñten. Sie hatten nur den Grund vor ſich, auf den ſie, in Überzeugung ſeiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieſes große Gebäude ſelbſt, aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde ſeines Hauſes, blos um ſich von der Güte des Grundes ſeines Hauſes zu überzeugen? — Sezen mußte ſich das Haus freilich erſt, an dieſem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut iſt, weiß ich nunmehr, da das Haus ſo lange Zeit ſteht, überzeugender, als es die wiſſen koñten, die ihn legen ſahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Geſezt, der Tempel der Diana zu Epheſus ſtünde noch in ſeiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände ſich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; ſogar der Name des weiſen Mannes wäre noch bekañt, der zu einer ſo ſonderbaren Grundfeſte den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morſchen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe ſogar, daß Theodorus wohl ſo uneben nicht geurtheilet haben möchte, daß Kohlen, weñ ſie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerſtehen müßten. Sollte ich wohl, bei aller dieſer wahrſcheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen hiſtoriſchen Aus-

ſage deßwegen zweifeln, weil die verſchiedenen Urheber derſelben über die Kohlen ſelbſt etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa ſagte, es wären ölbäumene Kohlen geweſen; Pauſanias aber von ellernen, und Vitruvius von eichenen Kohlen ſpräche? O der Thoren, die dieſen Widerſpruch, ſo Widerſpruch als er iſt, für wichtig genug *hielten*, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur e i n e Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben ſowohl der Ölbaum, als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen ſtreiten, als die großen Ebenmaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde ſteht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergib es mir, lieber Baumeiſter, daß ich von dieſem weiter nichts wiſſen mag, als daß es gut und feſt ſein muß. Deñ es trägt, und trägt ſo lange. Iſt noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenſter aus ſeinem rechten Winkel gewichen: ſo iſt dieſer rechte Winkel freilich ein augenſcheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde: aber er iſt doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieſer, an dieſer will ich meine Betrachtungen waiden; in dieſer, in dieſer will ich dich preiſen, lieber Baumeiſter! Preiſen; auch weñ es möglich wäre, daß die ganze ſchöne Maſſe gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblaſen ruhete.

Daß die Menſchen ſo ungern ſich mit dem befriedigen, was ſie vor ſich haben! — Die Religion iſt da, die durch die Predigt der Auferſtehung Chriſti über die heidniſche und jüdiſche Religion geſiegt hat: und dieſe Predigt ſoll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug geweſen

ſein, als ſie ſiegte? Ich ſoll glauben, daß ſie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich jezt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweiſen kan? —

Nicht viel anders iſt es mit den Wundern, durch welche Chriſtus und ſeine Jünger die Religion gepflanzt. — Mögen doch die jezigen Nachrichten von ihnen noch ſo zweifelhaft, noch ſo verdächtig ſein: ſie wurden ja nicht für uns Chriſten gethan, die wir jezt leben. Genug, daß ſie die Kraft der Überzeugung gehabt haben, die ſie haben ſollten! Und daß ſie die gehabt haben, beweiſet das noch immer fortdaurende Wunder der Religion ſelbſt. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrſcheinlich machen, die bei ihrer erſten Gründung ſollen geſchehen ſein. Aber auf die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit dieſer Wunder die Wahrheit der Religion gründen: weñ das richtig, weñ das auch nur klug gedacht iſt! — — Es ſei herausgeſagt! Weñ ich jemals ſo richtig, ſo klug zu denken fähig bin, ſo iſt es um meinen Verſtand geſchehen. Das ſagt mir mein Verſtand jezt. Und habe ich jemals einen andern Verſtand: ſo hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Chriſtus und ſeine Jünger thaten, waren das Gerüſte, und nicht der Bau. Das Gerüſte wird abgeriſſen, ſobald der Bau vollendet iſt. Den muß der Bau wenig intereſſiren, der ſeine Vortreflichkeit nur aus dem abgeriſſenen Gerüſte beweiſen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen laſſen, daß ein eben ſo großer Meiſter zu dem Gerüſte müße gehört haben, als zu dem Baue ſelbſt. — Kañ wohl ſein! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringſten nichts auf dieſe Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieſes Vorurtheil von dem Gerü-

ſie, mich im Geringſten abhalten laſſen, den Bau ſelbſt nach den eingeſtandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wañ wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein; ſo tiefe Wunden hat die ſcholaſtiſche Dogmatik der Religion nie geſchlagen, als die hiſtoriſche Exegetik ihr jezt täglich ſchlägt.

Wie? Es ſoll nicht wahr ſein, daß eine Lüge hiſtoriſch ungezweifelt bewieſen werden könne? Daß unter den tauſend und tauſend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geſchichte Anlaß geben: daß unter dieſen tauſend und tauſend Dingen auch wohl ungeſchehene Sachen mit unterlaufen köñten? Es ſoll nicht wahr ſein, daß unendliche Facta, wahre unſtreitige Facta geweſen, für die uns dennoch die Geſchichte zu wenige, zu unwichtige Zeugniſſe hinterlaſſen, als daß wir ſie ohne Leichtſiñ glauben köñten?

Das ſoll nicht wahr ſein? — Freilich weñ es wahr iſt: wo bleiben alle hiſtoriſche Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion? — Wo ſie wollen! Wäre es deñ ein großes Unglük, weñ ſie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauſes geſtellt würden, in welchem ſie noch vor funfzig Jahren ſtanden?

3.

Bei dieſer meiner Geſinnung von der hiſtoriſchen Wahrheit, die weder aus Skepticismus entſtehet, noch auf Skepticismus leitet, war es alſo gewiß keine ernſthafte Aufmunterung, weñ ich in meinen Gegenſäzen ſchrieb: „Der Mañ, der die Untrüg„lichkeit der Evangeliſten in jedem Worte behaupten „wolle, finde auch hier (in der Auferſtehungsgeſchich-

„te) noch unbearbeitetes Feld genug.“ Ich ſezte freilich hinzu: „Er verſuche es nur, und beant„worte die gerügten zehn Widerſprüche unſers „Fragments.“ Aber in dieſem Tone ſchrekt man auch ab; und das wollte ich. Abſchreken wollte ich. Deñ ich ſagte weiter: „Nur beantworte er ſie „alle, dieſe gerügten Widerſprüche. Blos dieſem „und jenem etwas wahrſcheinliches entgegen ſezen, „und die übrigen mit triumphirender Verachtung „übergehen, heißt keinen beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abſchrekung irgend etwas unterlaſſen müße. Mein Gewiſſen gibt mir das Zeugniß, daß ich ſo eitel zu ſein nicht fähig bin. Alles, was ich mir in dieſem Punkte ſelbſt vorwerfen kañ, iſt dieſes: daß es mich aber doch ein wenig befremdet, weñ auf meine Ermunterung, etwas zu thun, gerade das Nämliche unterlaſſen; und auf meine Abſchrekung, etwas zu unterlaſſen, gerade das Nämliche gethan wird.

Doch auch dieſe Befremdung iſt wahrlich nicht Stolz; iſt wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meimem guten Nachbar Ja für Nein, und Nein für Ja zu hören. Ich kañ mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verſtanden. — So horche ich deñ noch einmal hin, — und dañ auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig alſo, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widerſprüche haſt du dir getrauet zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubſt wirklich nun nicht weniger geleiſtet zu haben, als du dir getrauet? —

So würde ich freundſchaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zuſprechen, weñ ich ihn keñte;

wen̄ ich ſeinen Namen zuverläßig wüßte, und ich mir ſeine Bekan̄tſchaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß ſeinen Namen nicht; und er weiß meinen.

Er weiß ihn; ob er ihn ſchon nicht genan̄t hat. Er hat mich namentlich ganz aus dieſem Streite gelaſſen; es iſt ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin: für einen Aufſeher von Bücherſchäzen, der (wie dieſe Leute einmal ſind!) ſich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilet, auch in allem Betracht gut iſt, oder nicht; wen̄ es nur ſelten iſt. Dafür hat er mich genommen; und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigſtens für nichts ſchlimmers genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei ſeiner Darſtellung auf eine vermeinte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kan̄, in welcher mich zu halten, er mir ſo gütig freiſtellen wollen. Und das zwar aus folgender Urſache nicht.

Wen̄ es wahr iſt, daß mein Ungenan̄ter ein eben ſo unwiſſender, als boshafter Man̄ iſt; wen̄ es wahr iſt, daß alle ſeine Einwürfe, alle ſeine gerügten Widerſprüche, unzähligmal ſchon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben ſo oft abgewieſen und beantwortet worden; wen̄ es wahr iſt, daß er ſchnurſtraks wider einander laufende Behauptungen in der Auferſtehungsgeſchichte gefunden, blos weil er ſie finden wollen, nicht weil er das Unglük gehabt, ſie wirklich dafür zu halten; wen̄ es wahr iſt, daß man blos ſeine Schmähſchrift in die eine, und die Bibel in die andre Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; wen̄ alles das wahr iſt: — (der

Spruch iſt gerecht! Ich ſpreche ihn über mich ſelbſt aus; breche über mich ſelbſt den Stab!) ſo bin ich, ich ſein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben ſo ſtrafbar, ſondern noch weit ſtrafbarer, als er ſelbſt.

Und das, das ſollte ich — (Mit dem *Sein* hat es keine Noth. Daß ich das nicht *bin*, braucht nur einer zu wiſſen. Der weiß es.) — das ſollte ich ruhig auch nur *ſcheinen* wollen? Ich müßte nicht wiſſen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man ſcheinet, als was man iſt. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben; und will mit ihr leben.

Mein Ungenañter vielleicht hatte das Zeug einmal im hizigen Fieber hingeſchrieben; aber Gott hatte ihn wieder zu geſunder und kalter Überlegung kommen laſſen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wiſſen köñte und ſollte, worauf ſich der Ungenañte blos im hizigen Fieber nicht zu beſinnen vermochte; nämlich, daß alles das nichts als abgedroſchenes und längſt den Flammen überantwortetes Stroh ſei: nun komme ich, und vollführe eine Sünde, die ich auszuheken und zu entwerfen nicht einmal den Verſtand hatte: vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüße, blos um eine Sünde zu vollführen und Ärgerniß zu geben. — Daß ich ſage: ich räumte nur ſeinen Vorderſaz ein, und läugnete die Folgerung; — das macht meine Sache nicht um ein Haar beſſer. Deñ die Leute, die ich ärgere, halten es für eben ſo wichtig, den Vorderſaz zu läugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja ſie glauben die Folgerung nur, weil und ſofern das Gegentheil des Vorderſazes ſeine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich ſehe und überzeugt bin,

daß man meinem Ungenañten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebühret: weil ich finde, daß man es ſich eben ſo leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es ſchwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand practiciret, die man ſich am beſten zu ſtechen getrauet: muß ich darum überhaupt ſein Vorfechter werden? Das will ich deñ auch wohl bleiben laſſen! Wer mit ſolchen Fuſcheleien ſpielt, und glauben kañ, er habe ſein Geld gewonnen und nicht geſtohlen; der glaub' es immerhin! Der Zuſchauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am beſten, er ſchweigt.

Schweigt? — Aber weñ er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kañ er freilich nicht ſchweigen, weñ er ſein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dañ iſt der Fall kizlich. Er gehe mit ſeinem Muthe zu Rathe; und wette wenigſtens nicht weiter. —

Nun ſo ſchränke ich mich deñ auch, in dem Überreſte dieſer Duplik, lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenañten zu dem Meinigen gemacht habe; auf die Widerſprüche in der Auferſtehungsgeſchichte der Evangeliſten.

Von dieſen habe ich behauptet, und behaupte noch: ſie nirgends ſo kräftig auf einander gehäuft, nirgends ſo deutlich aus einander geſezt zu wiſſen. Irre ich mich: ſo nenne man mir doch den Mañ oder das Buch, wo eben das eben ſo gut zu leſen iſt. Meine Verwunderung, ein ſolches Werk nicht gekañt zu haben, kañ nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, weñ man mir zugleich auch ein Werk neñt, worin das alles ſchon ſeine Abfertigung erhalten, welches ich eben ſo wenig gekañt hätte. Auch eben ſo wenig noch kenne. Deñ daß, ſeit heute und geſtern, wenigſtens die

Unterredungen meines guten Nachbars dieſes Werk nicht geworden, will ich mit ſeiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf dieſem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch ſelbſt nicht. Ob bis an's Ende; ob durch alle zehn Widerſprüche und ihre vermeinten Beantwortungen: das ſtehet dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? deñ weñ ich nur an einem einzigen Widerſpruche zeige, daß er weder durch die gegebene, noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort, ſich heben läßt: ſo habe ich, nach meiner vorläufigen Erklärung, verthan. Wo ein Widerſpruch iſt, können deren hundert ſein; genug, daß auch deren tauſend das nicht beweiſen, was mein Ungenañter daraus beweiſen will. — Alſo, ohne weitres, zur Sache! Was ich ſonſt noch zu ſagen hätte, wird ſich auch finden.

Erſter Widerſpruch.

„Lukas (XXIII, 56.) läßt die frommen Wei„ber, welche den Leichnam Chriſti ſalben wollten, „die Specereien dazu am Freitage gegen Abend, „vor Eintritt des Sabbaths oder erſten Oſtertages, „einkaufen: und Markus, (XVI, 1.) am Soñ„abende des Abends, nach unſrer Art zu reden, „als der Sabbath vorbei war.“

Daß man in dieſen verſchiedenen Behauptungen vorlängſt einen Widerſpruch gefunden, erhellet daraus, daß man vorlängſt verſucht hat, entweder den Markus nach dem Lukas, oder den Lukas nach dem Markus umzuſtimmen.

Die den Markus nach dem Lukas umſtimmen wollen, ſagen, daß in den Worten, διαγενομενȣ τȣ σαββατȣ ηγορασαν αρωματα, das ηγορασαν auch wohl jam empta habebant heiſſen könne, indem öf-

ter die unbeſtim̄te Zeit anſtatt der längſt vergangenen gebraucht werde. Sie überſezen alſo: „Als „der Sabbath vergangen war, hatten die Weiber „bereits vorher Specereien gekauft;“ und ich darf wohl ſagen, daß dieſes unter den proteſtantiſchen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher geweſen.

Mein Ungenan̄ter hatte alſo Recht, ſich *blos* an dieſe Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantiſch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo genitivi consequentiam designantes hier nicht zuließen, das ηγορασαν in der längſtvergangnen Bedeutung zu nehmen. Der ungenan̄te Gegner meines Ungenan̄ten muß auch — (Aber wie ſoll ich dieſe zwei Ungenan̄te in der Folge am ſchiklichſten und kürzeſten bezeichnen? Der Ungenan̄te bleibe der Ungenan̄te, und weil ich den ungenan̄ten Gegner meines Ungenan̄ten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden: ſo bleibe er mein Nachbar. Sollte er dieſe Benennung übel nehmen? Wie kön̄te ich in ihm einen Man̄ beſſer bezeichnen, mit dem ich gern in Ruh' und Frieden leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar alſo, muß auch weder beim Glaſſius noch beim Wolf, auf die wir von dem deutſcheu Ausgeber des engliſchen Bibelwerks verwieſen werden, ein Exempel für's Gegentheil gefunden haben: ſonſt er wohl darauf beſtanden, und nicht eine ſo gefährliche Volte geſchlagen haben würde.

Den̄ wahrlich, wen̄ das keine gefährliche Volte iſt: ſo gibt es gar keine. Weil Markus ſich nicht nach dem Lukas umſtimmen läßt: ſo will er nun mit aller Gewalt den Lukas nach dem Markus umſtimmen. Da Markus nicht gemeint haben kan̄, daß die frommen Weiber die Specereien ſchon

gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war; ſo ſoll nun Lukas gemeint haben, daß ſie ſie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. Ei freilich! dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß weñ das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müße: Ei freilich! das iſt ja auch ganz leicht zu erweiſen. Deñ einmal ſagt doch Lukas nicht mit ausdrüklichen Worten, daß die Specereien den Freitag Abend gekauft worden: ſondern er ſagt nur, daß ſie von den Weibern gekauft worden, nachdem ſie den Freitag Abend von dem Grabe zurükgekommen. Nun kañ zwar, wie jeder weiß, ὑποςρεψασαι ἡτοιμασαν αρωματα, nicht wohl anders verſtanden werden, als daß die Specereien unmittelbar nach ihrer Zurükkunft bereitet: doch da folgt bald darauf ein μεν, das im Deutſchen nicht ausgedrükt iſt, und von dem mir die guten Leute, für die ich ſchreibe, ſchon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwiſchen bedeute, (deñ μεν blos durch zwar gegeben, will nicht langen,) und der Evangeliſt alſo ſichtbar der Meinung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Specereien Freitag Abend vorgenommen worden. Getroſt alſo den Verſikel: ὑποςρεψασαι δε ἡτοιμασαν αρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την εντολην, überſezt: zurükgekommen vom Grabe, bereiteten ſie die Specereien und Salben, nachdem ſie inzwiſchen (zwiſchen dem Zurükkommen und Bereiten, zwiſchen dem participio und verbo; deñ das bedeutet das μεν hier ſichtbar) den Sabbath, nach dem Geſeze, geruhet hatten.

Iſt es möglich, lieber Nachbar, iſt es möglich, daß ſich Ihre Feder — (deñ daß Ihr Verſtand

mit fort muſste, begreife ich —) nicht ſichtbar ſträubte, als Sie dieſes niederzuſchreiben im Begrif waren? — Wenigſtens will ich hoffen, haben Sie ſich nachher um den Beweis von der ſichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Überſezer noch bemerkten μεν, umgethan; haben nachher ein paar Stellen aufgeſucht, wo μεν möglicherweiſe, obſchon mit eben ſo wenig Grunde, dieſe ſichtbare Bedeutung haben köñte. Das will ich hoffen; das muß ich hoffen: deñ Sie ſind ein ehrlicher Mañ; Sie haben ſich nicht auf einen Belag ſtillſchweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben köñten; ſondern Sie haben blos einen Belag ſtillſchweigend vorausgeſezt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen köñte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich ſchon voraus ſehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geſchichte anrichten wird, die nicht klein iſt. Deñ welche Folge von Begebenheiten iſt gegen dieſes erwieſene μεν gekettet genug? Welche Wirkung läßt ſich nicht dadurch zur Urſache, welche Urſache nicht zur Wirkung machen? Es gibt keine Hyſteraprotera mehr, weñ dieſes μεν erwieſen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweiſe. — Deñ wiſſen Sie, lieber Nachbar, weñ Sie ihn mißgünſtig zurükbehalten, wiſſen Sie, was man alsdañ ſagen wird, und muß? — Daß Sie Ihre Leſer zum Beſten gehabt; daß Sie lieber den Originaltext des neuen Teſtaments für eine wächſerne Naſe erklären, als einen Widerſpruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit iſt. — Keines von beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von mir ſagen laſſen, weñ ich ein Theolog wäre.

Aber ſind S i e den̄ einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich den̄, daß Sie einer ſind? — Wie man doch gewiſſe Dinge ſo leicht annehmen kan̄! — Erſt nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Den̄ nur ſ o ſind Sie entſchuldiget; und ich möchte Sie gar zu gern entſchuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieſer gutmeinende Laie gibt. Auch werden die Theologen gewiß gegen dieſe Blöße proteſtiren. Wie können ſie auch anders? Das Feuer iſt ja noch nicht ſo nahe, daß man ſchon zum Fenſter herabſpringen muß. Ich ſelbſt, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andre Antwort, wen̄ mir ſo viel daran gelegen wäre, dieſen erſten Widerſpruch zu heben.

Und welche? Ohne erſt lange nachzuſuchen, obſchon vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich ihn herſezen. Iſt er zu brauchen: deſto beſſer! Ich behaupte nur in Thesi, daß es den Erzählungen der Evangeliſten, ihrer Glaubwürdigkeit unbeſchadet, Widerſprüche geben könne; aber in Hypothesi, ob dieſes und jenes wirklich ein Widerſpruch ſei, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erſt genauer zu unterſuchen. Dergleichen einzelne Unterſuchungen mögen ausfallen, wie ſie wollen: ich verliere und gewinne nichts dabei. Und wen̄ ich etwas dabei ſagen kan̄, wodurch ein andrer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeinet: warum ſoll ich ihm die Freude nicht machen? Auch iſt es aufrichtiger, für ſeinen Gegner mit zu ſehen.

So den̄ alſo! — Wie wen̄ man den Evangeliſten allen beiden Recht geben kön̄te? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern, auf der grammatiſchen Folter, das Nämliche ſagen lie-

ße. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeinet hat, die frommen Weiber zu zwei verſchiedenenmalen Specereien kaufen läßt; den Freitag nur ſo viel, als ſie in der Geſchwindigkeit noch haben koñten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber ſchwerlich wohl in Jeruſalem. Sondern dadurch: daß man auf das ἑτοιμαζειν des Lukas aufmerkſam mache, und es in ſeiner weitern Bedeutung hier gelten laſſe. Weñ deñ einmal die Weiber, als ſie den Freitag gegen Abend vom Grabe zurükkamen, durchaus nicht mehr Zeit ſollen gehabt haben, die Specereien zu kaufen, mit baarer klingender Münze zu bezahlen: ſagt deñ das auch Lukas von ihnen? Er ſagt ja nur ἡτοιμασαν αρωματα; und nicht ηγορασαν. Aber, wird man ſagen, wie kañ man Specereien bereiten, die man noch nicht gekauft hat: und doch kaufen muß? Das iſt es eben: ἑτοιμος heißt nicht blos προχειρος, der gleich bei der Hand iſt, der gleich zur Hand ſchaft; ſondern auch nur προθυμος, der gleich willig und entſchloſſen iſt, etwas zur Hand zu ſchaffen. Folglich heißt auch ἡτοιμασαν nicht blos praeparabant *manibus*, ſie machten zurecht durch eine Art von Handarbeit, ſondern auch: praeparabant animo, curabant, ut praeparata haberent, ſie thaten ſich um, ſie ſorgten, daß ſie ſie in Bereitſchaft haben möchten. Sie gingen nicht in die Gewölber der Specereihändler, die freilich wohl ſchon geſchloſſen waren, und kauften; ſondern ſie nahmen ſich nur vor zu kaufen, erkundigten ſich nur, wo ſie am beſten zu kaufen wären; deñ ſie waren fremd. Und das durften ſie thun, weñ auch der Sabbath ſchon längſt angegangen war;

das war ihnen, durch das Gebot am Sabbath zu ruhen, im geringſten nicht unterſagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Deñ wäre ihnen mit dem Kaufen auch das Denken an das Kaufen am Sabbath verboten: ſo würde der Sabbath wohl blutſelten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und verſteigern ſie nicht ſelbſt am Sabbath, nicht ſelbſt in der Synagoge, nicht ſelbſt die Ehre, die Geſezrolle an irgend einem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorleſers tragen zu dürfen? Genug, weñ ſie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man überſeze, ἡτοιμαςαν αρωματα, durch: destinabant aromata, providebant aromatibus: und was iſt dañ noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμαζειν im neuen Teſtament an mehrern Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel geſammelt; nur ſehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuſchränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerſpruch.

„Johannes, bei welchem Joſeph von Arima„thia und Nikodemus den Leichnam Chriſti in „allen Stüken nach der Weiſe der Juden beſtat„ten; Johannes ſagt nicht, daß die Weiber ihn „ſalben wollen. Aber Markus und Lukas, welche „nur melden, daß Joſeph von Arimathia den „Leichnam blos in feine Leinewand gewikelt, alſo „nicht geſalbet habe; Markus und Lukas ſagen, „daß die Weiber, die dieſe tumultuariſche unvoll„ſtändige Beſtattung des Joſeph von Arimathia „mit angeſehen hatten, nach Verlauf des Sab„baths den Leichnam Chriſti auch ſalben wollen. „Beim Johannes thun Joſeph und Nikodemus

„alles: und die Weiber thun nichts, und wollen „nichts thun. Beim Markus und Lukas thut Joſeph von Arimathia nicht alles: und die Weiber „wollen nur ſpät hernach thun, was Joſeph zu „thun vergaß, oder nicht Zeit hatte. So einig „alſo Johannes mit ſich ſelbſt iſt; ſo einig Markus und Lukas mit ſich ſelbſt ſind: ſo ſehr widerſpricht Markus und Lukas dem Johannes; „und Johannes dem Markus und Lukas.“

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigſtens iſt mir es **noch** klar, nachdem ich alles ſorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar darwider vorbringt, und faſt ein wenig zu grämlich vorbringt. Deñ er neñt dieſen Widerſpruch geradezu einen **erträumten** Widerſpruch, und ſagt: „Eine „Sache thun wollen, die ein andrer ſchon gethan „hat, die ſich aber auch zweimal thun läßt, das „ſtreitet offenbar nicht mit einander.“ Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber iſt deñ die völlige Beſtattung eines Leichnams, wobei nichts vergeſſen worden, was die Gebräuche des Landes und Volks erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Beſtattung des Joſeph und Nikodemus geweſen, iſt deñ die etwas, was ſich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet ſich bei dem Markus und Lukas deñ nicht offenbar die vorgehabte Balſamirung der Weiber auf die **nicht völlige** Beſtattung durch Joſeph von Arimathia? So wie die **völlige** Beſtattung durch Joſeph von Arimathia und Nikodemus beim Johannes doch wohl der Grund iſt, warum er von einer vorgehabten Balſamirung der Weiber nichts ſagt? Völlige Beſtattung, und nicht völlige: das widerſpricht ſich doch? — Geſtehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingeſehen, worauf es hier eigentlich ankōmt! —

Weñ bei einem Evangeliſten alles beides ſtünde; weñ ein Evangeliſt ſagte, daß Joſeph und Nikodemus die Leiche auch geſalbt hätten, und ebenderſelbe ſagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls ſalben wollen; und man wollte alsdañ dieſen Evangeliſten in Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſezen: ſo käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Paſſe. Deñ alsdañ wäre es durch dieſen Evangeliſten ſelbſt feſtgeſezt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geſchehen könne, und wir müßten uns alle mit blos möglichen Gründen begnügen, warum ſie zum zweitenmale unternommen worden. Da aber kein Evangeliſt von ſo einer dopelten Salbung ſpricht; da dieſe vorgehabte dopelte Salbung nur in der Harmonie ſteht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem heiligen Geiſte eingegeben iſt: ſo iſt es blos gefabelt, guter Nachbar, weñ Sie ſagen, daß vielleicht die erſte Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug geweſen; daß vielleicht die hebräiſchen Weiber in Galiläa andre Salbungsgebräuche gehabt, als in Jeruſalem üblich waren; daß es vielleicht ein dopeltes Salbungsgeſchäft gegeben, eines vor Fäulniß und Verweſung, welches die Männer beſorgen müßen, und eines vor Wohlgeruch, womit ſich die Weiber abgaben. Alles das iſt blos gefabelt, lieber Nachbar; und ohne allen Grund in der Geſchichte gefabelt. Beſonders Ihr Einfall von dem dopelten Balſamirungsgeſchäfte, der dem Herrn A. ſo ſehr gefällt, hätte doch wohl erſt müßen anderweits aus der Geſchichte erwieſen werden; damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umſtande abgeſondert ſcheine, zu deſſen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundloſigkeit dieſes Einfalls vom dopelten Salbungsgeſchäfte iſt noch bei weitem

nicht ſeine ſchlim̃ſte Seite. Wen̄ wir ihn gelten laſſen, lieber Nachbar, ſehen Sie den̄ nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen ſtraft? Johannes ſagt, daß Joſeph und Nikodemus den Leichnam Chriſti ſo begraben, ganz ſo, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie ſagen mit Ihrem raren Einfalle: „Nein, nicht ſo, nicht „ganz ſo; den̄ ſie hatten nur die eine Hälfte der „Salbung, die Salbung wider die Fäulniß voll„zogen, und die andre Hälfte, des Wohlgeruchs „wegen, war noch übrig, und wie billig, den „frommen Weibern übrig gelaſſen worden, deren „Naſe ſo ekel iſt.“

O der treflichen Harmonie, die zwei widerſprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangeliſten ſtehen, nicht anders vereinigen kan̄, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangeliſt eine Silbe ſagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangeliſten von dem armſeligen elenden Widerſpruche eines andern Evangeliſten (armſelig und elend, wegen der Unbeträchtlichkeit des Umſtandes) auf keine andere Weiſe retten kan̄, als daß ſie dieſen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerſpruch.

„Matthäus ſagt, daß vor den Augen der „Maria Magdalena, und der andern Maria, ge„ſchehen ſei, was die übrigen Evangeliſten ſie, „bei Annäherung des Grabes, bereits geſchehen „finden laſſen.“

Mein Ungenan̄ter gründet ſich auf das ιδε εγενετο beim Matthäus; und es kön̄te wohl ſein, daß es Matthäus ſo verſtanden habe. Doch Sie ha-

ben Recht, lieber Nachbar; ἰδε iſt öfters blos eine Partikel der Aufmunterung für den Leſer, und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Perſonen geſchehen ſei. Εγενετο mag auch immerhin heiſſen: es war geſchehen. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieſer Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie ihren Gegner nicht blos ſchlagen, ſondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mañ ſein, der Abend und Morgen nicht unterſcheiden wolle?

Die Strafe dieſer Unbarmherzigkeit iſt Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Deñ Sie haben ſich dadurch in eine weitere Auflöſung verwikelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Säze, (S. 131.) die Ihnen ſo klar und richtig ſcheinen, daß die Verwirrung derſelben Vorſaz werden muß. — Vorſaz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr ſchaudern würde, als dieſen, weñ ich ihn objective als möglich denken köñte. Daß er ſubjective möglich iſt, höre ich leider. Aber Sie müßen ganz etwas anders dabei denken, als ich: oder Sie köñten die ſchmähſüchtige Grauſamkeit nicht haben, ihn ſo wiederholt zu machen.

Nun laſſen Sie uns doch die Säze näher betrachten, die ſo klar und richtig ſein ſollen. — Mir grauet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müßen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben ſchuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erſter Saz alſo: „Den Sonnabend ſpät „abends gingen die beiden Marien nach Chriſti Gra-

„ be, blos zuzuſehen, ob es noch ungeſtört ſei, kamen „ aber allem Anſehen nach zu ihrem Zweke nicht, „ weil es ſchon zu ſpät war. Matth. XXVIII.“

Und das iſt einer von den Säzen, die man nicht in Zweifel ziehen kañ, ohne den Vorſaz zu haben, ſich zu irren? So hat Grotius deñ auch ſchon dieſen unſeligen Vorſaz gehabt. Deñ er ſchreibt 1) ausdrüklich: Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam, ad quam sequentia omnia pertinent, silentio omitti, nihil habet probabilitatis. — Laſſen Sie doch einen Mañ, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, ſondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden ſein, die Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden wollen. Freilich; nicht unterſcheiden können, das ſieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein ſolches Urtheil abzuloken. Sie ſollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Saz, mit welchem ich den dritten ſogleich verbinde: „Den Soñtag Morgen „ ſehr früh gingen ſie in Geſellſchaft verſchiedener an„ derer Weiber wieder dahin, in der Abſicht, ſei„ nen Leib zu ſalben. Mark. XVI, 2. Luk. XXIV, 1. „ Auf dieſem Wege wurden ſie gewahr, daß der „ Stein vor dem Grabe weg, und es folglich geöfnet „ war. Mark. XVI, 3. 4. Luk. XXIV, 2.“

Die Weiber gingen wieder dahin? Was haben Sie deñ, lieber Nachbar, für Grund zu dieſem Wieder? Matthäus ſagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbeſuch ein neuer gefolgt ſei. Und die übrigen Evangeliſten ſagen ja nicht, daß vor dem frühern Morgenbeſuche der Weiber ſchon ein anderer vorhergegangen ſei. Woher wiſſen Sie deñ

1) Ad Matth. XXVIII. 2.

alſo das Wieder? — Was wiſſen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert, es anzunehmen. Das iſt genug! Allerdings.

Kömt Ihr vierter Saz: „Maria Magdalena, „die unruhigſte unter ihnen, ſahe es, weil ſie vor„ausging, am erſten, und kehrete ſogleich, ohne „weiter bis zum Grabe zu gehen, um, dem Petrus „und Johannes die Nachricht, welche ſie für ganz „gewiß hielt zu bringen, daß der Leib Chriſti wegge„nommen ſei. Joh XX, 1. 2.“

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht ſchon genug Thorheit und Böſes auf ihrer Rechnung? Muß ſie auch noch ſo eine Närrin werden; der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria koñte blos daher, weil ſie von weitem den Stein vom Grabe abgewälzt ſahe, blos daher ſchließen, daß der Leichnam Chriſti nicht mehr darin beſindlich ſei? Vergaß ſie deñ in dem Augenblike, in welcher Abſicht ſie ſelbſt herkam? Sie wollte mit ihren Geſpielinen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja ſchon darum beſorgt geweſen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte ſie den Leichnam Chriſti nicht verſchlepen; ſie wollte ihn nur ſalben. Und ihr ſiel nicht erſt ein, daß ihr andere eben dieſer Abſicht wohl ſchon köñten zuvorgekommen ſein? Sie ſahe nicht erſt hin, ob es nicht ſo wäre? Sie ſchließt nur — weñ das anders ſchließen heiſſen kañ: der Stein iſt weg; alſo iſt auch der Leichnam weg; So ſchließt ſie, und läuft und läuft; ſonſt möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbeſonnene Närrin ſie iſt. — O gewiß, weñ dieſe Maria Magdalena hier ſo ſchließen, ſo handeln können: — wie kañ man noch zweifeln? — ſo war ſie Magdalena die Sünderin; das iſt, die Hure. Deñ nur eine Erzhure kañ ſo leichtſinnig ſchließen. Nur durch ſolche leichtſinnige

Schlüſſe, werden Mädchen zu Huren. — Auch war ſie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Chriſtus ſieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem ſich die übrigen länger zu wohnen ſchämten, war in ihr zurükgeblieben: der alberne Teufel der Unbeſonnenheit. Ohne den dümſten von allen Teufeln koñte ſie nicht ſo ſchließen. — Und doch läßt man ſie ſo ſchließen; der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, weñ die Nachricht, die Maria Magdalena auf dieſe Weiſe dem Petrus und Johannes brachte, die erſte Verkündigung der Auferſtehung Chriſti ſein ſollen: ſo iſt dieſe erſte Verkündigung eine große Armſeligkeit geweſen!

Man ſage nicht: daß man ſich nicht darum zu bekümmern, oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbeſonnen Maria Magdalena hier erſcheine; genug daß ſie Johannes nicht anders ſchildere. Und was ſagt Johannes? — Da ſie ſieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war: da läuft ſie, und komt zu Simon Petro, und zu dem andern Jünger, welchen Jeſus lieb hatte. — Sie läuft und ſieht wirklich nicht erſt in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir dabei in Gedanken ergänzen ſollen? Er ließ es nicht aus, weil es ſich von ſelbſt verſteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geſchehen war? — Nun, ſo iſt Maria Magdalena nicht nur eine unbeſonnene Närrin, ſondern noch dazu eine unverſchämte Lügnerin. Deñ ſie ſpricht zu den Jüngern: Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wiſſen nicht, wo ſie ihn hingelegt haben. Wie koñte ſie das ſagen, weñ ſie nicht einmal zugeſehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt ſie nicht mit dieſen nämlichen Wor-

ten, daß ſie wirklich zugeſehen habe? — Nur darum, weil ſie es hier ſelbſt ſagt: hielt Johannes für überflüſſig, es die Zeile vorher von ihr zu ſagen. — Oder iſt das kein Lügner, der ſeine Vermuthungen für Facta ausgibt? —

Doch ich will auf dieſer Verläumdung der armen Maria Magdalena — es iſt eine wahre, wahre Verläumdung — nicht weiter beſtehen. Es ſoll auch damit ſein, wie mein Nachbar es haben will. Deñ ich will ſeine Säze hier gar nicht widerlegen: ich will ſie vielmehr annehmen, und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu ſehen, wie dieſer dabei wegkomt.

Präge dir, mein geduldiger Leſer, dieſe vier Säze wohl ein, und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus: Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des erſten Feiertags der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu beſehen. Und ſiehe, es geſchah ein groß Erdbeben. Deñ der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu, und wälzete den Stein von der Thüre, und ſezte ſich darauf, und ſeine Geſtalt war wie der Bliz, und ſein Kleid weiß, wie der Schnee. Die Hüter aber erſchraken für Furcht, und wurden, als wären ſie todt. Aber der Engel antwortete und ſprach: fürchtet euch nicht! —

Und ſo weiter! Es iſt genug, mein Leſer. Aber wiſſen muß ich, ob du es auch recht begriffen haſt, wie viel du in dieſen wenigen Worten des Matthäus geleſen? — Und ſieh; da fält deñ folgendes Geſpräch unter uns vor:

Ich. Wie viel alſo, freundlicher Leſer, haſt du iezt bei dem Matthäus geleſen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es iſt wahr; ich muß nicht fragen, wie viel? Sondern, wie vielerlei?

Du. Das ſollt ich meinen!

Ich. Alſo wie vielerlei?

Du. Wie willſt du, daß ich dir antworte? Nach dem geſunden Menſchenverſtande, oder nach den Säzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerlei ſein wird.

Du. Mit nichten! Deñ nach dem geſunden Menſchenverſtande habe ich nur einerlei geleſen; indem alles ja vollkommen ſo fortlief, als ob es nur ein Anfang, nur ein Fortgang, und nur ein Ende einer und ebenderſelben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgeleſen.

Ich. So laß den geſunden Menſchenverſtand ein wenig ſchlafen; und antworte mir auf die andere Weiſe. Wie vielerlei, nach den Säzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erſt: einen vorgehabten und angefangnen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erſcheinung, erſchienen ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbeſuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum ſagſt du: einen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?

Du. Weil ihm das Ende fehlt; und dein Nachbar ſelbſt nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: ſie kamen, das Grab zu beſehen. Sie kamen, überſezt dein Nachbar durch, ſie gingen. „Sie gingen alſo, „(ſagt er) aber das Thor war entweder ſchon zu, „oder ſie wurden von der Wache gewarnt, nicht „weit zu gehen, weñ ſie vor dem Thorſchluſſe wie„der in die Stadt wollten.“ Kurz, ſie machten, was man neñt, einen Fleiſchergang. Und die=

ſen Fleiſchergang hielt dennoch der heilige Geiſt für wichtig genug, ihn auszeichnen zu laſſen. Deñ er kam aus herzlicher Liebe zu Jeſu.

Ich. Recht hübſch für eine Predigt! — Aber warum ſagteſt du: eine Erſcheinung, erſchienen ich weiß nicht wem?

Du. Weil ſie den Weibern nicht geſchehen ſein ſoll, und die Hüter, welche darüber erſchraken, und vor Furcht wurden als wären ſie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich warum ſagteſt du: ein Morgenbeſuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie?

Du. Weil ſich dieſer Morgenbeſuch mitten im Geſpräch mit dem Engel anfängt: Aber der Engel antwortete ihnen und ſprach. So ſind ſie deñ da, die frommen Weiber; und niemand hört ſie, weder ausgehen noch ankommen. Weñ auch das antwortete des Engels nicht vorausſezt, daß ſie ihn vorher gefragt: ſo müßen ſie doch ſchon wenigſtens da geweſen ſein, und irgend eine Mine der Beſtürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren alſo da; und weil ſie von geſtern Abend nicht mehr da waren: ſo waren ſie da, einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spotteſt du ſeiner?

Du. Warum ſollte ich nicht? — O das ich nur recht köñte! Deñ ſpottet auch er nicht eines ehrlichen Geſchichtſchreibers, der gerade deßwegen ſo albern und dum̃ erzählen ſoll, weßwegen er ein Muſter aller Erzähler ſein müßte, und ſein köñte; deßwegen, weil ihm der heilige Geiſt die Feder geführt?

Ich. Ja ſieh nur, lieber Leſer: der heilige Geiſt ſah nicht ſowohl auf das, was er jeden Evangeliſten insbeſondere ſchreiben ließ, als auf das,

was man über ſiebzehn hundert Jahr aus den Nachrichten ihrer aller zuſammenſezen würde.

Du. Und das iſt es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei ſagt hier noch viel zu wenig. Er läſtert; dein Nachbar läſtert; und die einzige Entſchuldigung, die ich ihm leihen kañ, iſt die: er weiß nicht, was er ſagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leſer, lieber Leſer! Alſo willſt auch du nicht begreifen, „daß man kurz „ſein müße, weñ man verſchiedene wichtige Bege„benheiten in wenig Worten erzählen will?“ 1)

Du. Freilich nicht; deñ wie ſoll ich Unſiñ begreifen wollen? Alles was ich begreife, iſt das: daß man kurz iſt, (nicht, kurz ſein müße) weñ man verſchiedene Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder: daß man verſchiedene wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müße, weñ man kurz ſein will.

Ich. Nun, nun; nim̃ es es mit dem Nachbar nicht ſo genau. Sein Herr A. verſtand ihn doch. Und du verſtehſt ihn ja auch. Aber du willſt ihn nicht verſtehen; du willſt nicht. Du willſt nicht wiſſen, „daß jedem Geſchichtſchreiber frei ſteht, aus „einer Reihe von Begebenheiten die er ſämtlich zu „erzählen nicht nöthig hält, diejenigen auszuheben, „welche er ſeiner beſondern Abſicht am gemäßeſten „findet.“ 2)

Du. Das will ich nicht begreifen? O das begreif' ich ſehr wohl, und ſehr gern.

Ich. Du willſt nicht begreifen, „daß der „Leſer nicht berechtiget iſt, zu ſchließen: was ein Ge„ſchichtſchreiber, der die Kürze liebt, und, wie man „aus andern ſieht, manches ausläßt, hinter einander „erzählt, das iſt unmittelbar auf einander gefolgt.“ 3)

1) S. fünfte Unteredung. S. 130.
2) Ebendaſ. S. 132.
3) Ebendaſ. S. 132.

Du. Das will ich nicht wiſſen? O das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wiſſen, will nicht begreifen —

Ich. Will nicht? — Soll ich deñ das Will nicht auch von Dir vertragen? Verſchone mich damit! Verſchone dich ſelbſt damit, günſtiger Leſer, wie man dich in allen Vorreden neñt. Deñ dieſes Will nicht, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kañ, iſt ſo ungünſtig, ſo garſtig, ſo giftig! Laß es dem Nachbar, der es ſich nun einmal angewöhnt hat. Weñ er wüßte, wie weh es thäte, er würde es ſelbſt nicht brauchen. — Alſo, was wollteſt du ſagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da ſchwazt, nicht zur Sache gehört. Deñ ganz ein anders iſt, aus mehrern Begebenheiten nur die zwekmäßigſten wählen, und die andern übergehen: und ganz ein anders, aus zwei verſchiednen Begebenheiten nur eine machen. Jenes darf der Geſchichtſchreiber; jenes muß er oft. Aber dieſes darf er ſchlechterdings nie. Und dieſes, nicht jenes; dieſes, was ſchlechterdings kein Geſchichtſchreiber thun darf, er ſei von dem heiligen Geiſte inſpirirt oder nicht; dieſes, was er ſchlechterdings nicht thun darf, weñ er nicht ein elender unzuverläßiger Geſchichtſchreiber, in beiden Fällen, ſein und bleiben will; dieſes fällt durch die Säze deines Nachbars dem Matthäus zur Laſt.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich ſtellſt! — Oder heißt das nicht aus zwei Begebenheiten eine machen, weñ man von jener den Kopf nim̃t, und den Schwanz wegläßt, und von dieſer den Kopf wegläßt, und den Schwanz nim̃t, und Kopf von jener und Schwanz von dieſer unmittelbar an einander hängt,

ohne im Geringſten, auch nicht durch eine einzige Partikel, anzuzeigen, daß Schwanz von jener, und Kopf von dieſer fehlen?

Ich. Das thäte nun freilich wohl Matthäus, nach den Säzen meines Nachbars! — Aber weñ der Schwanz von jener, und der Kopf von dieſer nun nichts enthielte, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch; ſo koñte er ſie weglaſſen! Aber er wußte doch, daß er ſie weglaſſe? in ſeiner Seele mußte doch eine Idee davon ſein, daß jener Kopf nicht zu dieſem Schwanze, und dieſer Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubſt, der heilige Geiſt hätte es ſich für unanſtändig oder für zu ſchwer gehalten, dieſe Idee von Zuſammendrängung und Verſtümmelung zweier Begebenheiten in eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der heilige Geiſt dem Matthäus die Feder ungeführt gelaſſen: ich bin gewiß, Matthäus ſelbſt, Matthäus allein würde ſchon, auch eben ſo kurz, in ſeinen Worten zu unterſcheiden gewußt haben, was ſo unterſchieden in ſeinem Kopfe war. — Alſo, ſage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts ſagen. Du biſt zu bitter, ungeduldiger Leſer. Tritt ab! tritt ab.

Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieſes — weñ es ihm ſchon ein wenig zu beiſſend ſollte geſagt ſein, — wozu hilft das Salz, weñ man nicht damit ſalzen ſoll? — ruhig und ſorgfältig zu überlegen, und mir bei Gelegenheit wiſſen zu laſſen, ob er noch ſeine Säze für ſo klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur

Vorſaz ſein könne? Vornehmlich beſchwöre ich ihn: wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht beſſer iſt, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des neuen Teſtaments gedacht iſt, lieber von gar keiner Harmonie in ſolchen Dingen wiſſen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangeliſten ſo ſchändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerſpruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferſte-„hung Chriſti in und um dem Grabe erſchienen, „iſt der Widerſpruch der Evangeliſten allgemein. „Sie ſind weder in Anſehung der Anzahl derſelben, „noch in Anſehung des Standorts derſelben, noch „in Anſehung der Reden derſelben, mit einander „zu vereinigen.“

Dieſen Widerſpruch, ſo vielfach er auch ſein mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar preis geben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte; als ob er ihn ohne die grauſamſte Verlezung des Textes, dem er Ehrerbietung ſchuldig iſt, gegen den er ſo viel Ehrerbietung zu haben vorgibt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Deñ, weñ es auch wahr wäre, daß in den Worten des Markus (XVI, 5.): και εισελθουσαι, εις το μνημειον, ειδον νεανισκον καθημενον εν τοις δεξιοις, nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehen innerhalb des Grabes zur rechten Hand erſchienen; weñ es auch wahr wäre, daß man den Markus vielmehr ſo verſtehen müße; „die Weiber wären des Engels erſt nach ihrem „Eingange in's Grab, entweder beim Herausſehen, „oder beim Herausgehen aus demſelben, vor dem „Grabe anſichtig geworden:“ entſteht ſodañ nicht die unbeantwortliche Frage, warum ſie deñ, auch

nicht gleich beim Hineingehen in's Grab, den Engel linker Hand ſizen geſehen? Er ſaß ja ſchon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Iſt den̄ ein Engel, deſſen Geſtalt wie der Bliz iſt, ein Ding, das man ſo leicht überſieht?

Auch iſt es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe ſahen, ehe ſie hineingingen; daß ſie nur auf ſeine Aufmunterung, auf ſein Geheiß hineingingen: Kom̄t her, und ſehet die Stätte! Alles, was vor dieſen Worten vorhergeht, ſpricht der Engel ja augenſcheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, ſpricht er mit ihnen innerhalb des Grabes. — Es iſt ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreiſtigkeit dieſe Erzählung des Matthäus zur Beſtätigung deſſen angeführt wird, was man mit ſolcher Gewaltſamkeit aus den Worten des Markus erzwungen! — 1)

Bei dem Lukas nun gar, ſollen alle beide Engel drauſſen vor dem Grabe geſeſſen haben, und von den Weibern nicht eher ſein geſehen worden, als bis ſie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war den̄ das möglich? Waren die Weiber blind im Hineingehen? Oder waren die Engel nur erſt ſichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten? alle dieſe Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangeliſten deren höchſtens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe ſizt, immer fein mitgezählt werden kan̄?

O Armſeligkeit aller Armſeligkeit! — für den

1) Fünfte Unterred. S. 133.

mit Engeln ſo zu knikern, dem ſie legionenweiſe zu Dienſte ſtunden!

Ja, wir knikern nur ſo damit, höre ich meinen Nachbar ſagen, um die Evangeliſten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangeliſten, Nachbar! ſondern eure engbrüſtige, lahme, ſchielende, therſitiſche Harmonie der Evangeliſten. Therſitiſch: deñ ſie iſt eben ſo ungeſtaltet, als ſchmähſüchtig gegen jeden Evangeliſten insbeſondere. Die, die, weil ſie ſo ganz euer Werk iſt, ſoll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangeliſten nicht anſtändiger, weñ ich ſagte: Kalte Widerſpruchklauber! ſeht ihr deñ nicht, daß die Evangeliſten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unſichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel, (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behauſung des abmarſchirten Generals zurükgelaſſen worden, bis ſein ganzes Gepäke abgeführet worden;) da waren deren Millionen. Es erſchien nicht immer der eine und ebenderſelbe; nicht immer die nämlichen zwei. Bald erſchieñ der, bald jener; bald an dieſer Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Geſellſchaft; bald ſagten ſie das, bald jenes. —

Auf ſo eine abwechſelnde, unſtete, weder an ein gewiſſes Moment der Zeit, noch an einen gewiſſen Punkt des Raumes zu heftende, auch in dem nämlichen Augenblike, an der nämlichen Stelle, zwei oder mehrern verſchiednen Perſonen verſchiedentlich vorkommende Erſcheinung, ſcheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem einen herabfahrenden Engel braucht: ην δε ἡ ιδεα αυτȣ ὡς αϛραπη; die Idee, das Bild deſſelben war wie Bliz. Deñ

ιδεα iſt hier wohl noch etwas anders, als προσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Überſezung der Siebziger geſehen würde, ſo wäre ja wohl auch das in dieſer Stelle befindliche προσωπον gebraucht worden. Ιδεα heißt auch ſonſt nirgends das bloße Angeſicht; wohl aber der totale Eindruk, den irgend etwas ſichtbares zuſammengeſeztes macht. Alſo: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Bliz; und wer auf dieſe Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wiſſen, daß in dem erſchütterten Auge der nämliche Eindruk zurükbleibt, welchen ein ſtarrer Blik auf gefrornen Schnee im Sonnenglanze zu verurſachen pflegt; welches in den folgenden Worten, και το ενδυμα αυτȣ λευκον ὡσει χιων, und ſeine Hülle weiß wie der Schnee, ſehr maleriſch ausgedrükt wird.

Und das, das iſt die Antwort. — Man nenne ſie immerhin mehr poetiſch als wahr. — In ſolchen Fällen iſt mir das Würdigſte das Wahrſte. — Das iſt die Antwort, um deren willen mir dieſer ganze vierte Widerſpruch ſo kümmerlich, ſo klein, ſo ganz in dem ängſtlichen Geiſte der Harmonie, die er beſtreiten ſoll, gedacht vorkömmt: daß ich mich keinen Augenblik länger darnach umſehen mag.

Fünfter Widerſpruch.

„Beim Lukas berichten Maria Magdalena, und „die übrigen Weiber, dem Simon Petrus, und „Johannes und übrigen Jüngern, die wirklich geſchehene Auferſtehung Chriſti, die ſie von den „Engeln vernommen: bei dem Johannes aber meldet Maria Magdalena nur allein, dem Petrus

„ und Johannes nur allein, nur allein daß ſie das „ Grab geöfnet gefunden, und der Leichnam des „ Herrn daraus entwendet worden.“

Dieſen Widerſpruch hat man vorlängſt damit zu heben geſucht, daß man angenommen, Maria Magdalena ſei zweimal zum Petrus gekommen; habe ihm zweimal Nachrichten gebracht, (die erſte, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lukas gedenket;) und Petrus ſei, zufolge ihrer zweimaligen Nachricht, zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenañter aber ſagt, daß der dopelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweiſen ſtehe: indem der Hingang, von welchem Lukas (XXIV, 12.) rede, ganz ungezweifelt ebenderſelbe ſei, deſſen Johannes (XX, 2.) gedenke; welches ſich durch die faſt identiſchen Ausdrüke zu Tage lege, welche beide Evangeliſten davon brauchen.

Was ſagt nun mein Nachbar hierzu? Er ſagt anfangs,[1]) daß dieſer vermeinte Widerſpruch aus dem Irrtum herrühre, „ daß Magdalena mit unter „ den Weibern geweſen, welche die erſte Erſchei„ nung der Engel hatten.“ — Und war ſie deñ das nicht? Iſt deñ das ſo ein ausgemachter Irrtum? Weiß deñ mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erſcheinungen, deren von den vier Evangeliſten gedacht wird, gegenwärtig geweſen: um ſogleich mit Irrtümern um ſich zu werfen? Wenigſtens dächte ich doch, wäre es augenſcheinlich, daß der, welcher dieſen angeblichen Irrtum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſe, als der den Matthäus, wie ich ge-

1) Fünfte Unterred. S. 136.

zeigt habe, ſo unbeſonnen zwei verſchiedne Begebenheiten in eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr ſo halsbrechend doch einmal ausweichen zu müßen geglaubt, und eine Calumnie leichter gemacht, als widerrufen iſt, — auch bei Seite geſezt: ſagen es deñ nicht auch Markus und Lukas mit ausdrüklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der erſten Erſcheinung der Engel gegenwärtig geweſen? Freilich neñt Lukas ſie nicht namentlich bei dem Hingange: aber er neñt ſie doch namentlich bei der Rükkunft. (XXIV. 10.) Oder iſt das bei dem Lukas, eben angezognen Orts, nicht die erſte Erſcheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt: Es war aber Maria Magdalena, und Johanna, und Maria Jakobi, und andre mit ihnen, die ſolches den Apoſteln ſagten!

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht geleſen, was er an einer andern Stelle [1]) über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Markus und Lukas ſagt! Ich habe es gewiß geleſen; ich habe es zehnmal geleſen; ich habe es mit aller Aufmerkſamkeit geleſen, deren ich fähig bin: aber Gott iſt mein Zeuge, ich verſtehe ihn nicht. Das iſt das Gelindeſte, was ich hier ſagen kañ; und doch will ich mich den Ekel nicht abhalten laſſen, ſeine Worte getreulich abzuſchreiben. Vielleicht, daß ſie mir in dem Abſchreiben deutlicher werden. Ich habe mir ſchon öfter etwas in das Gedächtniß und in den Verſtand geſchrieben. Gelingt mir das auch jezt, und ich bekenne es nicht: ſo möge dieſes Hülfsmittel nie bei mir wieder anſchlagen.

Alles, was ich noch bis jezt in den Worten

1) Dritte Unterred. S. 90.

meines Nachbars begreife, iſt dieſes: „daß, wie „es mit dem Markus ſein ſoll, ſo ſei es auch mit „Lukas.“ 1) — Und wie iſt es deñ mit dem Markus? — Hier fängt mein Unverſtand an. An Worten zwar, ſich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, ſelbſt vor Menge der Worte, den Siñ nicht ſehen kañ. „Unter den Weibern, ſagt er, die „zum Grabe Jeſu, ihn zu ſalben, gingen, neñt „Markus (V. 1.) die Maria Magdalena zuerſt, „ohne Zweifel, weil ſie die Sache am meiſten be„trieben.“ — Kañ wohl ſein. Wer wird wider dieſe gründliche Vermuthung etwas haben, der ſchon weiß, wie gern die Marien den Herrn ſalbten! — „Darauf erzählt er (V. 5—8.) die „Erſcheinung des Engels, mit Vorbeilaſſung des „Umſtandes, den wir aus dem Johannes wiſſen, „daß ſich nämlich Magdalena von den übrigen „entfernt, und die erſte Erſcheinung nicht mit „gehabt habe.“ — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Markus dieſen Umſtand weggelaſſen, weil er ihn nicht wußte: oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, übergangen. — „Weñ er nun (V. 9. 10.) „meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Er„ſcheinung den Jüngern treulich berichtet ſei.“ — — Was? wie? in dieſen angezognen Verſikeln ſoll die Erſcheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet ſein? und getreulich berichtet ſein? Habe ich den rechten Markus nicht vor mir! oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor ſich? In dieſen Verſikeln wird ja eine ganz andre Erſcheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein den Jün-

1) Dritte Unterred. S. 92.

gern berichtet. Und es iſt ſo wenig wahr, daß unter der Erzählung dieſer Erſcheinung, welches eine Erſcheinung Chriſti in eigner Perſon war, jene erſte Erſcheinung, welche beim Markus und Lukas nur eine Erſcheinung von Engeln iſt, mit begriffen geweſen, daß ſie ſchlechterdings nicht mit darunter begriffen geweſen ſein kañ; indem Markus in dem vorhergehenden 8 Verſikel, ausdrüklich ſagt, daß die Weiber von ihrer Erſcheinung der Engel *keinem Menſchen ein Wort* geſagt; ουδενι ουδεν ειπον. Aber hören wir den Nachbar nur erſt ganz aus. „Weñ Markus nun (V. 9. 10.) mel„det, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erſchei„nung den Jüngern treulich berichtet ſei, ſo neñt „er unter den Erzählern die allein, welche er „(V. 1.) zuerſt nañte, und erwartet billig von „ſeinen Leſern, daß ſie ſie ſich wieder in der „ſchon berührten Geſellſchaft denken ſollen.“ — Aber was hilft es deñ, daß der Leſer ſo billig iſt, als ihn nicht Markus, ſondern der Nachbar verlangt? Was hilft es deñ? Gut, Maria iſt nun wieder in der Geſellſchaft der übrigen Weiber: dieſe übrigen Weiber ſagen ja *keinem Menſchen ein Wort*, ουδενι ουδεν, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erſcheinung. Woher wußte deñ Maria etwas davon? Wie kañ ſie den Jüngern etwas *treulich* berichten, wovon ſie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das ουδενι ουδεν, *keinem Menſchen ein Wort*, hier nicht ſo genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen geſagt werde; weil es ganz unglaublich, weil es moraliſch unmöglich ſei, daß Weiberchen von einer Erſcheinung ουδενι ουδεν, *keinem Menſchen ein Wort*, ſollten geſagt haben; weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die ſie als ein

zweites Selbſt betrachten, dem ſie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben. Meinen Sie ſo? Nachbar, Nachbar, Sie ſind ein loſer Schalk! Weñ das im Grunde auch ſo wäre: ſo muß man es aus Höflichkeit gegen das Geſchlecht doch nicht ſagen; am wenigſten muß man es in einer evangeliſchen Harmonie ſagen. Freilich wird durch einen ſolchen erzſatyriſchen Zug, durch eine ſolche ſpaßhafte Wendung, auch eine evangeliſche Harmonie luſtiger zu leſen: aber doch auch nichts weiter als luſtiger; gründlicher nicht um ein Haar. — Gott! Gott! iſt es möglich, daß ein vernünftiger Menſch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu ſein glaubt, ſo umgehen kañ! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Markus gut ge„funden, kurz zu ſein, wie er deñ ſichtbar der „allerkürzeſte iſt, und daher den mehr erwähnten „Umſtand von der Entfernung der Magdalena „vorbei zu laſſen; ſo koñte er nicht anders ſpre„chen, als: Jeſus erſchien ihr in Geſellſchaft der „übrigen, ohne welche er ſie nicht aufführt, zu„erſt.“ — Höre ich einen Menſchen im Schlafe ſprechen, oder was höre ich? Weil Markus ſichtbar der kürzeſte iſt; deñ er hat ſichtbar die wenigſten Kapitel: ſo darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdañ wahr wären, weñ das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geſchehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und laſſen Sie uns unſre fünf Sinne nur ein wenig zuſammen nehmen! Ich ſchüttle Sie, und frage: Wußte Markus den Umſtand, den er überging, und den wir aus dem Johannes wiſſen; oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den lezten Fall zuerſt. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegentheil; glaubte er, daß Maria Magdale-

na ſich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, ſo konte er ungefähr ſo ſchreiben, wie Sie ihn ſchreiben laſſen. Ich ſage, ungefähr ſo: nicht ganz ſo. Deñ er konte nur ſagen, daß Magdalena mit unter den erſten geweſen, denen Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung erſchienen: nicht aber, daß Maria Magdalena ſchlechtweg die erſte geweſen, die Chriſtus dieſes Vorzugs gewürdiget. (Daß er ſie ſchlechtweg, vorzugsweiſe, ſie allein, die erſte nennet: das muß alſo in einer ganz andern Rükſicht geſchehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber ſtreiten wir deñ ſodañ, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts ſtreiten! — Worüber ſtreiten wir dañ? Weñ Markus einen Umſtand der Auferſtehungsgeſchichte nicht wußte, den Johannes wußte; weñ er dieſem ſeinem Nichtwiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte: war es deñ möglich, daß er nicht in Widerſpruch mit dem fiel, der den nämlichen Umſtand wußte, und dieſem ſeinem Wiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte, oder nicht wußte; und was der eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geſchehen an. Sie geben die Quelle aller Widerſprüche zu, Nachbar: und wollen nur, daß ſie nicht fließen ſoll. Sie halten, wie ein ſpielendes Kind, den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurük: als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurükhalten köñten; als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpreſſen, und das Kindchen noch obendrein beſprizen würde! — Ha! Sie machen groſe Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß ſo munter gemacht? — Da es alſo nur lächerlich ſein würde, weñ Sie, unter der Vorausſezung, daß die Evangeliſten nicht

alle die nämliche vollſtändige Nachricht von dem ge- habt, was bei der Auferſtehung Chriſti vorgefal- len; unter dem Einverſtändniß, daß der heilige Geiſt einen jeden nach dem Maße ſeiner eingezognen Kundſchaft, auf beſtes Wiſſen und Gewiſſen, ſchrei- ben laſſen. — Da es, ſag' ich, nur lächerlich ſein würde, weñ Sie, unter dieſer Vorausſezung, unter dieſem Einverſtändniß, ſich anmaßen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weiſe unter den Evangeliſten eintretende Widerſprüche zu he- ben. — Aber wie wird Ihnen auf einmal, Nach- bar? Warum ſo zornig? Mit ſtummem Grimme weiſen Sie auf Ihre eigne Worte: hat Mar- kus für gut gefunden, den mehrerwähn- ten Umſtand von der Entfernung der Magdalena vorbei zu laſſen; und weiſen nochmals auf das: hat er gut gefunden. Ich verſtehe! Sie wollen ſagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den erſten Fall meines überflüſſigen Dilemma hier anzunehmen. Markus müße ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbei zu laſſen. Warum ich mich alſo bei etwas ſo lan- ge aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar; werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erſt das annehmen wollen, was noch das Leidlichſte wäre; was mir Ihre Be- hauptung etwas weniger abſcheulich machte. Ich wollte nicht ſo zufahren, und es Ihnen gleich auf den Kopf zuſagen, daß Sie deñ alſo dem Markus nichts geringers als eine vorſezliche Lüge ſchuld geben. Deñ hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einſchlafen! — Weñ Mar- kus, nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umſtand wußte, daß ſich Ma- ria Magdalena von ihren Geſpielinen abgeſondert, und wieder nach der Stadt gelaufen, ſobald ſie

as Grab eröfnet geſehen; weñ er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erſcheinung alſo gar nicht zugegen geweſen, die indeß ihren Geſpielinen geſchah; weñ er dieſe Erſcheinung die erſte Erſcheinung des auferſtandenen Chriſtus nennet: wie kañ er deñ geſagt und geſchrieben haben, daß Maria Magdalena dieſe erſte Erſcheinung in derjenigen Erſcheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß ſie gar nicht zugegen geweſen war? Wie kañ er deñ das geſagt und geſchrieben haben, ohne vorſezlich eine Unwahrheit ſagen und ſchreiben zu wollen? Heißt deñ nicht vorſezlich lügen, vorſezlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wiſſen, daß es nicht Wahrheit iſt? Wird eine vorſezliche Lüge deñ darum weniger vorſezliche Lüge, weil ich ſie machen muß, weñ ich dem, was ich zuvor geſagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird ſie eben dadurch noch um ſo viel vorſezlicher? Wer hieß dich deñ, von vorne herein die Sache ſo mangelhaft einleiten, die Umſtände ſo verſtümmeln, daß du nothwendig eine Lüge ſagen mußt, weñ man deine Verſtümmelung, deine mangelhafte Einleitung, nicht merken ſoll? — O Zeter! der Mañ iſt ſchon wieder eingeſchlafen. Nun ſo ſchlaf deñ — und daß dich nie die Schande weke, ein ſo alberner Calumniant eines Evangeliſten geweſen zu ſein! — . Und doch müßen wir nur bis an's Ende hören, was der Mañ in der Döſerei ſeiner Schlafſucht alles ſchrieb und druken ließ. „Markus (träumet er weiter) meint „alſo offenbar mit dieſen Worten die erſte Er„ſcheinung, welche den Weibern ſämtlich wider„fuhr, und die neñt er mit Recht die erſte, ob „ſie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena „nicht mit, ſondern nachher eine allein hatte.“ Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt!

Mit den Worten: Jeſus aber, da er auferſtanden war, früh am erſten Tage der Sabbather, erſchien er am erſten der Maria Magdalena, von welcher er ſieben Teufel ausgetrieben hatte; mit dieſen Worten ſoll Markus offenbar nicht die Erſcheinung meinen, deren Johannes (XX, 14.) gedenkt, ſondern die Erſcheinung, von der Matthäus und Lukas ſagen; von der Markus ſelbſt kurz vorher geſagt, daß ſie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Weñ ich doch erfahren köñte, wem dieſe ſchöne offenbare Fraze zuerſt offenbar geworden! Mit den Harmonien des Clericus und Lamy, welche beide in dem nämlichen Jahre 1699 herauskamen, ſchließt ſich meine Beleſenheit in dieſer Art Schriften; und bis dahin finde ich nicht die geringſte Spur davon. Verzeihet mir alſo, ihr neuern Harmoniſten, die ich nur den Namen nach kenne, weñ ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein ſo ſeltner Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miſte gewachſen iſt. Ich wüßte nicht, wo er ſonſt hätte wachſen können; es wäre deñ, daß auch ihr, lezte Erben des harmoniſchen Geiſtes, Miſten hättet, die eben ſo trefliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle dieſe Höhnerei prallt auf mich ſelbſt zurük, weñ ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Markus deñ ſonſt eine andre Erſcheinung die erſte nennen können, weñ ihm nicht die, welche den ſämtlichen Weibern geſchah, die erſte ſein ſolle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O ſo hat er nie das Kapitel des Markus im Zuſammenhange geleſen: und er iſt ein Laie, er iſt ein Laie; und kein Theolog. Nicht als ob die

Laien nicht auch wüßten, die Kapitel im Zuſammenhange zu leſen, aus welchen ſie einen Verſikel erklären wollen: es iſt nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden, aber eben ſo irrherzig als treuherzig iſt, zu beſorgen, daß er es unterläßt; als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es ſchlechterdings nicht, als das Kapitel des Markus im Zuſammenhange zu leſen, um den garſtigen Pilz auf des Nachbars Miſte zu zertreten, an dem ſich auch ein Schwein vergiften köñte. Deñ wem fällt es deñ nicht ſogleich in die Augen, und wem iſt es deñ noch nicht in die Augen gefallen, daß Markus in ſeinem ſechzehnten Kapitel eine zweifache Kundmachung der Auferſtehung Chriſti erzählet; eine minder authentiſche und eine ganz authentiſche? Die minder authentiſche iſt die Kundmachung derſelben durch Engel, und geht bis auf den neunten Verſikel. Die ganz authentiſche fängt mit dem neunten Verſikel an, und beſtehet in den perſönlichen Erſcheinungen Chriſti, deren er vornehmlich drei gedenket, unter welchen, und andern ihresgleichen, Markus ſo ausdrüklich ſagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geſchehene die allererſte geweſen. — Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich ſcheinen muß, eine ſolche Katechiſmusmilch meinem Leſer noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch erſtiken wollen, und pfündige Kieſelſteine ohne Würgen herabſchluken? So mächtig kämpft ihre unglükliche Idioſynkraſie mit allem, was lauter iſt, und Nahrung gewähret! Ja! wird mein Nachbar antworten, wer die bibliſchen Schriftſteller nur ſo leſen dürfte, daß er blos Acht hätte, was jeder ſelbſt ſagt! Weñ man

nicht immer bei jedem auch ein Auge auf alle übrigen haben müßte! Ei freilich, ſo kañ jeder Bauer den Markus erklären. Aber wir, wir Theologen — (weñ er anders dieſe fallende Larve wieder unter den Hut zu ſteken wagt) — wir Theologen dürfen den Markus durchaus nicht ohne den Matthäus erklären. Deñ was hülfe es deñ nun, daß wir den Markus ſo verſtünden, wie ihn jedes Kind verſtehen kañ: weñ Matthäus dadurch in die Enge käme! Deñ erzählt Matthäus nicht ausdrüklich, daß den vom Grabe zurükkommenden Weibern, wo ſie nichts als die Botſchaft der Engel vernommen, unter Weges nach der Stadt zu, auch Chriſtus in eigner Perſon erſchienen ſei? Dieſe Erſcheinung muß ja doch wohl früher geweſen ſein, als die, welche der Maria Magdalena allein (nach Johannis XX, 14.) geſchah, da ſie den Herrn für den Gärtner anſah. Weñ nun Markus in ſeinem neunten Verſikel eben dieſe Erſcheinung meinet, ſo war ſie ja nicht die erſte, und er koñte nur in ſofern ſagen, daß Maria Magdalena die erſte perſönliche Erſcheinung Chriſti gehabt, als er zu verſtehen gab, (aber ſelbſt nicht glaubte,) daß Maria Magdalena immer bei den geſamten Weibern geblieben, und mit dieſen zugleich auf dem Rükwege nach der Stadt den auferſtandenen Chriſtus zuerſt ganz allein geſehen hätte? —

Dies iſt doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er ſchläft: aber antwortet ihr, die ihr ſeine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erſt noch einen Augenblik auf ſeine Seite treten, und anmerken, daß dem ohngeachtet noch Rath für ſeine liebe Harmonie geweſen wäre, ohne den Markus ſo häßlich zu zerplaken. Weñ er es nicht weiß, wie es zu

machen, daß die Erſcheinung Chriſti beim Johannes (XX, 14.) noch immer (nach Markus XVI, 8.) die erſte bleibt, ohngeachtet Chriſtus auch den ſämtlichen Weibern auf dem Rükwege erſchienen: ſo lerne er es von dem Dichter. 1) — Aber freilich; was iſt von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit ſeiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieſer ungenuzte Vortheil iſt es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Laſt zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm blos eine kleine Frage vorzulegen, — weñ er wach wieder iſt, verſteht ſich — die nicht blos den gegenwärtigen einzelnen Fall, ſondern das ganze Harmonienweſen betrift.

Nämlich: — Deñ darin ſind wir ohne Zweifel doch einig? daß weñ ein einzelner weltlicher Geſchichtſchreiber vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimt, ſo daß das, was er ſelbſt ſagt, zuſammenhängt und natürlich aus einander fließt: man die Widerſprüche, in die er durch die natürlichſte Erklärung ſeiner Nachrichten mit andern Geſchichtſchreibern geräth, lieber auf ſeiner Rechnung ſtehen laſſen, als durch eine minder natürliche Erklärung ſeiner Worte ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieſes in Abrede ſein köñte. Deñ woher weiß man, ob der Geſchichtſchreiber, den ich ſo auf ſeine Koſten mit andern übereinſtimmig mache, mit dieſen andern hat übereinſtimmig ſein wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömt, dieſe

1) Meſſias, vierzehnter Geſang.

andere ſtillſchweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Weñ dem ſo iſt: ſollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geſchichtſchreiber erweiſen, vor allen Dingen den Evangeliſten, die doch auch Geſchichtſchreiber ſein ſollen, und ſind, widerfahren laſſen, ehe und bevor wir ſie zu Werkzeugen des heiligen Geiſtes machen, der ſich ihrer auf ſo verſchiedene Art bedienen koñte?

Sollten wir das; wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Siñverdreher? eure! Ich meine nicht jene beſſere, die ſich begnügt, ein einſtimmiges Reſultat zu erhalten, und kleine Nebenumſtände, die in dieſem nichts verändern, ſo verſchieden, ſo widerſprechend ſein läßt, als ſie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der ſich die Chriſten zu Tatians Zeiten begnügten. Ich meine eine oſiandriſche, oder wie die gemilderten oſiandriſchen Namen haben, (deñ ſie ſind doch alle mehr oder weniger oſiandriſch;) — kurz eine Harmonie, wie ſie nur in dem Luthertume entſtanden iſt, wie ſie nur in dem falſch verſtandenen Luthertume entſtehen können. Dieſe, dieſe Harmonie wächſerner Naſen, die einen jeden Evangeliſten in jeder Silbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zuſammenzuſezen, das kein einziger Evangeliſt für das ſeine erkennen würde; dieſe Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenañten gerichtet ſind, die allein dieſe Einwürfe hervorgebracht hat: wo bleibt ſie? wer braucht ſie? wer mag ſie? weñ wir die Evangeliſten allererſt als geſunde natürliche Menſchen ſchreiben laſſen.

Ja, denkt der Orthodoxiſt: die Evangeliſten ſind aber auch nicht geſunde natürliche Menſchen; ſie ſind weit mehr. Nun dañ; ſo ſcheue ich mich

nicht zu ſagen, daß ihnen dieſes Mehr ſehr theuer zu ſtehen komt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendeſten Geſchichtſchmierer herabgewürdiget, um ſie zuſammen in corpore über alle menſchliche Geſchichtſchreiber zu erheben.

Aber dieſes Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzeln Falle, der mich hier beſchäftigen ſoll. Zurük zu ihm. Was ich überflüſſiges geſagt, habe ich auf Veranlaſſung der ohne alles gleichen ſeienden und ewig bleibenden Mißhandlung des Markus geſagt, deren ſich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Übertreibung ſchuld geben könte, daß der vorſichtige Nachbar ſeine Meinung nochmals mit andern Worten wiederholt. Deñ auf eine Zwiſchenrede, deren ſich ſein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar ſagen könne: „Markus habe es nicht einmal ge„wußt, daß Magdalena eine eigene Erſcheinung „allein gehabt:“ auf dieſe Zwiſchenrede antwortet er ſehr bedächtig, wie folget: „Das wollte ich „wohl nicht gern ſagen;“ — (daß nämlich Markus nichts von der beſondern Erſcheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Markus behaupten zu wollen, worüber wenigſtens ein ganzer Verſikel deſſelben (XVI, 9.) für untergeſchoben und eingeflikt hätte erkläret werden müßen!) — „ſondern, (fährt er fort,) „dafür will ich lieber, was ich geſagt, wiederho„len.“ — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz ſicher zu gehen. Deñ das Herz ſchlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mañ, der unſtreitig die beſte Abſicht gehabt, ſo etwas wüſtes und wildes ſagen zu laſſen. Er wiederholt alſo: „Da Markus nicht erwähnet, „daß Magdalena von den übrigen gelaufen“ — (ob er es ſchon wußte) — „ſondern ſie in deren

„Geſellſchaft nach dem Grabe gehen läßt“ — (welches er ſchlechterdings nicht hätte thun müßen, da er jenes wußte) — „die Erſcheinung des Engels „und ſeinen Auftrag an ſie meldet, und der „Ausrichtung deſſelben erwähnet.“ — Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, deñ ſie war nicht dabei geweſen; und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber ſagt Markus nicht ein Wort. Er ſagt vielmehr ausdrüklich, daß ſie dieſen Auftrag nicht ausgerichtet, ȣδενι ȣδεν ειπον; deñ ȣδενι durch nemini *obvio* zu überſezen, und ſo das allgemeine Niemand auf die erſten die beſten, die ihnen begegnet, einzuſchränken, denen ſie ihre gehabte Erſcheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, iſt in der That lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hülfe zu rufen. Was Markus den geſamten Jüngern (V. 10. 11.) melden läßt, iſt augenſcheinlich blos und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr beſonders geſchehenen Erſcheinung. Deñ Maria kömt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, και εθεαθη ὑπ' αυτης nicht ὑπ' αυτων. „Und „da dieſes alles ſo iſt:“ — (man höre doch; deñ ſo was trefliches kañ man nicht oft genug hören!) — „ſo meint Markus die Erſcheinung, „welche die vereinigten Weiber hatten, und das „war ganz recht die erſte.“ — Aber weñ dieſe Erſcheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Markus noch Lukas haben, worauf Markus alſo auch keine Rükſicht nehmen wollen, noch nehmen können, ſo ganz recht die erſte war: wie kañ deñ Markus ſagen, daß ſie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geſchehen? Er wußte ja, daß ſie ihr nicht einmal mit geſchehen war. Und wäre ſie ihr auch mit geſchehen ge-

weſen, hätte er aus dieſem Grunde nicht ebenſowohl ſagen können, daß der Herr der Maria Jakobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerſt erſchienen wäre? Was hätte deñ Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr ſagt, der Auferſtandene ſei ihr zuerſt erſchienen? — „Jeder Leſer,“ — (wiederholt ſich mein Nachbar weiter, als ob er ſich bewußt wäre, ganz etwas auſſerordentlich kluges und ſiñreiches geſagt zu haben,) — „jeder Leſer, der nichts vom Johannes „weiß, muß ihn ſo verſtehen;“ — (widerlegt; oder es iſt nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — „und wer den Johannes geleſen, ſieht „leicht, warum Markus Magdalenens Erſcheinung „die erſte heißt; weil er nämlich die damit meint, „welche den Weibern, unter denen er ſie zuerſt nam„haft macht, gegeben war.“ — Welch ein Grund! Weil Markus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerſt namhaft macht, wo er ſie gar nicht hätte namhaft machen ſollen: ſo muß das, was er klar und deutlich und mit Beſtande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr ſagt, nicht von dieſer, ſondern von jener Gelegenheit zu verſtehen ſein! —

Und nun wäre ich glüklich wieder da, wo ich oben meinen erſten Abſprung nahm; bei den Worten des Nachbars: „Wie es mit dem Markus iſt, ſo „iſt es auch mit dem Lukas.“ — Alſo nur noch dieſes Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die ſich in Verſchiedenes nicht finden koñten, was Markus von dem auferſtandenen Chriſtus erzählt, und denen beſonders der neunte Verſikel: Αναϛας πρωτον εφανη Μαριᾳ τῃ Μαγδαληνῃ, an welchem ſich der Nachbar ein ſo herliches Denkmal geſtiftet, ein gewaltiger Anſtoß war, weil er, wie Hieronymus ſagt, [1]) diversa atque contraria Evangeli-

1) Man ſehe die Anmerkung des Millius.

'stis caeteris narrare videatur: — und was thaten dieſe Leute? — Weil ſie ſo fein nicht waren, als der Nachbar; weil ſie ſo viel Exegetik und Griechiſch nicht verſtanden, als der Nachbar: — denken Sie einmal ſelbſt, lieber Nachbar — (ich hoffe, daß Sie dieſer Weihrauch aufwekt) — denken ſie einmal — ſo unterſtunden ſich dieſe unwiſſenden Grüzköpfe, den ganzen Verſikel, mit allem was darauf folgt, für einen fremden, ſpätern Zuſaz zu erklären, und den Markus in ihren Exemplaren mit εφοβȣντο γαρ zu beſchließen. — War das nicht erſchreklich? War das nicht eine ſo läſterliche Begebenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch, (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein dieſen einen Verſikel, nicht allein den ganzen Markus, nicht allein alle vier Evangeliſten, ſondern geradezu das ganze neue Teſtament, mit ſamt der Offenbarung, unter das alte Eiſen werfen: als mir erlauben, einem einzigen Orte darin ſo mitzuſpielen, als ſie dem Verſikel des Markus mitzuſpielen ſich erdreiſtet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lukas mitſpielen wollen, „mit dem es eben ſo ſein ſoll, wie mit dem Mar„kus. Deñ auch er, (ſagen Sie,) übergeht — (aber „wußte doch?) — den oft genañten Umſtand, den „wir aus dem Johannes wiſſen, und nennet unter den „Erzählerinen der Vorfälle beim Grabe die Maria „Magdalena zuerſt, ob ſie gleich bei der erſten Erſchei„nung nicht gegenwärtig, und auch die erſte Erzäh„lerin wohl nicht geweſen war.“ (Wie auch das Lukas gar wohl wußte, der wider ſein beſſeres Wiſſen nur ſo verwirrt ſchreibt, weil ihm der heilige Geiſt die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leſer, es wird was zu lachen geben.) „Ganz allein, (fährt der Nachbar fort,) ganz allein „hatte Maria Magdalena die erſte Erſcheinung ge„habt;“ — (Nachbar, beſinnen Sie ſich! Nachbar,

woher wiſſen Sie den das?) — „vorzüglich voll
„ſchien ſie davon zu ſein, mehr als den andern war
„ihr den Jüngern zu ſagen aufgegeben, und daher
„wird ihr Bericht, als verſchieden von dem, den
„die Geſellſchaft gebracht, beſonders genant, und
„dieſem nicht unbillig vorgeſezt, ob er gleichwohl
„eine Stunde ſpäter eingelaufen ſein mochte.“ —
Fern ſei es von mir, daß ich hier das ſeltſame Antiklimax rügen ſollte, dem zu gefallen der Evangeliſt wiſſentlich und vorſezlich ein Hyſteronproteron begangen hätte. Freilich ein menſchlicher Geſchichtſchreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu ſagen aufgetragen worden, eben darum, wen es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht ſpäter beigebracht; weil man natürlicher Weiſe das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenſchlicher, ein inſpirirter Schriftſteller; ja der! — und ſo muß ich hiervon ſchweigen. Nur meine ſchon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht ſtellen, wen mein Leſer lachen ſoll, — falls er vor Gähnen dazu kommen kan. „Ganz allein, (ſagt der
„Nachbar,) hatte Maria Magdalena die erſte Er-
„ſcheinung gehabt.“ — Wirklich, Nachbar? Um's Himmels willen, wo haben Sie den das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerſt den Auferſtandenen perſönlich geſehen habe, iſt ja der nämliche Verſikel beim Markus (XVI, 9.) den Sie von dieſer Erſcheinung nicht wollen gelten laſſen; von dem Sie erwieſen zu haben glauben, daß darin diejenige Erſcheinung die erſte genant werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rükwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erſcheinung (XX, 16.) erzählt, von welcher ich ſage, nicht Sie, daß der von Ihnen ſo gemißhandelte Verſikel des Markus

rede, ſagt ja mit keiner Silbe, daß ſie die erſte geweſen. Deñ ob er ſchon keine andere vorher erzählt, ſo folgt doch durchaus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wiſſen Sie deñ alſo, daß Magdalena ganz allein die erſte perſönliche Erſcheinung Chriſti gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweiſe ſowohl für die gewöhnliche, als für die neuerdings von ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Kripe ſuchen, von welchem Sie wiſſen, daß Sie es Ihren eignen Pferden herausgeſtohlen? — Und doch iſt es ſo. Wahrlich ſo lange es Ausleger auf der Welt gibt, glaube ich nicht, daß einem ſein untreues Gedächtniß einen ſo lächerlichen Poſſen geſpielt habe. Merken Sie ſich doch, wenigſtens auf's künftige, lieber Nachbar, daß, nach dem Lügner, kein Menſch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat, als — der elende Ausleger. —

Weñ ich hier, voller Verdruß und Ekel, die Feder aus der Hand würfe: wer köñte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widerſprüche, und habe unter allen fünfen nicht einen widerlegt gefunden: da es ſchon für mich genug wäre, weñ nur einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ohngeachtet, muthig an die andre Hälfte nur auch!

Sechſter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus iſt der auferſtandene Je-
„ſus der Maria Magdalena auf dem Rükwege
„zur Stadt erſchienen: und nach dem Johannes
„vor der Thür' des Grabes.“

Legt einem unbefangenen, von keinen harmoniſtiſchen Flikereien etwas wiſſenden, vernünftigen Le-

ſer den Matthäus und Johannes vor: und höret, was er ſagt. Weñ ſich das nicht widerſpricht, ſo widerſpricht ſich nichts. Und wie? geſtehen deñ ſelbſt die Harmoniſten nicht, daß hier offenbar ein Widerſpruch bleiben würde, weñ ſie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht ſagt, was er doch ſagt? Würde der Nachbar ſelbſt den Matthäus ſo mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, weñ Matthäus, natürlich verſtanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre. — Matthäus neñt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Chriſti zu ſalben ausgehen, und am Grabe die Erſcheinung der Engel haben, ausdrüklich; eben das thut Markus ausdrüklich; eben das thut Lukas ausdrüklich: und keiner von allen dreien läßt es mit einer Silbe vermuthen, daß ſie von den übrigen Weibern, ehe ſie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes ſoll dieſen Umſtand doch haben. — Johannes? — So ſagt wenigſtens der Nachbar. „Daß Magdalena bei den übri„gen Weibern, mit welchen ſie zum Grabe ausging, „nicht blieb, ſondern nach der Entdekung, daß es „geöfnet ſei, zurüklief, erzählt Johannes ſo deut„lich, daß es wirklich unbeſcheiden iſt, ihn „mit dem Matthäus in Widerſpruch zu ſezen.“ Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Deñ was in ſeinem ſo deutlich ſtehen ſoll, das ſteht in meinem gar nicht. In ſeinem ſoll deutlich ſtehen, „daß Magda„lena bei den übrigen Weibern, mit welchen ſie „zum Grabe ausging, nicht blieb;“ und in meinem ſteht nicht einmal, daß ſie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen, und weiß von keinen Begleiterinen, die ſie ſo übereilt, auf den

erſten Anblik des eröfneten Grabes, verlaſſen hätte. Stünde nun in ſeinem Johannes nichts anders, nichts mehr: würde der Nachbar ſich wohl ſo entſcheidend ausdrüken, und ſeinem Gegner eine Unbeſcheidenheit vorwerfen, der nur er ſchuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er ſcheint gerade der Mañ zu ſein, der ſich am mauſigſten macht, weñ er am wenigſten Recht hat. Mein Johannes und ſein Johannes ſind die nämlichen: und der ganze Unterſchied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit blos ungetäuſchten Augen, er hingegen durch die Brille ſeiner Harmonie lieſet. In ſeiner Harmonie ſteht es, nicht im Johannes, daß Maria, ſobald ſie von fern das Grab eröfnet ſiehet, die übrigen Weiber, mir nichts dir nichts, verlaſſen habe und nach der Stadt geeilet ſei. Bei dem Johannes iſt ſie weder ſo unhöflich, noch ſo unbeſonnen. Oder will man ſie, mit dem Dichter, lieber furchtſam als unbeſonnen machen?

„Und die Bewohnerin Magdalas kam, ſah offen das Grabmal,
„Weggewälzet den Fels, floh, rief's den andern entgegen,
„Eilte zurük nach Jeruſalem. Aber die Kommenden ließen
„Sich nicht ſchreken, und gingen heran."

Gleichviel! Ihr Betragen iſt immer gleich unbegreiflich: indem ſchwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo ſie ſieht, daß mehrere ihres Geſchlechts ſtehen bleiben; oder auch mehr Weiber ſchwerlich ſtehen bleiben, wo ſie ſehen, daß eine aus Furcht davon läuft. Aber es iſt ja ſo ſichtbar, warum Maria Magdalena eine ſo lächerlich furchtſame, oder eine ſo lächerlich unbeſonnene Rolle ſpielen muß. Ließe man ſie mit den übrigen Weibern ganz herangehen: ſo ſähe ſie mit ihnen zugleich Engel, und

nach dem Johannes muß ſie noch nichts als das leere Grab geſehen haben, als ſie den zwei Apoſteln die erſte Nachricht bringt. — Arme Magdalena! wären die Evangeliſten nichts als menſchliche Geſchichtſchreiber: ſo bliebeſt du bei Ehren. Deñ man hat noch immer einen menſchlichen Geſchichtſchreiber lieber etwas nicht recht wiſſen, als eine Perſon, die er einführt, unnatürlich abgeſchmakt handeln laſſen. Aber ſo ſind die Evangeliſten göttlich; — das iſt eine ſchöne Göttlichkeit! — nicht ſowohl das, was jeder von ihnen ſagt, iſt göttlich, ſondern das, das iſt göttlich, was wir ſie alle einſtimmig aus unſerm hermeneutiſchen Sprachrohre können ſprechen laſſen: und du wirſt darüber — arme Magdalena? — die Harlequinin der Harmonie.

„Meinen Unwillen aber über des Mannes Un„verſchämtheit kañ ich hier kaum zurükhalten:“ ſagt der Nachbar von meinem Ungenañten. Behüte Gott, daß meine Leſer glaubten, ich ſelbſt wäre im Stande, ſo etwas von meinem Nachbar zu ſagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mañ haben ſollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raiſonnement für ſo bündig halten kañ, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes ſagt klar, Jeſus ſei der „Magdalena am Grabe erſchienen, und Matthäus, „er ſei den Weibern auf der Rükkehr vom Grabe „begegnet. Mußte nun vernünftiger Weiſe nicht „erſt bewieſen werden, daß Magdalena unter dieſen „Weibern geweſen?“ — (Mußte? was braucht das erſt erwieſen zu werden. Sagt es nicht Matthäus ausdrüklich? Müßen Sie nicht vielmehr beweiſen, daß es Matthäus nicht ſagt?) — „Dieſes geſchiehet aber nicht, weil es nach Johannes „(XX, 1 — 18.) nicht geſchehen kañ.“ — Freilich geſchieht es nicht: deñ es war geſchehen, ſo-

bald Matthäus ſchrieb. Sobald Matthäus geſchrieben hatte, und ehe Johannes ſchrieb: wem koñte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht geweſen, unter welchen ſie Matthäus zuerſt nennet? und Markus nennet; und Lukas nennet? In dieſem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht, und litte keinen Widerſpruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern geweſen, denen Chriſtus auf dem Wege nach der Stadt erſchienen war? Warum muß es deñ, nur ſeitdem Johannes geſchrieben, nicht mehr wahr ſein? — Weil es dem, was Johannes ſchreibt, widerſprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangeliſten ſich widerſprechen darf? und wir ſie in allen Worten müßen vergleichen können? — Wer ſagt das? Sie vergleichen, wo ſie ſich vergleichen laſſen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geſchieht: wer würde das nicht gern wollen? Aber ſie auf Koſten eines oder mehrerer Evangeliſten vergleichen, welche darüber zu nachläßigen, elenden Geſchichtſchreibern werden, welche darüber in Widerſpruch mit ſich ſelbſt kommen, welche darüber wiſſentlich und vorſezlich, wie ich erwieſen habe, Lügen niedergeſchrieben haben müßen: welchem geſunden Magen iſt eine ſolche Vergleichung nicht unverdaulicher, als alle die Widerſprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben verſichert?

„Dennoch (fährt der Nachbar fort) ſezt der Ungenañte beide Evangeliſten in Widerſpruch, wie „die beiden Älteſten in Iſrael, die fälſchlich wider „die Suſanna zeugten." — Dieſe Erläuterung aus der Geſchichte der Suſanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein' Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem ſehr falſchen Schritte verleitet hätte, weñ ſie die Älteſten, auf den bloßen Wider-

ſpruch, in den ſie fielen, verdam̃t hätten. Ihr eigenes Bekeñtniß muß dazu gekommen ſein. Der bloße Widerſpruch koñte gegen ſie nichts beweiſen; ſondern er war nur die Gelegenheit einer Überraſchung, in der ſie ihre Verläumdung geſtanden. Und ſo, ſage ich, bleibt es zwar allerdings ein eben ſo großer Widerſpruch, weñ die nämliche Erſcheinung an zwei verſchiedenen Orten ſoll geſchehen ſein, als weñ die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde ſoll vorgegangen ſein: aber derjenige, der des erſtern Widerſpruchs wegen, weñ er auch immer und ewig in den Evangeliſten bleiben müßte, ſchließen wollte: alſo ſind die Evangeliſten Lügner, alſo muß man den Evangeliſten gar nichts glauben; der ſchließt wirklich eben ſo übereilt, als die Richter geſchloſſen haben würden, weñ ſie blos darauf die Älteſten hätten ſteinigen laſſen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der andre eine Linde für eine Eiche angeſehen hätten, indem ihre lüſternen Augen nach ganz etwas anderem ſahen, als nach den Bäumen der wohllüſtigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar ſeinen Trumpf: der unverſchämte Mañ, auch kaum aufmuzen. Er ſah damit vielleicht nicht ſowohl auf den Widerſpruch, den der Ungenañte zwiſchen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenañte aus dieſem und dergleichen Widerſprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn deñ ein heiliger Eifer; und ich bin noch ſehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in dieſem heiligen Eifer nur rief: der unverſchämte Mañ! und nicht gar ein: Gott ſchelte dich Satan! ausſtieß. Was unmittelbar darauf folgt, iſt wenigſtens ſo kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Chriſt hätte vor ihm den abſurden

„ Widerſpruch, weñ er da wäre, geſehen? Es müßen ſehr ſtolze Leute ſein, die ſo die Religion beſtreiten, und ſich für Generalpächter des Menſchenverſtandes halten.“ — Vor's erſte, lieber Nachbar, ſind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Matthäus und Johannes nicht ſchon längſt gerüget worden. Und zum andern, was wäre es deñ, weñ auch das nicht wäre, und der Ungenañte ihn ſchlechterdings zu allererſt entdekt hätte? Es iſt bis jezt in der Welt noch unendlich mehr überſehen, als geſehen worden. Nur Leute, bei denen alles ſo bleiben ſoll, wie ſie es von ihrem Profeſſor gehört haben, können ſich das nicht einbilden: und dieſe Leute ſind der Wahrheit noch viel ſchädlicher, als die, die Sie ſo ſiñreich Generalpächter des Menſchenverſtandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Deñ was dieſe gepachtet haben, das haben ſie doch, und ſie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein wenig theuer. Aber jene! jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was dieſe nur ausſchließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer deñ dieſen Widerſpruch, bei dem wir halten, vor unſerm Ungenañten ſchon geſehen habe? ſo antworte ich Ihnen nur, daß Auguſtinus ſogar ſchon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat, als Sie. Auguſtinus nämlich ſagt — Leſen Sie es bei ihm ſelbſt nach. 1) Ich würde nicht fertig, weñ ich vollends mit Ihnen in die älteſten Harmonien gehen wollte, die Sie mir ſo wenig zu kennen ſcheinen.

Siebenter Widerſpruch.

„ Bei dem Matthäus umfaſſen die Weiber des „ Auferſtandenen Füße; beim Lukas ermuntert der

1) De Conſenſu Evangel. L. 3. c 24.

„Auferſtandene ſelbſt die verſammelten Eilfe, ihn
„zu berühren; beim Johannes befiehlt er dem
„Thomas, ihn mit der Hand zu betaſten: nur
„von der Maria Magdalena, ſagt Johannes,
„habe er ſich durchaus nicht wollen berühren
„laſſen.“

Weñ ſich zwei oder mehrere Evangeliſten widerſprechen: ſo bin ich, falls ihre Vergleichung nicht nothwendig iſt, falls ſie nicht höchſt natürlich ſich ergibt, ſehr geneigt, alles ſo ſtehen zu laſſen, wie es ſteht, und den Widerſpruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verſchliſſenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abſtechenden Lapen zu fliken. Bei weitem aber bin ich ſo nachgebend nicht, weñ man mich bereden will, daß ein Evangeliſt ſich ſelbſt widerſpreche. Deñ wie mehrere nicht eins ſind: ſo iſt auch eins nicht mehrere. Weñ der unterrichtetſte, redlichſte Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widerſprechen ſoll: ſo muß er dieſen andern, oder dieſe andre müßen ihm ſchreiben helfen: und das möchte ich nicht gern auf die Evangeliſten kommen laſſen. Hingegen weñ ein Geſchichtſchreiber ſich nicht ſelbſt widerſprechen ſoll: ſo braucht er nur immer derſelbe zu ſein, der er war.

Folglich, da in dieſem Widerſpruche nicht allein Matthäus und Lukas mit dem Johannes ſtreiten, ſondern Johannes auch mit ſich ſelbſt uneinig iſt: ſo habe ich ihn von jeher unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen ſei. Da nämlich Johannes ſagt, daß der Auferſtandene ſich den Betaſtungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, ſondern ſie vielmehr aufgefordert; und eben dieſer Johannes erzählt, daß der Auferſtandene von der Maria Magdalena nicht berührt ſein wollen: ſo kañ ich mir nicht einbilden,

daß Johannes zwei widerſprechende Dinge damit zu verſtehen geben wollen; einmal, daß Chriſtus durch ſeine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen; und einmal, daß Chriſtus durch ſeine Nichtfühlbarkeit die ſchon überzeugte Magdalena, weñ ſie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Deñ ſchlechterdings hat Johannes nur eins von beiden für wahr halten können: entweder daß Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung einen fühlbaren körperlichen Körper, oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und ſo würde ich ganz gern dem Nachbar zugeſtehen, daß er auf dieſen Widerſpruch geantwortet habe, weñ er weniger ſchnipiſch und verächtlich geantwortet hätte. Aber dieſen Ton kañ man an einem Manne, der nicht mehr Scharfſiñ, nicht mehr Gelehrſamkeit zeigt, als er, ſo wenig vertragen: daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Poſten zu vertheidigen, den man gutwillig verlaſſen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieſer Abſicht nur zu Gemüthe führen, daß ſeine Erklärung der Worte des Johannes (XX, 17.), worauf ſich ſeine ganze Antwort gründet, noch lange ſo ausgemacht nicht ſei, als er glaubt. Sie iſt zwar freilich die ſeit 150 Jahren faſt allgemein angenommene: aber ſie macht doch auch die ganze Stelle ſo kahl, ſo leer, ſo froſtig, ſo complimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, weñ das geſamte Altertum weit etwas anderes und mehreres darin geſucht hat. Selbſt Grotius hängt noch an der alten myſtiſchen Auslegung; und diejenigen, lieber Nachbar, ſind eben nicht gleich kranke Köpfe, die dieſe und mehrere Auslegungen der Neuern für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus und Markus, beſcheidet „Chriſtus unmittelbar nach ſeiner Auferſtehung, „ſowohl durch die Engel im Grabe, als ſelbſt „mündlich durch die rükkehrenden Weiber, ſeine „Jünger nach Galiläa: bei dem Lukas aber be„fiehlt er ebendenſelben, an eben dem Tage der „Auferſtehung, daß ſie ſämtlich in Jeruſalem „bleiben ſollten, bis daß der heilige Geiſt über ſie „ausgegoſſen würde, welches am Pfingſtfeſte geſchah.“

Auch bei dieſem Widerſpruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebſten möchte beantworten können, iſt merkwürdig, daß ſich jeder Evangeliſt einzeln ſorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Deñ weñ Jeſus beides von ſeinen Jüngern verlangt hätte; weñ er ihnen beides zu verſchiednen Zeiten befohlen hätte; ſo würde derjenige Evangeliſt, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, ſo einſchärft, (Matthäus,) nicht von allen Erſcheinungen zu Jeruſalem ſchweigen, und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangeliſt, welcher den Auferſtandenen ſeinen Jüngern befehlen läßt, die erſten funfzig Tage nicht aus Jeruſalem zu weichen, (Lukas,) würde nicht blos lauter Erſcheinungen in Jeruſalem erzählen, und ſelbſt diejenige in Jeruſalem bei verſchloſſenen Thüren vorgehen laſſen (XXIV, 41.), deren eine ſehr gleichförmige Johannes (XXI, 1-13.) am galiläiſchen Meere erfolgen läßt.

Und dieſes alles hat der Ungenañte ſo handgreiflich aus einander geſezt: daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leiſten, was noch kein Ausleger geleiſtet hat: ſondern weil mir einfiel,

daſs eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernſte Gewäſche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem ſehr ſiñreichen Gedanken gegeben; und gar nicht wizige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geſchwind etwas zu ihrer Vertheidigung ſagen zu müßen, ſehr wizig. Hier wird, dacht' ich, die blinde Henne brav ſcharren: und wer weiß, ob nicht gar ein hübſches Steinchen in dem aufgeſcharrten Miſte ſich findet? Das Steinchen wäre dañ für mich.

Nun deñ! hier iſt das Steinchen, das die blinde Henne aufgeſcharret hat. Benennen mag es ein andrer: ich halte es für ein Krötenſteinchen. Es kañ aber auch ein Luchsſteinchen ſein; deñ hohl iſt es.

Pfiffig indeß, werden manche ſagen, ſei mein Nachbar doch für zehn andre. Deñ er begnügt ſich, dieſen achten Widerſpruch in eigner Perſon nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet ſich ſein beſcheidnes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn ſchon wieder unterrichtende A. mit einem: Was ſagen Sie dazu? Und nun ſagt das A. wie folget. „Ich ſage, was „ich öfter geſagt: unſer Autor muß alles durch „einander werfen, weñ er Widerſprüche zur Welt „bringen will. Es iſt wahr, daß die Engel und „Jeſus ſelbſt, am Tage ſeiner Auferſtehung, den „Weibern befahlen, ſeinen Jüngern zu ſagen, „daß ſie nach Galiläa gehen und ihn da ſehen „ſollten; aber es iſt nicht wahr, daß er an „eben dieſem Tage ihnen gebot, zu Jeruſalem „zu bleiben, deñ das befahl er ihnen am Tage „ſeiner Himmelfahrt, wie jeder ſieht, der „Apoſtelg. I, 3. 4. leſen kañ."

So? das iſt nicht wahr? wie jeder ſehen kañ? — Wie froh bin ich, daß A. dieſes ſagt, ein Mañ, der mir vom Anfange nicht gefallen,

weil er ein Zweizüngler iſt. Und ein hämiſcher, boshafter Zweizüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie ſich in's Geſpräch! Merken Sie deñ nicht, daß dieſer tükiſche A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da ſagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Silbe beſtrafen.

Oder ernſthafter: Ihr Pfif, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine ſolche Antwort nicht ſelbſt geben, ſondern nur geben laſſen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie ſeine Perſonen kañ ſprechen laſſen, wie man will, weñ es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derſelben nicht ſtreitet; daß man ſie fluchen und lügen und läſtern kañ laſſen, ſo arg man will; und daß kein Menſch den Komödienſchreiber dafür muß anſehen wollen. Aber Unterredungen, die zur Unterſuchung der Wahrheit geſchrieben werden, ſind keine Komödien: und der Verfaſſer ſolcher Unterredungen muß für alles ſtehen, was er nicht darin gelegentlich ſelbſt verwirft, oder wenigſtens mit einem mißbilligenden Seitenblike bezeichnet.

Alſo, lieber Nachbar, was ſagen Sie? den Befehl, vor's erſte in Jeruſalem zu bleiben, habe Chriſtus ſeinen Jüngern am Tage ſeiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder ſehen müße, der Apogeſch. I, 3. 4. leſen könne? — Es iſt mir unbegreiflich, wie Sie ſo etwas ſo dreiſt in die Welt ſchreiben können. Weñ die Bibeln in der Welt noch ſo rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verſchreiben müßte: ſo wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leſer nur die Hand ausſtreken darf, um ſie auf der Unwahrheit zu ertapen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel iſt wahr: daß der Anfang der Apoſtelgeſchichte bis auf den 9 Verſikel drei verſchiedne Abſäze hat, die wohl ein Mañ durch einander mengen köñte, der im Schlafe zu leſen gewohnt iſt. Die zwei erſten Verſikel enthalten einen bloßen Übergang von dem erſten auf das zweite Buch des Lukas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erſte Buch, ſein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, Verſe 3. 4. 5. was Chriſtus in den 40 Tagen nach ſeiner Auferſtehung gethan und geſagt, und kömt ſodañ, im 6 Verſe auf die ganz lezte Begebenheit ſeines erſten Buchs zurük, von welcher er den Faden wieder aufnimt. Dieſe lezte Begebenheit iſt die Himmelfahrt Chriſti, von welcher wir hier, Verſe 6. 7. 8. noch einen Umſtand erfahren, den Lukas, weil er ſich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten, als zu Ende des erſten Buchs erzählen wollte.

Weñ nun der Befehl, daß die Jünger vor's erſte nicht von Jeruſalem weichen ſollen, in dem mittelſten Abſaze vorkömt; weñ es nichts weniger als unwiderſprechlich iſt, daß συνελθοντες V. 6. ſich auf συναλιζομενος V. 4. beziehet, und Lukas vielmehr im 6 Verſikel von einer ganz andern Verſamlung zu reden anfängt, als deren er im 4 Verſikel gedenkt, wo nur von einer Verſamlung der Eilfe die Rede war, anſtatt daß im 6 Verſikel eine weit größere Verſamlung von Jüngern zu verſtehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig ſein ſollten; weñ es noch im Geringſten nicht erwieſen iſt, daß das συναλιζομενος V. 4. nichts als ein bloßes Zuſammenbringen bedeute, und folglich die beiden älteſten Überſezer, der lateiniſche und ſyriſche, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; weñ ſogar es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß Lukas mit dieſem Worte eben

nicht wie Xenophon ſich ausdrüken, ſondern vielmehr auf eine andere Stelle bei ſich ſelbſt verweiſen wollen: 1) wie können Sie den̄ ſagen, daß jeder, der Apoſtelg. I, 3. 4. leſen könne, ſehen würde, Chriſtus habe nicht am Tage ſeiner Auferſtehung, ſondern am Tage ſeiner Himmelfahrt, den Jüngern befohlen, in Jeruſalem vor's erſte zu bleiben? Ich kan̄ doch auch leſen: und ſehe das nicht. Aber freilich, ich will nicht ſehen: und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht ſehen, ſondern mit meinen. — Wen̄ Sie ſich noch begnügt hätten zu ſagen, daß jener Befehl in der Apoſtelgeſchichte nicht eben am Tage der Auferſtehung gegeben zu ſein *ſcheine*: ſo möchte es noch hingehen; falls er an dieſer Stelle allein ſtünde. —

Den̄ kurz: wozu alles dieſes Spiegelgefechte? — Ihre Verſündigung iſt hier weit größer, als daß Sie blos Ihre Meinung in einer ſtreitigen Stelle ganz offenbar finden. So was widerfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabei kan̄ man noch immer ein ſehr ehrlicher Man̄ ſein. Aber, Nachbar, auch dabei, wen̄ man nicht allein eine ſtreitige Stelle als nicht ſtreitig für ſich anführt, ſondern noch dazu eine anderweitige, nicht im Geringſten ſtreitige Stelle, die ausdrüklich wider uns iſt, *wiſſentlich* verſchweigt? Auch dabei? — Ich laſſe es gelten, wen̄ man auf der Katheder diſputirt; wo man ſich nur ſeines pro loco würdig zeigen ſoll. Da gilt allerlei Münze. Aber wen̄ man vor den Augen der ganzen Welt als ein unparteiiſcher Unterſucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewiſſen muß ſagen können: ȣ σπευδω νικησαι κακως, αλλα ζητησαι αληθως; iſt es auch da noch erlaubt, ſolche Adjunctenſtreiche zu ſpielen?

1) Vid. Bosii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 347. Conf. Stockius ad. l. q.

Es hat nämlich jener Befehl in der Apoſtelgeſchichte nicht allein eine ſolche Parallelſtelle, aus welcher er erklärt werden kañ: ſondern er hat ſogar eine ſolche, aus welcher er nothwendig erklärt werden muß, weil es Parallelſtelle des nämlichen Verfaſſers iſt. Der nämliche Lukas, welcher in ſeiner Apoſtelgeſchichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht beſtim̃t genug ausdrükt: drükt ſich in ſeinem Evangelio ſo beſtim̃t darüber aus, daß ſchlechterdings keine genauere Beſtimmung der Zeit möglich iſt. Deñ wañ läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Verſam̃lung der Eilfe, in welcher der Auferſtandene ein Stük vom gebratnen Fiſche und Honigſeim aß? Und wañ war dieſe Verſam̃lung? War es nicht die nämliche, bei welcher ſich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wañ gingen dieſe Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Chriſti? wie ſie ſelbſt ſagen. War es nicht, wie ſie ſelbſt ſagen, am Abende des nämlichen Tages, an deſſen frühem Morgen die Weiber das Geſicht der Engel geſehen hatten? — Alſo: am Tage der Auferſtehung? —

Was iſt hierwider einzuwenden? Nichts, ſchlechterdings nichts. Entweder hat Chriſtus, nach dem Lukas, ſeinen Jüngern ſogleich am Tage der Auferſtehung befohlen, in Jeruſalem zu bleiben: oder es iſt bei allen Evangeliſten nichts klar, nichts ausgemacht. Deñ das Deutlichſte, was ſie uns irgendwo ſagen, iſt nichts deutlicher, als das.

Aber mein Gott! muß ein ehrlicher Chriſt denken, der unter dieſen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, weñ ſchlechterdings wider jene Stelle im Evangelio des Lukas nichts einzuwen-

den iſt: wie helfen ſich deñ gleichwohl die Harmoniſten? Wie ſie können, liebe Seele. Das iſt, auf die ſchändlichſte, heilloſeſte, unverantwortlichſte Weiſe. Und da dürfte ich faſt meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er iſt im Grunde nichts ſchlimmer, als ſie alle; und weñ in Geſellſchaft unſinnig ſein, den Unſiñ entſchuldiget, ſo iſt er hinlänglich entſchuldigt. Eben die Stelle, die er hier verſchweigt, hat ſie längſt zu einem Verfahren genöthiget, bei welchem ich eben ſo gern die mangelhaften Stüke eines zerriſſenen Briefs, mit welchen der Wind ſpielet, zu meiner Bibel machen möchte; — zu einem Verfahren, welches auch nur ſtillſchweigend billigen, zur Schande der Evangeliſten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zuſammenhange zu erklären ſei; daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeſchaltete Reden Chriſti, nichts als feuchter Sand ſind, der ſich nur ſo lange zuſammenballet, als man ihn nicht reibet.

Sie ſagen nämlich: Lukas brauche in ſeinem Evangelio eine Anticipation, und laſſe Chriſtum daſelbſt etwas weit früher ſagen, als er es wirklich geſagt habe; welches er ſelbſt Apoſtelg. I, 3. 4. zu verſtehen gebe. — Vollkommen wie Toinette der Medicus im eingebildeten Kranken! „Die Weiſe der heiligen Lehrer, (mit Luthern „zu reden,) die Schrift ſo zu erklären, daß „ſie helle klare Sprüche nehmen, und machen damit die dunkeln Wankelſprüche klar;“ dieſe Weiſe war ſo alt, ſo abgenuzt! Warum ſollen ſie das Herz nicht einmal verlegen; warum ſollen ſie, wenigſtens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren, und die dunkeln Wankelſprüche nehmen, um damit in die allzu hellen, allzu klaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen?

Oder ſie ſagen mit andern Worten: Lukas habe, dort in ſeinem Evangelio, zwei Reden Chriſti in eine geſchmolzen; zwiſchen dem drei und vierzigſten und vier und vierzigſten Verſikel, die Lukas freilich mit eiſernen Klammern verbunden zu haben ſcheine, die er mit einem Zuge der Feder geſchrieben, oder in einem Athem ſeinem Schreiber vorgeſagt, liege nicht weniger als eine Zeit von 40 Tagen; von dem einen Verſikel auf den andern mache Chriſtus mit ſeinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jeruſalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tauſend Jahre ſind ja vor Gott wie ein Tag! mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich ſind 40 Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich iſt ihm der Abſtand von Jeruſalem bis Bethania ein Punkt, der in den andern fällt; und aus Vernachläßigung dieſer wenigen Secunden, aus dieſer Verwechſelung der rechten Seite eines Sonnenſtäubchens mit deſſen linker, wagt man es, dem Lukas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig, dieſe Herren, ihre harmoniſche Mißhandlung ſo zu rechtfertigen. —

Wahr iſt es, daß ihnen ſchon Tatian gewiſſermaßen vorgegangen, als welcher den neun und vierzigſten Verſikel in dem lezten Kapitel des Lukas, auf eine eben ſo gewaltſame Art trennet, und zwiſchen das wiederholte Verſprechen Chriſti, ſeinen Jüngern die Verheiſſung ſeines Vaters zu ſenden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jeruſalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erſcheinungen noch einſchaltet, deren die andern Evangeliſten gedenken. Aber wie dieſes überhaupt für ſie nichts beweiſen, ſondern nur zeigen würde, wie früh es ſchon Leute gegeben habe, die ſich alles mit den Evangeliſten erlaubet, um nur ein Ganzes aus ihnen zuſammenſezen zu können, das

nach ihrem Kopfe wäre: ſo antworte ich hierauf noch Folgendes insbeſondere. Vor's erſte iſt noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es ebenderſelbe, den uns Victor Capuanus aufbehalten: ſo iſt klar, daß ſein Werk nichts weniger als eine Harmonie, in dem uns gebräuchlichen Verſtande dieſes Wortes, iſt oder ſein ſoll; es iſt ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangeliſten gereihet; es iſt ein bloßes βιβλιον συντομον, deſſen ſich die gemeinen Chriſten in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich, nicht zu vergeſſen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur ſchlecht zufrieden war; nicht allein wegen verſchiedner Auslaſſungen, die er zu Gunſten ſeiner enkratitiſchen Irrtümer machte, ſondern auch wegen der Zuſammenſezung des beibehaltenen und unverfälſchten Textes der Evangeliſten ſelbſt. Deñ Theodoret gibt ihm eine κακȣργιαν της συνθηκης ſchuld, worunter ich mir nichts anderes denken kañ, als daß er, wo es ihm vortheilhaft geweſen, ſolcher gewaltſamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen ſich unterſtanden, als dieſe eine iſt, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, daß gegenwärtig ſeinen Namen führt.

Wenigſtens iſt gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern, weder die Trennung des neun und vierzigſten Verſikels, noch die Trennung des drei und vierzigſten und vier und vierzigſten gebilliget, und ſich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen geſucht, daß Chriſtus an dem nämlichen Tage ſeinen Jüngern in Jeruſalem zu bleiben, und nach Galiläa zu gehen, befohlen.

Hieronymus ſicherlich nicht; dem Hedibia dieſen nämlichen achten Widerſpruch meines Ungenañ-

ten zur Auflöſung vorlegte. Deñ Hieronymus ſagt blos, daß die Erſcheinungen Chriſti in Jeruſalem für keine eigentliche Erſcheinungen zu rechnen, als in welchen er nur pro consolatione timentium videbatur, et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur. In den Erſcheinungen in Galiläa hingegen wäre tanta familiaritas et perseverantia geweſen, ut cum eis pariter vesceretur. Nun iſt zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren: Unde et Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis.* Et in Joanne legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit:* quae verae resurrectionis indicia sunt — und unmittelbar darauf hinzuſezen können: In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur. Deñ wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleſerin, wie Hedibia war, ſo etwas ſchreiben koñte? Hedibia mußte nothwendig ſehr ſonderbare Begriffe, entweder von der Übereinſtimmung der verſchiednen Exemplare des neuteſtamentlichen Textes, oder von der Bekañtſchaft des Hieronymus mit demſelben, bekommen. Der auferſtandne Chriſtus habe in Jeruſalem nicht gegeſſen? Steht deñ nicht in ſeinem eignen Lukas: at illi (die in Jeruſalem verſammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurükgekehrten kamen,) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis? Folgt deñ nicht auch in ſeinem Lukas: et cum manducasset coram eis? Wie geſagt; dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus iſt mir ganz unbegreiflich: eben ſo unbegreiflich als es mir iſt, daß ſie ſonſt niemanden, ſo viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieſer einzigen Stelle wegen, weñ ich Herausgeber des Hieronymus geweſen wäre, würde ich, ohne weiteres Bedenken, die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia, nicht blos unter die αμφιβολως

νοϑα, ſondern gerade zu unter die ψευδεπιγραφα indocta dieſes Kirchenlehrers geworfen haben. Deñ was kañ ungelehrter für einen Ausleger der Schrift ſein / als weñ ihm die ausdrüklichen Worte derſelben ſo wenig gegenwärtig ſind? Wäre es ſonſt einem wohl zu verdenken / der dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe / weil er der Hedibia nichts geſcheideres zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benedictiner / deren neueſte Ausgabe ich nicht nachſehen kañ / werden da ſchon andern Rath gefunden haben!

Eben ſo wenig / und noch weniger als Hieronymus / läßt es ſich Auguſtinus einfallen / jenes dopelten / einer den andern aufhebenden Befehls wegen / eine und ebendieſelbe Rede beim Lukas halb in Jeruſalem / und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu laſſen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entſpringenden Einwurfs ſchon weit feiner zu Werke. Da nämlich Markus / welcher ebenſowohl als Matthäus / den Befehl hat / daß die Jünger nach Galiläa gehen ſollen / ganz und gar keiner Erſcheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht geſagt habe: praecedit vos in Galilaeam, ibi *primum* eum videbitis; aut, ibi *tantum* eum videbitis; aut, *non nisi* ibi eum videbitis, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangeliſten freilich widerſprechen würde; da Matthäus den Engel blos ſagen laſſe: *ibi eum* videbitis, nec expressum est quando id futurum esset, utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset; an postea quam eum alicubi etiam praeterquam in Galilaea vidissent: ſo glaubt Auguſtinus / Chriſtus habe zwar freilich wohl den Jüngern verſprechen laſſen / irgend einmal in Galiläa ihnen zu erſcheinen / in der That aber liege doch in dem Befehle / daß ſie ihm nach Galiläa folgen ſollten / noch ganz etwas

anders. Und was? Was anders als ein Mysterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die Dotter in der Schale des Eies, eingeſchloſſen liege. Galilaea namque, ſagt er, interpretatur vel *transmigratio*, vel *revelatio*. Und nun nehme man das eine und das andere: die Sache iſt klar; und das praecedit vos in Galilaeam wäre genau erfüllt worden, auch weñ der auferſtandene Chriſtus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Deñ vor's erſte, secundum *transmigrationis* sententiam: transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Chriſti zu den Heiden? Vor's zweite, secundum illud, quod Galilaea interpretatur *revelatio*: wo ſonſt, als in Galiläa, offenbarte ſich Chriſtus zuerſt in derjenigen Geſtalt, in welcher er dem Vater gleich iſt? —

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten ſeit heut und geſtern zurufen. — Meine Herren, es kañ wohl ſein. Und obſchon auch Hieronymus an einem andern Orte, [1]) wo er ſich vermuthlich beſañ, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, ſogar zu einer myſtiſchen Auslegung ſeine Zuflucht nimt: die myſtiſchen, ſo wie die allegoriſchen Auslegungen, ſind freilich ein wenig nüchtern. Gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande geſtehen, — die nüchternſte von allen myſtiſchen und allegoriſchen Auflöſungen unauflöslicher Knoten, dünkt mich unendlich beſſer, als Ihre alexandriſchen, meine Herren, mit dem Schwerte. Deñ jene ſind doch nur Spiele, leere Verſuche: und Ihre ſind Mißhandlungen, thätliche Vergehungen, die Sie an einem blos menſchlichen Schriftſteller auszuüben, ſich ſelbſt ſchämen würden. —

1) Comment. in Matthaeum.

Ehe ich hierüber bittrer werde, will ich nur weiter gehen.

Neunter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus geſchieht die Erſcheinung „in Galiläa auf einem Berge, dahin Chriſtus ſei„ne Jünger beſchieden hatte: nach dem Johannes „geſchieht ſie am Ufer des galiläiſchen Sees bei „Tiberias. Da und dort unter ganz verſchiednen „Umſtänden.“

Das gibt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur iſt dem guten Mañ ſehr traurig, daß ein Menſch, der doch Berg und See unterſcheiden könne, aus zwei ſo ſichtbar verſchiednen Erſcheinungen lieber einen Widerſpruch ſchmieden, als ſie unterſcheiden wollen.

Endlich ſteht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenañte wollte nicht: weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will: ohne ſich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar ſagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenañten auf irgend eine Weiſe veranlaſſen können, beide Erſcheinungen für eine zu halten: daß es folglich kaum werth ſei, auf den ganzen Widerſpruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That linksum, marſchiret ab, und ſchießt Victorie.

Aber, lieber Nachbar, weñ Sie von Ihrer glorreichen Expedition glüklich wieder nach Hauſe ſind: wollen Sie wohl Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigſtens ex post zu urtheilen, ob Sie ſich den Sieg ſo leicht hätten machen ſollen?

Die Erſcheinung, die den Eilfen auf dem Berge geſchah, iſt die einzige, deren Matthäus gedenkt; deren Matthäus, zufolge des Verſprechens, welches bei ihm der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus, aus dem wir unſere Nachrichten von der Auferſtehung Chriſti ſchöpfen köñten und müßten: ſo würde man nicht unrecht annehmen, daß dieſe einzige erzählte Erſcheinung auch die einzige geſchehene geweſen. Ja, ich bin ganz ſicher, daß ſodañ unſre Theologen ſchon längſt die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferſtandene Chriſtus nicht mehr als einmal hätte erſcheinen können und müßen.

Nun aber, da wir mehrere Evangeliſten haben, die eben ſo glaubwürdig ſind als Matthäus; da jene andere Evangeliſten mehrere Erſcheinungen berichten: ſo iſt freilich aus dem Stillſchweigen des Matthäus nicht zu ſchließen, daß er damit, daß er nur einer Erſcheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erſcheinung gegeben. Sondern die Sache iſt nunmehr nur die, daß wir die einzige Erſcheinung bei dem Matthäus unter die anderweitigen Erſcheinungen ſo einſchalten, daß weder jene anderweitige, noch dieſe eingeſchaltete etwas dabei leiden.

Blos nach den Worten zu urtheilen, die Chriſtus bei der galiläiſchen Erſcheinung auf dem Berge zu ſeinen Jüngern redet, ſollte man meinen, daß dieſe Erſcheinung, weñ es nicht die erſte und lezte geweſen, doch wenigſtens die lezte gewiß geweſen ſein müße. Deñ Chriſtus ertheilet ihnen da ſeine lezten Befehle, und nimt förmlich von ihnen Abſchied. Doch da wir aus dem Lukas wiſſen, daß die Himmelfahrt ohnfern Jeruſalem, und nicht in Galiläa, geſchehen; und die lezte Erſcheinung doch

wohl die Erſcheinung bei der Himmelfahrt muß geweſen ſein: ſo fällt die galiläiſche Erſcheinung irgendwo zwiſchen die übrigen.

Und auch dieſes irgendwo läßt ſich näher beſtimmen: indem wir mehr als eine von den übrigen Erſcheinungen angeben können, welche nothwendig vor ihr hergegangen ſein müßen. Nämlich, nicht allein alle die einzeln Erſcheinungen am Tage der Auferſtehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war; nicht allein die Erſcheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beiwohnte, müßen vor ihr vorhergegangen ſein: ſondern ſogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kañ nicht anders als früher geweſen ſein. Dieſes erhellet aus Johannis XXI, 14. unwiderſprechlich, wo dieſer Evangeliſt leztbenañte am See Tiberias ausdrüklich die dritte an der Zahl nennet; welches, da es ihm ſelbſt widerſprechen würde, weñ man es von jeder einzeln Erſcheinung, die etwa nur einer oder wenigen Perſonen geſchehen war, verſtehen wollte, nothwendig nur von den ſolennern unter einer beträchtlichen Anzahl geſchehenen Erſcheinungen zu verſtehen iſt; dergleichen die bei verſchloſſenen Thüren, und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, geweſen waren. Nach dieſen beiden, ſagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glüklichen Einfall, weñ er dieſes Drittemal beim Johannes, auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Chriſtus erſchienen. Deñ er vergaß in dem Augenblike, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach ſich nicht ſagen läßt, daß die Erſcheinung bei verſchloſſenen Thüren mit den Erſcheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geſchehen wären. Fallen dieſe und jene aber auf zwei verſchiedne Tage: ſo war die Erſcheinung in Gegenwart des

Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte geweſen ſein.

Mag man aber doch jenes drittemal beim Johannes verſtehn und auslegen, wie man will: genug, daß die Harmoniſten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmüthig die Erſcheinung am See Tiberias vor der Erſcheinung auf dem Berge vorhergehen laſſen. Nun ſind dieſer Berg und dieſer See beide in Galiläa: beide Erſcheinungen ſind alſo in Galiläa geſchehen, beide ſind zufolge der Verheiſſung Chriſti geſchehen, daß er ſeinen Jüngern daſelbſt ſichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, ſehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meinung des Ungenañten, und auch ein wenig nach meiner, bei aufrichtiger Entwiklung, nichts geringers als ein formeller Widerſpruch erwächſt.

Deñ laſſen Sie uns doch nur die Erſcheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangeliſt, (Matthäus,) bei dem der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo ſie ihn ſehen würden, iſt, wie geſagt, der einzige, der dieſer Erſcheinung auf dem Berge gedenkt; iſt der, der ſonſt durchaus keiner andern Erſcheinung gedenkt; iſt der, der dieſer Erſcheinung mit dem Zuſaze gedenkt, daß eben auf dieſen Berg ſie Chriſtus beſchieden. Geſezt nun aber auch, daß dieſer Zuſaz: dahin ſie Chriſtus beſchieden hatte, ſich nicht auf den Berg, ſondern blos auf Galiläa bezöge: ſo bleibt doch noch immer, auch ohne dieſen Zuſaz, die Erſcheinung auf dem Berge die anberaumte Erſcheinung; und muß folglich, weñ ich ſchon nicht ſage, die erſte von allen Erſcheinungen überhaupt, aber

doch ganz gewiß die erſte von allen galiläiſchen Erſcheinungen geweſen ſein. Das iſt nothwendig: das iſt unwiderſprechlich; oder Matthäus, (man merke das wohl!) Matthäus, der zu allererſt ſchrieb, der nicht wiſſen koñte, was und wie viel der heilige Geiſt nach ihm durch andere Evangeliſten würde ergänzen, würde berichtigen laſſen, Matthäus hat als Einer geſchrieben, in dem nicht ein Funken Menſchenverſtandes glimmet. Deñ ſo, wie kein vernünftiger Menſch mit ſeinen Freunden eine zweite, dritte Zuſammenkunft verabredet und anberaumet, ohne zu wiſſen, wo und wañ die erſte geſchehen ſoll: ſo kañ auch kein vernünftiger Geſchichtſchreiber von Anberaumung einer Zuſammenkunft ſprechen, und in Erfolg dieſer Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweiten, dritten Zuſammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erſte und nächſte nach der Anberaumung geweſen, ein Wort zu erwähnen.

Iſt es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erſcheinung auf dem Berge die erſte galiläiſche Erſcheinung muß geweſen ſein; iſt es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erſcheinung an dem See Tiberias, dem ſogenañten galiläiſchen Meere, vor jener Erſcheinung vorhergegangen: nun ſo haben wir ja zwei erſte galiläiſche Erſcheinungen. Zwei erſte! — Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was iſt deñ das, z w e i e r ſ t e? Iſt es ein Räthſel? oder iſt es ein Widerſpruch? Mir iſt es nur ein Räthſel. Dem Ungenañten war es ein Widerſpruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen iſt es weder das eine, noch das andere. Ihnen ſind zwei erſte zwei erſte! Sie können nichts, als den Mañ beklagen, der zwei ſo verſchiedene Zwei lieber in Widerſpruch ſtellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß ſowohl das eine als das andere von dieſen

zwei in einem und ebendemſelben Betracht das Erſte ſein ſoll, iſt ja ſo eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht ſagen. Wer gewiſſe Dinge nicht ſogleich fühlt, dem ſind ſie auf keine Weiſe fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerſpruch.

ohnedies iſt mit dem neunten ſo genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit ſeiner noch alles nachholen köñte, was ich etwa bisher beizubringen vergeſſen hätte. Ja er iſt, dieſer zehnte Widerſpruch, nichts als die fernere ſtükweiſe Auseinanderſezung des neunten. Und dieſer Stüke macht der Ungenañte beſonders drei, in welchen allen ſeine erkañten Widerſprüche ſehr leicht zu rechtfertigen ſind, nachdem wir in dem Vorigen den Hauptgrund derſelben geſichert haben.

Nämlich; weñ der Ungenañte berechtigt geweſen iſt, die Erſcheinung auf dem Berge, und die Erſcheinung am Meere in Galiläa, für einerlei Erſcheinung zu halten, die nur durch die immer wachſenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den erſten dreiſſig bis vierzig Jahren zu ſolcher Verſchiedenheit gediehen; (er war zu dergleichen aber dadurch berechtiget, weil die Erſcheinung auf dem Berge, als die anberaumte Erſcheinung, nothwendig die erſte, wenigſtens die erſte in Galiläa, ſein mußte, und gleichwohl die Erſcheinung am galiläiſchen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene fällt:) ſo iſt er allerdings auch berechtiget geweſen, darin einen Widerſpruch zu finden, daß Matthäus die galiläiſche Erſcheinung zur erſten macht, Johannes aber vor ſelbiger zwei Erſcheinungen zu Jeruſalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich, meines Theils, hierauf blos geantwortet, daß Johannes die Erſcheinungen über=

haupt zähle, Mätthäus aber nur die erſte und vornehmſte Erſcheinung in Galiläa namhaft mache; als welches nach ſeiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu faſſen; weil Matthäus, ſagt er, kein Protokoll abgeſchrieben habe, weil er nur der einen Erſcheinung erwähne, weil er (er, der erſte Evangeliſt!) nicht für nöthig gehalten, ſeinen Leſern von mehrern etwas zu melden: ſo ſei aus ihm überhaupt nicht zu ſchließen, in welcher Ordnung die Erſcheinung auf dem Berge gefolgt ſei. Freilich; Ordnung iſt nur unter den Mehrern: aber Eines, was aus dieſen geordneten Mehrern herausgeriſſen wird, muß doch noch immer Merkmale ſeines gehabten Plazes behalten, oder man hat, auf eine höchſt unvorſichtige Art, dieſes Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus ſeiner einen Erſcheinung noch immer jene Merkmale gelaſſen; indem er ſagt, daß es die anberaumte geweſen. Nur die Harmoniſten halten für gut, auf dieſe ſeine Anberaumung gar nicht zu achten, und ihn die erſte die beſte Erſcheinung aus dem Glükshafen greifen zu laſſen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neueſten Geſchichte geben, und ſagt: „Es kömt die Rede auf den lezten Krieg, „ich erwähne beſonders der Schlacht bei Roßbach; „erkläre ich ſie dadurch für die erſte oder lezte?“ Ei nicht doch! Sie könten ſo einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, weñ Ihnen ein anderer den ganzen lezten preußiſchen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: „Der König, nachdem er „faſt aus allen ſeinen Staaten vertrieben war, hatte ſich die vornehmſten ſeiner Feinde, die Franzoſen und Reichstrupen, nach Sachſen wie beſtellt. „Sie kamen voll Übermuths und Spottes, als hätten ſie den Sieg ſchon in Händen. Aber wie ein Don-

„nerſtrahl aus hellem Himmel überfiel er ſie bei „Torgau. Da erkañten ſie wieder, mit wem ſie „zu thun hatten, und machten Friede; etliche aber „blieben noch ſeine Feinde:“ — was würden Sie von einem ſolchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihm auch durchhelfen wollen, wie Sie dem Matthäus durchzuhelfen ſuchen? Deñ gerade ein ſolcher Erzähler wäre, nach Ihrer Auslegung, Matthäus. Er ließe Chriſtum ſeine Jünger nach Galiläa beſtellen, wo ſie ihn ſehen würden: und hierauf verſchwiege er nicht allein, daß, ungeachtet dieſer Beſtellung, er ihnen erſt an andern Orten mehrmalen erſchienen ſei; ſondern gedächte auch nicht einmal ſeiner erſten Erſcheinung dort in Galiläa; gedächte anſtatt der erſten, wenigſtens anſtatt der frühern, welches die am Ufer der See geweſen, einer ſpätern, und wer weiß wie viel ſpätern, auf einem Berge! — Aber Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein ſo abgeſchmakter Erzähler iſt? Nur nach der Auslegung der abgeſchmakten Harmoniſten ein ſo abgeſchmakter Erzähler! Man bleibe ihm mit dieſen vom Leibe: und er erzählt als ein planer, geſunder Mañ, deſſen Erzählung wohl unrichtig ſein kañ, aber ungereimt doch wahrlich nicht iſt.

Eben ſo iſt es mit den übrigen Umſtänden beſchaffen. Matthäus und Johannes widerſprechen ſich offenbar in jedem derſelben, ſobald man annehmen muß, daß die Erſcheinungen am See Tiberias und auf dem Berge urſprünglich nur e i n e Erſcheinung geweſen. Umſonſt ſchreien Sie, lieber Nachbar, ſo laut und ſo oft: „Aber wer heißt euch, das an„nehmen? Aber köñt ihr deñ nicht zwei zählen? „Wer hier nicht zwei zählen kañ, muß nicht w o l„l e n!“ — Gott erbarm's! wir wollten gern: aber wie können wir? Wie können wir zwei zählen, da

wir nicht wiſſen, wo wir anfangen ſollen? nicht wiſſen, welches wir eins nennen ſollen? Will ich die Erſcheinung an dem See, mit dem Johannes, eins nennen, ſo ruft die Erſcheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin eins, oder mein Gewährs„mañ Matthäus war blödſinnig.“ Will ich nun dieſe eins nennen; ſo ruft mir Johannes entgegen: „Darfſt du mich Lügen ſtrafen? Glaubſt du, daß „ich nicht drei zählen kañ?“ — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig eins und eins: und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf zwei.

Wie bewundre ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundre ich Sie! Sie können zwei zählen: und, was das Sonderbarſte iſt, können mit dem nämlichen Zahlpfennige, in die Hand eines jeden Kindes, zwei zählen! — Iſt das Kind artig: ſo lächelt es, und ſchweigt. —

Und ſchweigt. — O daß ich nicht auch ſo artig geweſen bin, wie dieſes Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druk des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr, lächelnd hingenommen und geſchwiegen habe!

Doch dieſe Reue kömt zu ſpät: auch iſt das Übel, unter deſſen Gefühl ſie mich am meiſten nagen köñte, überſtanden; ich bin fertig. Ich bin fertig: fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Vertheidigung meines ganzen Ungenañten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz leſen mögen: aber doch fertig mit Vertheidigung deſſen, was ich von den Fragmenten des Ungenañten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung deſſen, was in den Unterredungen meines Nachbars

gegen das gerichtet iſt, wovor ich mit dem Ungenañten für einen Mañ zu ſtehen, mir einfallen laſſen.

Gott verhüte! daß ich mich mit dieſem auf ein Mehreres einlaſſen ſollte, was mir etwa, ſelbſt bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge ſuchenden Durchleſung, als Contrebande aufgeſtoßen wäre. Er behalte, z. E. was er von der gänzlichen Unwiſſenheit eines geiſtlichen Meſſias ſagt, in welcher die Apoſtel bei Lebzeiten Chriſti ſchlechterdings geſtanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem ſpöttiſchen Unglauben der verſammelten Jünger ſagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kizele ſich an ſo ſcandalöſen Albernheiten immerhin; und freue ſich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerſchlagnen Schlußſteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lüken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig ſein, und bin fertig.

Habe ich aber meine Muſſe, auch ſo ſchon, nicht zum Beſten angewandt: was thut das? Wer weiß, ob ich ſie mit etwas anderm nicht noch ſchlechter angewandt hätte? Mein Vorſaz war es wenigſtens, ſie gut anzuwenden. Meine Überzeugung war es wenigſtens, daß ich ſie ſo gut anwenden könne. Ich überlaſſe es der Zeit, was meine aufrichtig geſagte Meinung wirken ſoll und kañ. — Vielleicht ſoll ſie ſo viel nicht wirken, als ſie wirken köñte. Vielleicht ſoll, nach Geſezen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange ſo fortdampfen, mit Rauch noch lange geſunde Augen beiſſen, ehe wir ſeines Lichts und ſeiner Wärme zugleich genießen können. — Iſt das: ſo verzeihe du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wañ und wo ſie ſich ergießen ſoll, einem unnüz geſchäftigen Knechte! Er wollte Schlam

dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwiſſend mit weggeworfen: ſo ſind deine Goldkörner unverloren!

Nach dieſem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigſten Empfindung, darf ich ruhig auf den Schlam̃ zurük ſehen, den ich hier zu Haufe geführt habe.

Auf dieſen Schlam̃, auf dieſen Schlam̃, großer Gott! weñ auch einige Goldkörner darunter wären, verſezt trozig und kek mein Nachbar das vollendete Gebäude ſeines Glaubens!

Deñ hier muß ich meinen Leſern an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenañter, und ich, und mein Nachbar halten. An meines Ungenañten zu voreiliges auch darum; an mein beſcheidenes obſchon; an meines Nachbars dreiſtes deñ.

Welch ein Mañ, mein Nachbar! welch ein Chriſt! Die Widerſprüche, aus welchen mein Ungenañter zu viel ſchloß; die Widerſprüche, die ich der Wahrheit unbeſchadet zugebe; dieſe Widerſprüche — nein, nicht dieſe Widerſprüche — die Antworten, die glüklichen Antworten, die ſein Scharfſiñ ſo ſonder alle Mühe auf dieſe Widerſprüche fand, — dieſe ſeine — wie man will — kunſtloſen oder kunſtreichen Antworten, — was ſpott' ich? — dieſe ekeln Mißgeburten ſeines eigenen Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht ſo viele erſäufen kañ, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande iſt: ſind das, was ſeine Überzeugung an der Gewißheit der Auferſtehung Chriſti vollendet hat. 1) Zwar zweiſle er nie an dieſem großen Vorfalle: aber doch nach dem Angriffe meines Ungenañten, nachdem ihm dieſer Gelegen-

1) Unterred. S. 1.

heit gegeben, ſchärfer zuzuſehen, und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anſcheinenden Kleinigkeiten die Evangeliſten ſo genau ſind: wie weit ſtärker und feſter iſt ſein Glaube geworden! [1]) Und nun ſage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts gutes ſtiften!

Gott! Gott! worauf können Menſchen einen Glauben gründen, durch den ſie ewig glüklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir ſelbſt: und ich ſchließe. — Ich fühle es ſehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt jezt, da ich dieſe Duplik [2])

1) S. 76.

2) Duplik, nicht Replik. Deñ die Evangeliſten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenañter mit der unbilligen Äuſſerung, daß, wegen einiger Widerſprüche in Kleinigkeiten, den Evangeliſten aller Glaube abzuſprechen ſei. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegenſäzen ein, und antwortete ohne Umſchweif, was ich für die kürzeſte und unfehlbarſte Antwort hielt. Dieſe Antwort mißfiel meinem Nachbar, der ſie vermuthlich mehr für eine verdekte hämiſche Beſtätigung der Anklage, als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verſchriene Waare das 999 mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine friſche holen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch ſeine Antwort laut für eben das, wofür er meine ſtillſchweigend erklärt hat: für Anklage der Evangeliſten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das iſt ſie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzeln Evangeliſten, ſondern blos um die Glaubwürdigkeit einer gewiſſen Harmonie eigner Schöpfung zu thun iſt, die, weñ ſie erwieſen wäre, die Evangeliſten gerade noch verdächtiger machen würde, als ſie der Ungenañte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Alſo Duplik!

ende, als da ich ſie anfing. Ich fing ſo ruhig an, ſo feſt entſchloſſen, alles, was ich zu ſagen habe, ſo kalt, ſo gleichgültig zu ſagen, als ich bin, weñ ich auf meinen Spaziergängen, vor langer Weile, Schritte zähle. Und ich ende ſo bewegt, kañ es ſo wenig in Abrede ſein, daß ich vieles ſo warm, ſo theilnehmend geſagt habe, als ich mich ſchämen würde, in einer Sache meines einzigen Halſes zu ſprechen. Beſonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moraliſche oder Unmoraliſche gewiſſer Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen: und habe es doch gethan. Ich wollte blos die Gründe dieſes Urtheils meinen Leſer beiläufig abnehmen laſſen: und habe ihm das Urtheil ſelbſt oft wörtlich vorgeſprochen. Was ſoll ich thun? Mich entſchuldigen? Mit der albernen Mine eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Verſprechen, daß ich ein andermal beſſer auf meiner Hut ſein wolle?

Kañ ich das? Ich verſprechen? — Ja, ja; ich verſpreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewiſſen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Weñ der Menſch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und theilnehmend werden darf: wañ und wo darf er es deñ?

Eine Parabel.

Quae facilem ori praebet *bolum.*

Etymologista vetus.

1 7 7 8.

(Von Paſtor Goezes Eifer gegen Andersgeſiñte in der Religion ſchrieb Leſſing in ein Octavheft, worin er ſich allerlei aufgezeichnet, folgende Stelle, die nirgends beſſer Plaz finden kañ, als hier; indem darin der Mañ, der in den folgenden Schriften die Hauptperſon iſt, im voraus charakteriſirt wird:

„Daß Goeze für das Verbrennen der Kezer und Heterodoxen ſtimmen ſollte, glaube ich nicht. Dazu iſt er wirklich wohl noch zu weichherzig. Aber daß er darauf beſtehen würde, daß Semler, Baſedow und Teller, ein Reisbündel auf dem Rüken, vor ſeiner Kanzel erſcheinen, und ſo widerrufen müßten, das bin ich vollkommen überzeugt. Weiter trieb Heinrich VII. in England, weñ er gnädig war, ſeinen Eifer wider die Kezer auch nicht. Ich ſage: weñ er gnädig war; deñ mitunter ließ er einen doch auch wirklich verbrennen; z. E. einen gewiſſen Johañ Lambert, einen Schulhalter in London, um 1538, der die körperliche Gegenwart Chriſti im Abendmahl läugnete. Und das that Heinrich, als er ſelbſt kaum mit dem Reisbündel losgekommen wäre, weñ ihm der Pabſt das Urtheil hätte ſprechen ſollen.“ Leſſings Leben und Nachlaß, erſter Theil, Seite 290 — 291.)

Eine Parabel.

Nebſt

einer kleinen Bitte, und einem eventualen Abſagungſchreiben

an

den Herrn Paſtor Goeze in Hamburg.

Ehrwürdiger Mañ!

Ich würde **ehrwürdiger Freund** ſagen, weñ ich der Menſch wäre, der durch öffentliche Berufung auf ſeine Freundſchaften ein günſtiges Vorurtheil für ſich zu erſchleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen ſeiner Nächſten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen laſſen, daß er der Welt erzählet, er ſtehe, oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen geſtanden, welche die Welt Freundſchaft zu nennen gewohnt iſt. —

Deñ berechtiget wäre ich es allerdings, einen Mañ **Freund** zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvorgekommen iſt; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe,

weñ es auch nur die wäre, daß ſeine Wächterſtimme noch meines Namens ſchonen wollen.

Doch, wie geſagt, ich ſuche blos durch meine Freunde eben ſo wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß ſie durch mich verlieren ſollten.

Alſo nur: ehrwürdiger Mañ! Ich erſuche Sie, die Güte zu haben, nachſtehende Kleinigkeit in einige Überlegung zu ziehen. Beſonders aber dringe ich darauf, ſich über die beigefügte Bitte nicht blos als Polemiker, ſondern als rechtſchafner Mañ und Chriſt, auf das baldigſte zu erklären ꝛc.

Die Parabel.

Ein weiſer, thätiger König eines großen, großen Reiches hatte in ſeiner Hauptſtadt einen Palaſt von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz beſonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in ſelbem alle um ſich verſammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge ſeiner Regirung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: deñ ſie ſtritt ſo ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber ſie gefiel doch, und entſprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, weñ ſie Reichtum und Schmuk mehr zu verachten, als zu entbehren ſcheinen.

Sie entſprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palaſt ſtand nach vielen, vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollſtändigkeit da, mit welcher die Baumeiſter die lezte

Hand angelegt hatten: von auſſen ein wenig un⸗verſtändlich; von innen überall Licht und Zuſam⸗menhang.

Was Kenner von Architektur ſein wollte, ward beſonders durch die Auſſenſeiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerſtreuten, großen und kleinen, runden und vierekten Fenſtern unterbro⸗chen waren; dafür aber deſto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begrif nicht, wie durch ſo wenige Fen⸗ſter in ſo viele Gemächer genugſames Licht kom⸗men könne. Deñ daß die vornehmſten derſelben ihr Licht von oben empfingen, wollte den wenig⸗ſten zu Sinne.

Man begrif nicht, wozu ſo viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl ſchiklicher wäre, und eben die Dienſte thun würde. Deñ daß durch die meh⸗rern kleinen Eingänge ein jeder, der in den Pa⸗laſt gerufen würde, auf dem kürzeſten und un⸗fehlbarſten Wege gerade dahin gelangen ſolle, wo man ſeiner bedürfe, wollte den wenigſten zu Sinne.

Und ſo entſtand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hizigſten führten, die von dem Innern des Pa⸗laſtes viel zu ſehen die wenigſte Gelegenheit ge⸗habt hatten.

Auch war da etwas, wovon man bei dem er⸗ſten Anblike geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig ſehr leicht und kurz machen müße; was ihn aber gerade am meiſten verwikelte, was ihm gerade zur hartnäkigſten Fortſezung die reich⸗ſte Nahrung verſchafte. Man glaubte nämlich verſchiedne alte Grundriſſe zu haben, die ſich von den erſten Baumeiſtern des Palaſtes herſchreiben

ſollten: und dieſe Grundriſſe fanden ſich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteriſtik ſo gut als verloren war.

Ein jeder erklärte ſich daher dieſe Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder ſezte ſich daher aus dieſen alten Grundriſſen einen beliebigen neuen zuſammen; für welchen neuen nicht ſelten dieſer und jener ſich ſo hinreiſſen ließ, daß er nicht allein ſelbſt darauf ſchwor, ſondern auch andere darauf zu ſchwören, bald beredte, bald zwang.

Nur wenige ſagten: was gehen uns eure Grundriſſe an? Dieſer oder ein andrer: ſie ſind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblik erfahren, daß die gütigſte Weisheit den ganzen Palaſt erfüllet, und daß ſich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlſtand auf das ganze Land verbreitet.

Sie kamen oft ſchlecht an, dieſe Wenigen! Deñ weñ ſie lachenden Mundes manchmal einen von den beſondern Grundriſſen ein wenig näher beleuchteten, ſo wurden ſie von denen, welche auf dieſen Grundriß geſchworen hatten, für Mordbrenner des Palaſtes ſelbſt ausgeſchrien.

Aber ſie kehrten ſich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geſchikteſten, denjenigen zugeſellet zu werden, die innerhalb des Palaſtes arbeiteten, und weder Zeit noch Luſt hatten, ſich in Streitigkeiten zu mengen, die für ſie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundriſſe nicht ſowohl beigelegt, als eingeſchlummert war, — einsmals um Mitternacht erſcholl plözlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Palaſte!

Und was geſchah? Da fuhr jeder von ſeinem

Lager auf; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaſte, ſondern in ſeinem eignen Hauſe, lief nach dem Koſtbarſten, was er zu haben glaubte, — nach ſeinem Grundriſſe. Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Palaſt kan̄ dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier ſtehet!

Und ſo lief ein jeder mit ſeinem Grundriſſe auf die Straße, wo, anſtatt dem Palaſte zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in ſeinem Grundriſſe zeigen wollte, wo der Palaſt vermuthlich brenne. Sieh, Nachbar! hier bren̄t er! Hier iſt dem Feuer am beſten beizukommen. — Oder hier vielmehr, Nachbar; hier! — Wo denkt ihr beide hin? Er bren̄t hier! — Was hätt' es für Noth, wen̄ er da bren̄te? Aber er bren̄t gewiß hier! — Lösch' ihn hier, wer da will. Ich lösch' ihn hier nicht. — Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht!

Über dieſe geſchäftigen Zänker hätte er den̄ auch wirklich abbrennen können, der Palaſt; wen̄ er gebran̄t hätte. — Aber die erſchroknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunſt gehalten.

Die Bitte.

Ein andres iſt ein Paſtor: ein andres ein Bibliothekar. So verſchieden klingen ihre Benennungen nicht, als verſchieden ihre Pflichten und Obliegenheiten ſind.

Überhaupt denke ich, der Paſtor und Bibliothekar verhalten ſich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchſpähet Wald und Wieſe, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen ge-

geben hat. Wie herzlich freuet er ſich, weñ er eines findet! Wie unbekümmert iſt er, ob dieſes neue Kräutchen giftig iſt, oder nicht! Er denkt, weñ Gifte auch nicht nüzlich ſind — (und wer ſagt es deñ, daß ſie nicht nüzlich wären?) — ſo iſt es doch nüzlich, daß die Gifte bekañt ſind.

Aber der Schäfer keñt nur die Kräuter ſeiner Flur; und ſchäzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die ſeinen Schafen die angenehmſten und zuträglichſten ſind.

So auch wir, ehrwürdiger Mañ! — Ich bin Auſſeher von Bücherſchäzen; und möchte nicht gern der Hund ſein, der das Heu bewacht: ob ich ſchon freilich auch nicht der Stallknecht ſein mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Rauſe trägt. Weñ ich nun unter den mir anvertrauten Schäzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekañt iſt: ſo zeige ich es an. Vor's erſte in unſeren Katalogen; und dañ nach und nach, ſo wie ich lerne, daß es dieſe oder jene Lüke füllen, dieſes oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich: und bin ganz gleichgültig dabei, ob es dieſer für wichtig, oder jener für unwichtig erkläret; ob es dem einen frommet, oder dem andern ſchadet. Nüzlich und verderblich ſind eben ſo relative Begriffe, als Groß und Klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mañ, würdigen alle literariſche Schäze nur nach dem Einfluſſe, den ſie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu beſorglich, als zu fahrläßig ſein. Was geht es Sie an, ob etwas bekañt oder nicht bekañt iſt? weñ es nur einen auch von den Kleinſten ärgern kōnte, die Ihrer geiſtlichen Aufſicht anvertrauet ſind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mañ. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre

Pflicht thun: ſo ſchelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thu; — oder, welches einerlei iſt, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesſtunde zittern, weñ Sie an der Bekañtmachung der bewußten Fragmente den geringſten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesſtunde zittern: aber vor meiner Todesſtunde werde ich nie zittern. Am allerwenigſten deßwegen, daß ich gethan habe, was verſtändige Chriſten jezt wünſchen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäſarea, zu Conſtantinopel, mit den Schriften des Celſus, des Fronto, des Porphyrius, weñ ſie es hätten thun können, möchten gethan haben.“ Um die „Schriften des leztern, (ſagt ein Mañ, der ſich „auf ſolche Dinge verſtehet,) gäbe jezt mancher „Freund der Religion gern einen frommen Kir„chenvater hin.“

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mañ, daß ſie ſagen werden: jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient, daß ihre Schriften ſorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der Neuern ihre aufbewahren, die nach ſiebzehnhundert Jahren doch nichts neues ſagen köñten?

Wer weiß das, ohne ſie gehört zu haben? Wer von unſern Nachkommen glaubt das, ohne es zu ſehen? Dazu bin ich der feſten Meinung, daß Welt und Chriſtentum noch ſo lange ſtehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftſteller der erſten zwei tauſend Jahre nach Chriſti Geburt der Welt eben ſo wichtig ſein werden, als uns jezt die Schriftſteller der erſten zwei hundert Jahre ſind.

Das Chriſtentum geht ſeinen ewigen, allmähligen Schritt: und Verfinſterungen bringen die Plane-

ten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Secten des Chriſtentums ſind die Phaſes deſſelben, die ſich nicht anders erhalten können, als durch Stokung der ganzen Natur, weñ Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieſer ſchreklichen Stokung!

Alſo, ehrwürdiger Mañ: mißbilligen Sie es wenigſtens weniger hart, daß ich ehrlich genug geweſen, ebenſowohl ſehr unchriſtliche Fragmente, als eine ſehr chriſtliche Schrift des Berengarius, von ihrem Untergange zu retten und an das Licht zu bringen.

Doch das iſt die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mañ, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewiſſen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fordern. Und mit dieſer Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte iſt der Art, daß Sie die Gewährung derſelben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne iſt nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht thun wollen und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es beſteht aber dieſes mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geſchriebene Stelle ganz wider ihren Zuſammenhang zu commentiren, das Unglük gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichniſſe.

Weñ ein Fuhrmañ, der in einem grundloſen Wege mit ſeinem ſchwer beladenen Wagen feſtgefahren, nach mancherlei vergeblichen Verſuchen, ſich los zu arbeiten, endlich ſagt: Weñ alle Stränge reiſſen, ſo muß ich abladen: wäre es billig, aus dieſer ſeiner Rede zu ſchließen, daß

er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die ſchwächſten, mürbeſten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus dieſem Grunde die Vergütung alles Schadens, ſelbſt alles innern, von auſſen unmerklichen Schadens, an welchem ebenſowohl der Einpaker Schuld köñte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieſer Fuhrmañ bin ich: dieſer Befrachter ſind Sie, ehrwürdiger Mañ. Ich habe geſagt: weñ man auch nicht im Stande ſein ſollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen, ſo geſchäftig iſt: ſo bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Chriſten unverrükt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den weſentlichen Wahrheiten derſelben erlangt haben. Dieſes zu unterſtüzen, ſchrieb ich die Stelle nieder, die eine ſo unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müßen. Ich ſoll und muß geſagt haben: daß auf die Einwürfe gegen die Bibel ſich ſchlechterdings nichts antworten laſſe; daß es nur umſonſt ſei, darauf antworten zu wollen. Ich ſoll und muß die lezte unfehlbare Zuflucht des Chriſten dem Theologen je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben; damit ein ſchwacher, aber groſſprecheriſcher Feind deſto eher das Feld behaupten könne.

Das iſt nicht die wahre Vorſtellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mañ. Gleichwohl kañ es bei Ihnen auch nicht Vorſaz geweſen ſein, eine ſo falſche Vorſtellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuverſicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu ſein vermeinten, zu haſtig: Sie übereilten ſich.

Ehrwürdiger Mañ, die ſich am leichteſten übereilen, ſind nicht die ſchlechteſten Menſchen. Deñ ſie

ſind größtentheils eben ſo fertig, ihre Übereilung zu bekennen; und eingeſtandene Übereilung iſt oft lehrreicher, als kalte, überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich deñ auch von Ihnen, ehrwürdiger Mañ, daß Sie, in einem der nächſten Stüke Ihrer freiwilligen Beiträge, eine ſo gut als freiwillige Erklärung zu thun nicht ermangeln werden; des Inhalts: daß allerdings noch ein gewiſſer Geſichtspunkt übrig ſei, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle ſehr unſchuldig erſcheine; daß Sie dieſen Geſichtspunkt überſehen; daß Sie weiter keine Urſache haben, dieſen überſehenen Geſichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden: nicht für den zu halten, auf welchen ich hier gearbeitet.

Nur eine ſolche Erklärung kañ dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mañ, über meine Abſichten verbreiten zu wollen ſcheinen. Nur nach einer ſolchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig ſein, was ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine ſolche Erklärung aber, ehrwürdiger Mañ, muß ich Sie ſchreiben laſſen, — ſo wie ich Sie predigen laſſe.

Das Abſagun̄gſchreiben.

Mein Herr Paſtor!

Mit vorſtehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen; und ſchon freute ich mich in Gedanken auf den freiwilligen Bei-

trag, in welchem Ihre heilige Fauſt das chriſtliche Panier wieder über mich ſchwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Preſſe, oder ich die Preſſe nicht genugſam fördern konte, erhalte ich das 61 — 63 Stük beſagter Beiträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mañ geſchrieben? Wie ſoll die Nachwelt, auf welche die freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen ſo plözlichen Sprung von Weiß auf Schwarz ſich erklären? — Goeze, wird die Nachwelt ſagen, Goeze wäre der Mañ geweſen, der in einem Athem gegen einen und ebendenſelben Schriftſteller ſauerſüße Complimente zwiſchen den Zähnen murmeln, und aus vollem Halſe laute Verläumdungen ausſtoßen können? Er hätte zugleich die Kaze und den Eber geſpielt? Die Kaze, die um den heiſſen Brei gehet; und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das iſt unglaublich! In dem 55 Stüke iſt ſein Eifer noch ſo gemäßiget, noch ſo ganz anonymiſch; er nennet weder Sak noch Eſel, auf die ſein Steken zuſchlägt: und auf einmal, im 61 Stüke, iſt Leſſing namentlich hinten und vorne; muß Leſſing namentlich geknipen werden, ſo oft er den Krampf in ſeine orthodoxen Finger bekömt? Dort will er das Waſſer kaum regen; und hier: Plumps! Das iſt unbegreiflich! Nothwendig müßen alſo zwiſchen dem 55 und 61 Stüke dieſer koſtbaren Blätter, wie wir ſie jezt haben, alle diejenigen verloren gegangen ſein, die uns dieſes Plumps! erklären würden.

So wird die Nachwelt ſagen, Herr Paſtor. Doch was kümmert uns die Nachwelt, Herr Paſtor, die vielleicht auch ſo nicht ſagen wird? Genug, Sie wiſſen ſelbſt am beſten, wie ſehr ſich die Nachwelt irren würde; und ich berühre dieſe Saite blos,

um es bei der jeztlebenden Welt — verſteht ſich, der Welt, die wir beide füllen — zu entſchuldigen, falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Herrn Paſtor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzu viel abzuweichen ſcheinen ſollte, den ich noch bisher anzugeben, für ſchiklicher gehalten.

Deñ wahrlich, Herr Paſtor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich ſezen, werden allmählig zu viel! Erwarten ſie nicht, daß ich ſie Ihnen alle vorrechne: es würde Sie kizeln, weñ Sie ſähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur ſagen, was daraus kommen wird.

Ich will ſchlechterdings von Ihnen nicht als der Mañ verſchrien werden, der es mit der lutheriſchen Kirche weniger gut meinet, als Sie. Deñ ich bin mir bewußt, daß ich es weit beſſer mit ihr meine, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für ſein einträgliches Paſtorat, oder dergleichen, lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einſchwazen möchte.

Sie, Herr Paſtor, Sie hätten den allergeringſten Funken lutheriſchen Geiſtes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulſyſtem zu überſehen im Stande ſind? — Sie? der Sie, mit ſtillſchweigendem Beifall, von ungewaſchenen, auch wohl treuloſen Händen die Seite des lutheriſchen Gebäudes, die ein wenig geſunken war, weit über den Waſſerpaß hinaus ſchrauben laſſen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mañ, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: ſchraubet dort nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier ſtürze! — der Sie dieſen ehrlichen Mañ mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieſer ehrliche Mañ zugleich den ſchriftlich gegebenen Rath eines ungenañten Baumeiſters, das Gebäude lieber ganz abzu-

tragen, — gebilliget? unterſtüzt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterſchlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Paſtor, wo der gute Mañ, der dieſes ausrief, nur noch dieſes ausrufen koñte. — Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kañ und will!

O daß er es köñte, er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkañter Mañ! Und von niemanden mehr verkañt, als von den kurzſichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, ſchreiend oder gleichgültig, daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſet: wer erlöſet uns von dem unerträglichern Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtentum, wie du es jezt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde! Wer —

Aber ich vergeſſe mich; und würde noch mehr Sie vergeſſen, Herr Paſtor, weñ ich, auf eine dergleichen Äuſſerung, Ihnen vertraulich zuſpräche: Herr Paſtor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden; bis dahin, was aber gewiß köñt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht beſſer, unſersgleichen ſchwiegen? unſersgleichen verhielten ſich nur ganz leidend? Was einer von uns zurükhalten will, möchte der andere übereilen: ſo daß der eine mehr die Abſichten des andern beförderte, als ſeine eigenen. Wie wäre es, Herr Paſtor, weñ wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den erſten und lezten ſein ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich ſchon verloren habe.

Doch nein; das werden ſie nicht wollen. Goeze hat noch keinem ſeiner Gegner das lezte Wort

gelaſſen; ob er ſich gleich immer das erſte genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung ſagen müßen, als Angrif betrachten. Deñ der Tummelplaz des ſeligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angeſtorben ſein.

Ich beklage: deñ ſehen Sie, Herr Paſtor, es wird mir unmöglich ſein, nicht gegen Ihren Stachel zu leken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Aker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen laſſen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämiſche Anſpielung; jeden, weñ Gott will, giftigen Biß; jeden komiſchen Ausbruch Ihres tragiſchen Mitleids; jeden kniršchenden Seufzer, der es beſeufzet, nur ein Seufzer zu ſein; jede pflichtſchuldige Paſtoralverlezung der weltlichen Obrigkeit, womit ſie gegen mich von nun an Ihre freiwilligen Beiträge ſpiken und würzen werden, aufmuzen, oder, weñ ich auch köñte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen ſollte, als er hat. Auch haben dieſerlei Pharmaka ihren Credit längſt verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht; der einem jeden Vernunft und Gelehrſamkeit abſpricht, welcher Vernunft und Gelehrſamkeit anders braucht, als Sie. Beſonders wird alle meine Galle rege werden, weñ Sie meinen Ungenañten, den Sie nur noch aus unzuſammenhängenden Bruchſtüken kennen, ſo ſchülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Deñ Mañ gegen Mañ, — nicht Sache gegen Sache — zu ſchäzen: ſo war dieſer Ungenañte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrſamkeit ſieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen ver-

mögend ſind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Paſtor, auf mein Wort.

Und ſonach meine ritterliche Abſage nur kurz: Schreiben Sie, Herr Paſtor, und laſſen Sie ſchreiben, ſo viel das Zeug halten will: ich ſchreibe auch. Weñ ich Ihnen in dem geringſten Dinge, was mich oder meinen Ungenañten angeht, Recht laſſe, wo Sie nicht Recht haben: dañ kañ ich die Feder nicht mehr rühren.

mögend ſind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Baſtor, aus meinem Wort. [illegible]

[illegible] meine [illegible] nur kurz: [illegible] Sie [illegible] halten [illegible] und [illegible] ich [illegible]

[illegible]

Sagen [illegible] daß ich Ihnen [illegible] [illegible] ein [illegible] Wiz; [illegible] Seufzer [illegible] [illegible] mich [illegible] werden, [illegible] oder [illegible] So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen ſollte, als er hat. Auch haben bisher [illegible] Thorwald [illegible] Erde [illegible] verloren.

[illegible] nur einen Wunſch [illegible] nicht [illegible] Ihren Stolz nicht, der einem jeden Ver[illegible] Billigkeit widerſpricht, welchen Gewinnſt [illegible] anders braucht, als Sie. [illegible] meine Schrift [illegible] werden, den Sie [illegible], den Sie nur noch aus [illegible] Bruchſtücken kennen, ſo ſchülerhaft [illegible] zu behandeln fortfahren. [illegible] nicht Sache gegen Sache — zu [illegible] Urſache des Gerichts, [illegible] Aufmerkſamkeit [illegible] nicht [illegible]

Gotthold Ephraim Leſſings
nöthige Antwort
auf eine
ſehr unnöthige Frage
des
Herrn Hauptpaſtors Goeze in Hamburg.

1778.

Gotthold Ephraim Leſſings
nöthige Antwort
auf eine
ſehr unnöthige Frage
des
Herrn Hauptpaſtors Goeze in Hamburg.

Endlich ſcheinet der Herr Hauptpaſtor Goeze, nach ſo langem ärgerlichem Aufheben, welches nur bei der ſchlechteſten Art von Kopffechtern im Gebrauch iſt, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigſtens äuſſert er nun 1), daß er auf den Punkt, über welchen er mit mir ſtreite — ob die chriſtliche Religion beſtehen könne, weñ auch die Bibel völlig verloren ginge, weñ ſie ſchon längſt verloren gegangen wäre, weñ ſie niemals geweſen wäre? — ſich ſofort weiter gehörig einlaſſen wolle, ſobald ich eine beſtim̃te Erklärung würde von mir gegeben haben: was für eine Religion ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe.

Weñ ich mich weniger rein wüßte, wer kön̄te mir es verdenken, weñ ich mich dieſer Anforderung, die eine wahre Calumnie enthält, aus eben dem

1) Leſſings Schwächen; 2 Stük, S. 66.

Grunde weigerte, aus welchem e r ſich einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir zu entziehen für gut findet. Er ſagt nämlich: [1]) „der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem „Hauptpaſtor in Hamburg nichts zu befehlen.“ Sehr wahr! Aber was hat deñ der Hauptpaſtor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die vorausſezt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es ſo genau nicht nehmen. Deñ der Bibliothekar, wie geſagt, weiß ſich rein, und muß herzlich lachen, weñ der Hauptpaſtor verſichert zu ſein vorgibt, [2]) „daß ich, weñ „ich voraus hätte ſehen können, daß die Contro„vers dieſen Lauf nehmen werde, mich wohl ge„hütet haben würde, mich ſo frühzeitig zu verrathen, „und die wahren Gedanken meines Herzens zu of„fenbaren.“

Ich habe nichts mehr gewünſcht, als das; und es ſoll ſich gleich zeigen, wer von uns beiden, ob der Hauptpaſtor oder der Bibliothekar, mit der längern Naſe nun abziehen wird.

Deñ kurz; ich antworte auf die vorgelegte Frage ſo beſtimt, als nur ein Menſch von mir verlangen kañ: daß ich unter der chriſtlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verſtehe, welche in den Symbolis der erſten vier Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche enhalten ſind.

Damit ſich der Herr Hauptpaſtor auch keine whiſtoniſche Falle hier träumen laſſe, ſeze ich hinzu, daß ich ſogar das ſogenañte Symbolum der

1) S. 64. 2) S. 69.

Apoſtel, und das Symbolum des Athanaſius mit darunter begreifen will, ob es ſchon ausgemacht iſt, daß dieſe zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieſer Erklärung köñte ich es bewenden laſſen, und dürfte ruhig abwarten, wie der Herr Hauptpaſtor ſeinen Feldzug nunmehr weiter anzuſtellen belieben werde. Deñ nunmehr iſt es an ihm zu beweiſen:

1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekeñtniſſen enthaltenen Lehren ſich verlieren müßten, weñ die Bibel ſich verlöre;

2) warum dieſe Lehren längſt verloren gegangen ſein müßten, weñ die Bibel verloren gegangen wäre;

3) warum wir dieſe Lehren gar nicht wiſſen köñten, weñ die Bibel niemals geweſen wäre.

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unſerer Streitigkeit nicht Schuld haben, und füge daher folgende kurze Säze hinzu, bei welchen mich der Herr Hauptpaſtor jederzeit feſthalten kañ. Nur muß er mich bei keinem derſelben eher feſthalten wollen, als bis er ſeinen Beweis geführet hat. Deñ ſonſt würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit zu einem Inquiſitionsverhöre werden. Genug, daß er ungefähr daraus ſieht, was ich im recessu habe, und worauf er ſich gefaßt halten muß.

1. Der Inbegrif jener Glaubensbekeñtniſſe hieß bei den älteſten Vätern Regula Fidei.

2. Dieſe Regula Fidei iſt nicht aus den Schriften des neuen Teſtaments gezogen.

3. Dieſe Regula Fidei war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Teſtaments exiſtirte.

4. Dieſe Regula Fidei iſt ſogar älter als die Kirche. Deñ die Abſicht, zu welcher; die Anordnung,

unter welcher eine Gemeinde zuſammengebracht wird, iſt ja wohl früher als die Gemeinde.

5. Mit dieſer Regula Fidei haben ſich nicht allein die erſten Chriſten, bei Lebzeiten der Apoſtel, begnügt; ſondern auch die nachfolgenden Chriſten der ganzen erſten vier Jahrhunderte haben ſie für vollkommen hinlänglich zum Chriſtentume gehalten.

6. Dieſe Regula Fidei alſo iſt der Fels, auf welchen die Kirche Chriſti erbauet worden, und nicht die Schrift.

7. Dieſe Regula Fidei iſt der Fels, auf welchen die Kirche Chriſti erbauet worden, und nicht Petrus und deſſen Nachfolger.

8. Die Schriften des neuen Teſtaments, ſo wie ſie unſer jeziger Kanon enthält, ſind den erſten Chriſten unbekañt geweſen, und die einzeln Stüke, welche ſie ungefähr daraus kañten, haben bei ihnen nie in dem Anſehen geſtanden, in welchem ſie, bei einigen von uns, nach Luthers Zeiten, ſtehen.

9. Die Layen der erſten Kirche durften dieſe einzeln Stüke gar nicht einmal leſen; wenigſtens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters leſen, der ſie in Verwahrung hatte.

10. Es ward ſogar den Laien der erſten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, weñ ſie dem geſchriebnen Worte eines Apoſtels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Biſchofs.

11. Nach der Regula Fidei ſind ſelbſt die Schriften der Apoſtel beurtheilet worden. Nach ihrer mehrern Übereinſtimmung mit der Regula Fidei, iſt die Auswahl unter dieſen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Übereinſtimmung mit derſelben ſind Schriften verworfen worden, ob ſie ſchon Apoſtel zu Verfaſſern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden.

12. Die chriſtliche Religion iſt in den erſten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Teſtaments nie erwieſen, ſondern höchſtens nur beiläufig erläutert und beſtätiget worden.

13. Der Beweis, daß die Apoſtel und Evangeliſten ihre Schriften in der Abſicht geſchrieben, daß die chriſtliche Religion ganz und vollſtändig daraus gezogen und erwieſen werden könne, iſt nicht zu führen.

14. Der Beweis, daß der heilige Geiſt durch ſeine Leitung es dennoch, ſelbſt ohne die Abſicht der Schriftſteller, ſo geordnet und veranſtaltet, iſt noch weniger zu führen.

15. Auf die unſtreitig erwieſene Authentie der Regula Fidei iſt auch weit ſicherer die Göttlichkeit derſelben zu gründen, als man jezt auf die Authentie der neuteſtamentlichen Schriften derſelben Inſpiration gründen zu können vermeinet; welches eben, um es beiläufig zu ſagen, der neugewagte Schritt iſt, welcher den Bibliothekar mit allen neumodiſchen Erweiſen der Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo unzufrieden macht.

16. Auch nicht einmal als authentiſcher Commentar der geſamten Regula Fidei ſind die Schriften der Apoſtel in den erſten Jahrhunderten betrachtet worden.

17. Und das war eben der Grund, warum die älteſte Kirche nie erlauben wollte, daß ſich die Kezer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum ſie durchaus mit keinem Kezer aus der Schrift ſtreiten wollte.

18. Der ganze wahre Werth der apoſtoliſchen Schriften, in Abſicht der Glaubenslehren, iſt kein andrer, als daß ſie unter den Schriften der chriſtlichen Lehrer obenan ſtehen; daß ſie, ſofern ſie mit der Regula Fidei übereinſtimmen, die älteſten

Belege derſelben, aber nicht die Quellen derſelben, ſind.

19. Das Mehrere, was ſie über die Regula Fidei enthalten, iſt, nach dem Geiſte der erſten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig; kan̄ wahr oder falſch ſein; kan̄ ſo oder ſo verſtanden werden.

* * *

Dieſe Säze habe ich aus eigner, ſorgfältigen, mehrmaligen Leſung der Kirchenväter der erſten vier Jahrhunderte geſammelt; und ich bin im Stande, mich mit dem gelehrteſten Patriſtiker darüber in die ſchärfſte Prüfung einzulaſſen. Der Beleſenſte hatte in dieſer Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Beleſenſte kan̄ alſo auch nicht mehr wiſſen, als ich; und es iſt gar nicht wahr, daß ſo tiefe und ausgebreitete Keñtniſſe erfordert werden, um in allen dieſen Stüken auf den Grund zu kommen, als ſich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich ſollte vielleicht noch etwas über die Unſchädlichkeit dieſes meines Syſtems beifügen, und zugleich den beſondern Nuzen und Vortheil zeigen, den die chriſtliche Religion in Abſicht ihrer jezigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers ſchon noch Gelegenheit geben; beſonders wen̄ es dem Herrn Hauptpaſtor gefallen ſollte, ſie von unſerer übrigen Kazbalgerei abzuſondern, und ohne Vermiſchung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um ſo viel mehr Luſt zu machen, habe ich mich in dieſem Bogen aller Gleichniſſe, aller Bilder, aller Anſpielungen ſorgfältig enthalten; und bin es weiter zu thun erbötig, wen̄ er

ſich eben der Präciſion und Simplicität in ſeinen Gegenſäzen bedienen will.

(Zuſäze von des Verfaſſers eigener Hand.)

Zu 1.

Ich habe öfter Gelegenheit gehabt, mich zu wundern, wie ſehr dieſes Wort Regula Fidei, und dieſe Bedeutung deſſelben auch Männern unbekant geweſen, denen man einige theologiſche Gelehrſamkeit hätte zutrauen ſollen. Aber freilich Kirchenväter lieſet man nicht mehr, und in Rechenbergs Hierolexico reali ſteht nichts davon. Selbſt Suicer hat unter Κανων die Bedeutung des Glaubensbekentniſſes nicht, ſondern hat die Stellen, die dahin gehören, zu der Bedeutung der Doctrina in Verbo Dei tradita, seu in Scripturis sacris comprehensa gezogen. — Ich will nicht läugnen, daß es dieſe Bedeutung auch bei ſpätern Vätern hat, z. E. bei dem Iſidorus Peluſiota. Aber er hätte dieſe unſre ganz ſpecielle Bedeutung doch auch nicht ganz vergeſſen ſollen. — Alſo Neuere konten ſich gar nicht einbilden, daß Regula Fidei etwas anders ſein könne, als Analogia Fidei; als jene in den ſymboliſchen Büchern ihnen ſo viel empfohlne Norma, ad quam omnia dogmata secundum Analogiam Fidei dijudicanda. Es war ihnen ganz unmöglich zu glauben, daß es eine höhere Richtſchnur habe geben können, nach welcher ſelbſt dieſes Verbum Dei geprüft werden müße; ob ſie wohl im Grunde dieſe höhere Richtſchnur unwiſſend annehmen.

Zuerſt hätte ihnen doch auch ſchon ihr Bingham (L. 10. c. 13.), den ſie dañ und wañ nachſchlagen, ſagen können, daß die Formula Fidei, ſonſt Symbolum genañt, bei den älteſten Kirchenvätern Regula Fidei heiſſe. Die wenigen Belegſtellen, die er anführt, wären leicht um ein Großes zu vermehren. Beſonders aber wundert es mich, daß der fleiſſige Mañ aus dem Auguſtin keine anführt, bei welchem ſpätern Kirchenvater gleichwohl noch ſehr beträchtliche vorkommen. Die deutlichſte und entſcheidendſte iſt wohl Sermone VII. de flamma in rubo. T. 5. p. 27. der benedictiner Ausgabe: „Wir mögen gewiſſe Stellen verſtehen, wie wir „wollen, non tamen hoc sentire debemus, quod ab„horret a *Regula Fidei, Regula Veritatis.*“ — Die übrigen Stellen ſind:

1. Zu Anfang einer ſeiner Anreden ad Catechumenos de Symbolo. T. 6. p. 399. Accipite filii *Regulam Fidei* quod *Symbolum* dicitur.

2. Sermone 186, de Natali Domini. T. 5. p. 616. Non ergo vobis subrepat quorundam sententia minus attentorum in *Regulam Fidei* et in Scripturarum oracula divinarum.

3. Sermone 69. ibid. p. 242. Quomodo invocarunt, in quem non crediderunt? Ideo primum *Symbolum* didicistis, ubi est *Regula Fidei* vestrae brevis et grandis.

4. Sermone 216. ibid. 663. neñt er das Symbolum: *Regulas*, quae ad Sacramentum *Fidei* pertinent.

Eigen iſt es, welches ich beiläufig bemerke, daß ebenderſelbe behauptet, das Symbolum dürfe nicht geſchrieben werden.

Sermone 213. ibid. p. 654. Nec ut eadem verba Symboli teneatis, ullo modo debetis scribere, sed

audiendo perdiscere: nec, cùm didiceritis scribere, sed memoria semper tenere et recolere.

Und eben ſo eigen iſt die Urſache, die er davon angibt, weil Gott per prophetam praenuntians Testamentum novum, Jer. XXX. 33. geſagt habe: hoc est Testamentum, quod ordinabo iis post dies illos, dando legem meam in mente eorum, et in corde eorum scribam eam. Hujus rei significandae causa, audiendo Symbolum discitur; nec in tabulis vel in aliqua materia, sed in corde scribitur. — Vor allen Dingen mußten auch die Competentes das Symbolum lernen und hernach ſechs Tage darauf das Vaterunſer. Jenes mußten ſie täglich vor ſich fleiſſig wiederholen.

Nun iſt es aber ganz vorzüglich Tertullian, der ſich dieſes Ausdruks Regula Fidei bedient, über den ſeine Leſer um ſo weniger zweifelhaft ſein können, da er das dadurch bezeichnete Ding ſogleich beifügt. So ſchreibt er c. 13. de Praescriptione: *Regula* est autem *Fidei*, ut jam hic quid defendamus, profiteamur, illa scilicet qua creditur, unum esse Deum etc.

Und von eben dieſer Regula Fidei, ſchreibt er an einem andern Orte (de Velandis Virginibus c. I.) *Regula* quidem *Fidei* una omnino est, sola immobilis et irreformabilis credendi scilicet in unicum Deum omnipotentem etc. wo nur der Anhang: per carnis etiam resurrectionem.

Was er nun in dieſer Stelle Regula Fidei neñt, neñt er *Regulam Veritatis*, Apologet. c. 47. an mehrern Orten ſchlechtweg *Regulam* — als: ad Praxeam, p. 635. wo er die Regel ſelbſt wiederholt und hinzufügt: hanc *Regulam* ab initio Evangelii decucurrisse — ante quosque haereticos — und im Anfange de Praescr. c. 14.

So wie aber Regula Fidei oft ohne Zuſaz Regula genañt wird, ſo heißt ſie auch oft ſchlechtweg Fides, d. i. nicht der Glaube ſubjective, ſondern der Glaube objective; das Glaubensbekeñtniß: woraus vielleicht die Lehre, daß wir den Glauben in der Taufe erhalten, näher von dem Glaubensbekeñtniſſe zu erklären. Auch in den Beſchlüſſen der Synoden wird es oft in dieſer Bedeutung genommen; z. E. in dem 46. der laodiceniſchen: ὁτι δει φωτιζομενους την πιςιν εκμανθανειν. Dieſe Bedeutung des Wortes πιςις kañ vielleicht auch manche Stellen des neuen Teſtaments und manche ſonſt unbegreifliche Ausſprüche der Väter erläutern.

Was ferner Tertullian Regulam nennet, und Regulam Fidei, das nañte ſchon vor ihm Irenäus κανονα, c. haer. L. 2. c. 28. und κανονα της αληθειας L. 1. c. 9. 28. Chryſoſtomus aber, über Phil. 3. 16. und aus ihm Theophilaktus erklären τῳ αυτῳ κανονι durch: τῃ αυτῃ πιςει, τῳ αυτῳ ὁρῳ, wobei zu merken, daß ὁρος ebenfalls das Glaubensbekeñtniß heißt.

Zu 2.

Da ich dies behaupte, und die Regula Fidei im Grunde nichts anders iſt, als das Symbolum: ſo wird man vermuthen, daß ich jenes Fabelchen von Entſtehung deſſelben für mich anführen werde. Aber mit nichten. Vielmehr iſt dieſes Fabelchen eben die Urſache geweſen, warum ich das Wort Symbolum gar nicht habe brauchen wollen. — Sie iſt alſo nicht aus der Schrift gezogen; deñ die Kirchenväter nennen ſie überall traditam ab Apostolis oder mit einem Worte Traditionem, welche Irenäus ſorgfältig von der ostensione ex scripturis eorum, qui Evangelia conscripserunt unterſcheidet. L. 3. c. 5. p. 179.

Zwar ſagt Auguſtinus in der vorher angeführten Anrede an die Catechumenen: ista verba, quae audistis, per divinas Scripturas sparsa sunt: sed inde collecta et ad unum redacta, ne tardorum hominum memoria laboraret. Allein das ſagt er, der gewiſſermaßen als der Erfinder der Untrüglichkeit der heiligen Schrift in allen und jeden Stüken anzuſehen iſt, und der vermuthlich, in Folge ſeiner übertriebenen Meinung von derſelben, auch der erſte geweſen, der dieſen Begrif von dem Symbolo gehabt hat. Daher die Väter nach ihm auch lieber für Canon Fidei, Canon Scripturarum ſagen. Überdem möchte ich doch wohl wiſſen, wie er es hätte beweiſen wollen, daß alle und jede Worte des Symboli in der Schrift zerſtreut wären: z. E. die Worte von der Höllenfahrt Chriſti: *descendit ad inferna,* die dem Thomas beigelegt werden, weñ er überhaupt ſie geleſen hat, da er ſie in den Auslegungen des Symboli, die ungezweifelt von ihm ſind, ganz übergeht. Und ſo dürfte dies zu einer andern Unterſuchung merkwürdig ſein.

Soll nun aber doch die Regula Fidei aus den Schriften des neuen Teſtaments gezogen ſein: wer hat ſie herausgezogen? wañ iſt ſie herausgezogen worden? wie iſt ſie herausgezogen worden?

Wer? Einer oder Mehrere? Da auf dieſen Auszug ſo vieles ankoñt, kañ es uns gleichgültig ſein, die Perſon des Ausziehers zu kennen? Weñ die Verfaſſer der auszuziehenden Schriften unter göttlicher Eingebung ſtanden, die ihnen auch jedes Wort vorſchrieb: war der Auszieher ſeiner Willkür überlaſſen? oder war er auch dabei weiter nichts als ein leidendes Inſtrument?

Wañ? Früher oder ſpäter als die Schriften des neuen Teſtaments ſämtlich vorhanden wa-

ren? — Früher? Wie iſt das möglich? Wenigſtens von ſämtlichen möglich? Höchſtens könten ſie alſo nur von den allererſten Schriften der Apoſtel ausgezogen ſein: und aus demjenigen Buche, welches vielleicht gerade für die Religion das wichtigſte iſt, dem Evangelio Johannis, wäre nichts genommen? — Später? Alſo erſt nach? — Womit hatten ſich den die ganze Zeit über bis dahin die erſten Chriſten beholfen? Brauchten ſie bis dahin keinen Inbegrif des Glaubens? War es gleichviel was ſie für das noth• (Hier fehlt alles übrige.)

Zu 5.

Davon ſagt Tertullianus, de vel. Virg. c. 1. nachdem er die Regulam ſelbſt hinzugeſezt: hac *Lege Fidei* monente caetera disciplinae et conversationis, d. i was alſo nicht zum Glauben, ſondern zur Diſciplin gehört, admittent novitatem correctionis operante scilicet et proficiente usque in finem gratia Dei.

* * *

Ich will hoffen, daß man nicht ſo gar ſtreng mit mir verfahren, und mich aus dieſem Worte nur anhalten wird, bis gerade zum Ausgange des 399 Jahres Zeugniß hiervon beizubringen. Eigentlich hab' ich nur ſagen wollen, bis auf das erſte nicäiſche Concilium. In dieſem, bin ich der Meinung, hat die ganze chriſtliche Religion ſo einen neuen Schwung erhalten, daß ich die Lehrer nach demſelben nicht gern ſo geradezu gegen mich möchte anziehen laſſen. Wen man daher in der griechiſchen Kirche den Chryſoſtomus, und in der lateiniſchen den

Hieronymus, oder wohl gar den Auguſtinus noch zum vierten Jahrhundert rechnen will, weil ſie in demſelben noch geboren und auch in demſelben ſchon geſchrieben: ſo muß ich erklären, daß ich ihre Zeugniſſe gegen mich nicht anders kan gelten laſſen, als wo ich ſie mit ältern, eben ſo ausdrüklichen Zeugniſſen belegt finde. Wohl aber müßen dieſer drei Männer Zeugniſſe, wo ſie für mich lauten, ſtatt aller ältern gelten.

Tertullianus de Anima c. 1. wo *Regula Fidei, Sacramentum Fidei* heißt; welches Lactantius ſchlechtweg *Sacramentum* nent.

In einer andern (als der oben angeführten) Anrede an die Catechumenos ſagt Auguſtinus (T. 6. p. 418): *Sacramentum Symboli*, quod accepiſtis memoriaeque mandatum pro veſtra ſalute retinetis, noveritis, hoc eſſe *Fidei Catholicae fundamentum*, ſuper quod aedificium ſurrexit Eccleſia.

Noch zu Ende des ſiebenten Jahrhunderts, (680) oder wohl gar noch ſpäter, wurden das Symbolum und Vaterunſer für die zwei Grundpfeiler des chriſtlichen Glaubens gehalten. Den unter den neun Canonibus, die dem Concilio Conſtantinopolitano III. Oecumenico VI. beigelegt werden, heißt der ſiebente: Commonendi ſunt Fideles omnes, a minimo usque ad maximum, ut Orationem dominicam et Symbolum diſcant; et diſcendum eſt iis, *quod his duabus ſententiis omne Fidei Chriſtianae fundamentum incumbit.*

Zu 7.

Überhaupt haben die Papiſten darin gefehlt, daß ſie den Canon Fidei zur Norma catholici und eccleſiaſtici ſenſus gemacht.

Zu 8.

Die Schriften des neuen Teſtaments, ſo wie ſie unſer jeziger Kanon enthält, ſind den erſten Chriſten unbekañt geweſen 1): und die einzeln

1) Ich zweifle an der Authentie keiner einzigen Schrift des neuen Teſtaments; ich glaube feſt, daß ſie alle von den Männern geſchrieben worden, deren Namen ſie führen. Ich bin gar nicht derjenigen Meinung, welche glauben, daß ſie vor den Zeiten des Trajans *gänzlich* unbekañt geweſen. Wie köñte ich auch? da mich nichts berechtigt, ſie für untergeſchobne Schriften zu halten. Ich will es gern zugeben, daß „ſchon „im Anfange des zweiten Jahrhunderts beſonders die „vier Evangelia bekañt geweſen.“ Nur meine ich, muß man nicht mit Herrn Leß hinzuſezen, daß ſie damals ſchon *allgemein* bekañt geweſen. (*Wahrheit der chriſtl. Religion*, S. 54.) *Allgemein* bekañt koñte in den Zeiten vor Erfindung der Drukerei kein einziges Buch in einem Zeitraume von hundert Jahren werden. Und wie allgemein waren ſie deñ bekañt, ſelbſt nach des Herrn Leß Verſicherungen? Einige Männer gedenken ihrer, mehr oder weniger ausdrüklich, in Schriften, die ſelbſt nicht bekañt waren. Eine trefliche Allgemeinheit! Wo iſt der unbekañte Schmierer auch jezt, der nicht von einem noch unbekañtern Schmierer irgend einmal ſollte ſein angeführet worden? Darf aber die Nachwelt einmal aus ſolchen kümmerlichen Anführungen ſchließen, daß der angeführte Scribent zu ſeiner Zeit *allgemein* bekañt geweſen? Wie doch immer gewiſſe Gelehrte kaum die Hälfte ihres Sazes gut machen, und die andre Hälfte, ſo Contrebande ſie auch immer ſein mag, getroſt mit einſchlepen! Sie wiſſen wohl, daß die gelehrten Viſitatores es ſo genau nicht nehmen. —

Nun mögen ſie doch beide! Ich will blos ſagen, daß die erſten Chriſten keine vollſtändige Sam̃lung aller neuteſtamentlichen Schriften in Händen gehabt, ſo wie wir ſie jezt haben. Jede Kirche hatte anfangs, auſſer einem Exemplar des Evangelii, welches der

Stüke, welche ſie ohngefähr daraus kanten, haben bei ihnen nie in dem Anſehen geſtanden, in welchem ſie, bei einigen von uns, nach Luthers Zeiten, ſtehen [1].

Zu 9.

Dieſes iſt aus einer Stelle des Irenäus, L. 4. c. 33. ſo klar, als nur etwas ſein kan: Post deinde et omnis sermo ei (discipulo vere spirituali, der

Apoſtel, ihr Stifter, mitgebracht hatte, (Eusebii. Hist. Ecclesiast.) nur die Briefe, welche entweder dieſer Apoſtel, ihr Stifter, oder auch ein andrer, nach ihrer Bekehrung, ausdrüklich an ſie geſchrieben hatte. Dieſes beweiſe ich

1. Aus der Stelle des Tertullianus de Praescript c. 36 von den literis authenticis etc.
2. Aus dem Umſtande, daß Clemens, in ſeinem Briefe an die Korinther, die Korinther nur auf den Brief Pauli an ſie namentlich verweiſet: ſo wie Polykarpus, in ſeinem Briefe an die Philipper, nur auf den Brief Pauli an die nämlichen Philipper. Alles übrige, was beide in ihren Briefen aus andern apoſtoliſchen Schriften anführen oder anzuführen ſcheinen, führen ſie nur entweder in ganz allgemeinen Ausdrüken an, oder ſagen es wohl gar in ihrem eignen Namen.

Wen ich aber ſage, daß die erſten Chriſten nur eine ſo unvollſtändige Bekantſchaft mit den Schriften des neuen Teſtaments gehabt, ſo begreife ich darunter keinesweges auch die Biſchöfe und Presbyteros. Dieſe koñten gar wohl mehrere Stüke des neuteſtamentlichen Kanons kennen und beſizen; auch wohl alle. Genug, daß daraus doch noch immer nicht erhellet, daß dieſe Schriften alle allgemein gänge und gebe unter den Chriſten geweſen.

[1] Wen aber die erſten Chriſten nur ſo geringe Keñtniſſe von dem geſamten neuen Teſtamente gehabt: ſo können ſie auch unmöglich die Begriffe davon gehabt haben, die wir jezt davon haben ſollen.

ungezweifelt glaubt, daß es nur einen einzigen Gott gebe, welcher der Stifter ſowohl des alten als des neuen Teſtamentes ſei,) constabit, si et scripturas diligenter legerit *apud eos*, qui in Ecclesia sunt *Presbyteri*. Warum ſoll er die Schrift eben bei den Presbytern leſen, weñ nicht dieſe die wenigen

Sie koñten ſie immerhin für göttlich und für untrüglich halten, in allen und jedem Worte: aber folgt daraus, daß ſie ihren Glauben daraus geſchöpft, den ſie zum Theil ſchon hatten, zum Theil auf dem weit kürzern Wege der mündlichen Predigt erhielten? Sie hielten die Schriften der Apoſtel für das, was ſie waren, — für εὑρημενα βιυ και χρονυ; für Dinge, die nach Beſchaffenheit der Zeit und anderer Umſtände an dieſe und jene Gemeinde insbeſondere geſchrieben waren, die andere nur unter vollkommen ähnlichen Umſtänden verbinden koñten.

Zur Erläuterung möge noch das dienen: Barnabas in ſeinem Briefe hatte gleichen Zwek mit Paulo, nämlich zu zeigen, daß die Chriſten von allen Verpflichtungen gegen das moſaiſche Geſez frei ſind. Da nun Paulus längſt alle ſeine Briefe geſchrieben hatte, als Barnabas den ſeinigen ſchrieb: ſo iſt daraus, daß Barnabas den Paulus gleichwohl nicht anführt, nothwendig eins von beiden zu ſchließen: *entweder* kañte er die Briefe des Paulus nicht: *oder* er hielt es für unnöthig ſie anzuführen. Aus jenem würde ein großes Vorurtheil wider die Authentie dieſer pauliniſchen Briefe folgen; wenigſtens ließe ſich die Art, wie ſich Michaelis die Publication der apoſtoliſchen Schriften einbildet, ſehr ſchlecht damit verbinden. Dieſes wäre geſchehen, *entweder* weil er geglaubt, daß die pauliniſchen Briefe nichts bewieſen; d. i. weil er ſie nicht für eingegeben gehalten: *oder* weil er geglaubt, daß Paulus nicht mehr beweiſen könne, als er ſelbſt; d. i. weil er ſich für eben ſo inſpirirt gehalten, als Paulus. Und dieſes Lezte iſt wohl unſtreitig der wahre Fall. Deñ er ſagt es ſelbſt; er ſagt §. 9. „daß „*auch in ihn* Jeſus εμφυτον δωρεαν της διδαχης „αυτου gelegt habe.“

Exemplare, die davon vorhanden waren, in Verwahrung hatten? Und wozu hatten ſie dieſelbe in Verwahrung, weñ nicht blos darum, damit ſie gleich ihre mündliche Erklärung beifügen köñten und niemand ſie nach eignem Gutdünken leſen möchte.

Umſonſt will Leß uns glauben machen, Irenäus rathe nur deßwegen die Schrift bei den Presbytern zu leſen, „damit man nicht etwa „durch verfälſchte Copeien hintergangen werde.“ (Wahrh. der chriſtl. Religion, 4 Ausg. S. 63.) Deñ Irenäus ſtreitet hier nicht mit Leuten, die ſich verfälſchter Abſchriften der Bibel bedienen; ſondern mit Leuten, welche ihren Beweis nicht aus den, allen und jeden Menſchen deutlichen, Stellen der Bibel führen wollten, vielmehr aus den dunkeln, aus Gleichniſſen und Parabeln. Ja es iſt eine offenbare Verdrehung, weñ er den Irenäus ſagen läßt: „alle göttliche Schriften, „die prophetiſchen und evangeliſchen, lägen da, „und wären deutlich und köñten von allen befragt „werden.“ Deñ dieſes ſagt er offenbar (L. 2. c. 27.) nur von einem Theile der Schrift, der wegen ſeiner Deutlichkeit zum Grunde gelegt werden müße; anſtatt daß die Gnoſtiker die dunkeln Theile derſelben zum Grunde legen wollten, die er deßwegen valde hebetes neñt, qui ad tam lucidam adapertionem coecutiunt et nolunt videre lumen praedicationis; sed constringunt semetipsos et per *tenebrosas parabolarum absolutiones* unusquisque eorum proprium putat invenisse Deum.

Zu 12.

Die chriſtliche Religion, nach ihren Glaubenslehren nämlich, iſt in den u. ſ. w.

Die älteſten Kirchenväter lehrten die chriſtliche Religion, die wir in den Schriften der Evangeliſten zwar finden, aber ſie hatten ſie nicht darin gefunden. Die παραδοσις εκκλεσιαςικη war ihr Fundament, auf welches ſich beſonders Clemens Alexandrinus beruft.

Zu 19.

Ich ſage: in Abſicht der Glaubenslehren. Deñ ſonſt hat ſie noch einen andern ſehr großen Werth. So wie das Symbolum die Regula Fidei iſt, ſo iſt die Schrift Regula Disciplinae. S. Tertullianus Apolog. c. 47 und de Corona Militis c. 2.

Zu 20.

Der kürzeſte und bündigſte Beweis von dieſem Paragraph iſt, daß alle Kezereien der erſten vier Jahrhunderte Punkte der Regula Fidei betreffen. In allen andern Dingen koñte man ſicher glauben und behaupten, was man wollte, ohne für einen Kezer gehalten zu werden; wie aus den Kirchenvätern zu ſehen. Was haben die nicht alles behauptet! Beſonders Tertullian und Origenes! Die erſte Kezerei, welche keine Punkte der Regula Fidei betraf, war die pelagianiſche.

Der
nöthigen Antwort
auf eine
ſehr unnöthige Frage
des
Herrn Hauptpaſtors Goeze in Hamburg
erſte Folge.

Si licet, et, falsi positis ambagibus oris,
Vera loqui sinitis. — — —

Ovid.

---

1 7 7 8.

Der
nöthigen Antwort
auf eine
ſehr unnöthige Frage
des
Herrn Hauptpaſtors Goeze in Hamburg
erſte Folge.

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe, ohne Anſtand abgegeben. Aber, anſtatt des Beweiſes, den ich darauf erwartet, den Herr Goeze darauf verſprochen; (nämlich, daß dieſe chriſtliche Religion ſich nothwendig mit der Bibel verlieren müße, daß ſie ohne Bibel weder werden noch dauern können:) muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit ſei, einen dergleichen Beweis von ihm zu fordern.

„Dieſe Forderung, ſagt er, [1]) iſt ſo unge„reimt, als eine ſein kañ. Ich bin in dieſer Sa„che der Reſpondent. Herr Leſſing iſt der Opponent. „Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen „vernünftigen Chriſten, von allen Lehrern der „chriſtlichen Kirche, ohne Unterſchied der verſchie„denen Parteien, in welche dieſelbe getheilet iſt,

1) Leſſings Schwächen; 3 Stük, S. 128.

„ſelbſt die Socinianer nicht ausgenommen, als
„ein keinem Zweifel unterworfener Grundſaz an-
„genommen iſt: daß die Bibel der einige
„Lehrgrund der chriſtlichen Religion
„iſt, ohne welchen dieſelbe nicht er-
„wieſen, nicht fortgepflanzet werden,
„alſo nicht beſtehen könne.“

Ich will mich auf jene Kathederetiquette, welche ebenſowohl für mich, als für ihn zu erklären iſt, nicht einlaſſen. Wer beweiſen kañ, läßt ſich nicht lange nöthigen, zu beweiſen. Ich will nur ſogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen ſuchen, und rund heraus erklären:

1) Daß es nicht wahr iſt, daß alle Lehrer der chriſtlichen Kirche, ohne Unterſchied der verſchiedenen Parteien, die Bibel für den einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion halten;

2) Daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache ſo gut wie gewonnen haben, weñ man die Bibel zum einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion macht.

1. Es iſt notoriſch, daß die Lehrer der chriſtlichkatholiſchen Kirche die Bibel ſo wenig für den einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion annehmen, daß ſie ihn nicht einmal für den vornehmſten gelten laſſen; indem bei ihnen das Anſehen der Bibel dem Anſehen der Kirche ſchlechterdings untergeordnet iſt; indem bei ihnen es nicht darauf ankömt, was die Bibel ſagt, ſondern darauf, was die Kirche ſagt, daß es die Bibel ſage, oder ſagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proſelyten unter den Proteſtanten

machen wollen, ſich nachgebender hierüber erklärt: ſo geht mich dieſes nichts an; und der eigentliche Lehrbegrif der römiſchen Kirche iſt nach dieſen wenigen Achſelträgern nicht zu beſtimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil ſie Chriſten ſind: ſind aber nicht Chriſten, weil ſie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wiſſen, mit welchem Fuge ein lutheriſcher Paſtor, und ein verdorbener Advocat, einem Manne mit dem Reichsfiſcale drohen können, weil er aufrichtig genug iſt, als Lutheraner lieber ſeine Zuflucht zu einem Lehrſaze der römiſchen Kirche zu nehmen, als die ganze chriſtliche Religion unter Einwürfen der Freigeiſter erliegen zu laſſen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen; die blos das Buch treffen, in welchem, nach dem höchſt neuen und bis auf dieſen Tag unerwieſenen Lehrſaze der ſtrengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten ſein ſoll. — Dieſe Herren mögen ſich nur ſelbſt vor dem Reichsfiſcale in Acht nehmen. Deñ es wird dem Reichsfiſcale leicht begreiflich zu machen ſein, daß nur ſie und ihresgleichen die Stänker ſind, welche den Groll, den die im deutſchen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten; indem ſie alles, was katholiſch iſt, für unchriſtlich verdammen, und durchaus keinen Menſchen, auch nicht einmal einen armen Schriftſteller, dem es nie in die Gedanken gekommen iſt, ſich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüſteten und öde gelaſſenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern ſage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Chriſti nicht mit in's neue Teſtament bringt, wer ſie nur aus dem neuen

Teſtamente holen will, dem iſt ſie bald abdiſputirt. Daher iſt den Socinianern der Grundſaz, daß ſowohl die Gottheit Chriſti, als die übrigen Wahrheiten der chriſtlichen Religion, einzig aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel erwieſen werden müßen, ſehr willkommen geweſen; und es läßt ſich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Chriſti, daß es die Arianer geweſen, welche ihn zuerſt angenommen haben. —

Alſo nur alsdañ, weñ Herr Goeze ſowohl dieſes, als jenes abzuläugnen, und das Gegentheil davon zu erhärten im Stande iſt: will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptſazes, zu welchem er ſich anheiſchig gemacht hat, ſchenken, und den Erweis meiner Gegenſäze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, weñ ich geradezu äuſſere, daß er dasjenige nicht beweiſen kañ, wovon er ſo trozig vorgibt, daß er es nicht zu beweiſen brauche. Deñ weñ er nicht damit ſagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müße: ſo muß es wenigſtens doch anderswo erwieſen ſein; und er kañ ja dieſen anderswo geführten Beweis, mich zu beſchämen, mit leichter Mühe abſchreiben, oder auch nur mit einem Worte nachweiſen.

Ich ſage: daß ich ſodañ meine Gegenſäze zu erweiſen nicht anſteben will. Aber werde ich damit nicht zu ſpät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus alle meine 20 Gegenſäze auf einmal niedergeſchlagen? „Da die Kirchenväter, ſagt er, bei Herrn Leſ„ſing mehr gelten, als die Bibel —“ (Verläumdung! die neuteſtamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr, als die erſten Kirchenväter.) — „ſo will ich ihm eine Stelle aus dem „Irenäo entgegenſezen, welche ſein Gewäſche, und

„ überhaupt ſeine in der Antwort angegebenen 20
„ Säze, auf einmal niederſchlagen kañ. Dieſer
„ ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts
„ ſchreibt adv. Haer. L. 3. c. 1. Non enim per alios
« dispositionem nostrae salutis cognovimus, quam
« per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos,
« quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per
« Dei voluntatem in Scripturis nobis tradiderunt,
« *fundamentum et columnam fidei nostrae futurum.*
„ Es wird ſich zeigen, ob Herr Leſſing Stellen in
„ Vorrath habe, welche hinlänglich ſein werden,
„ dieſes Zeugniß niederzuſchlagen. "

Und was ſich jezt ſchon zeigt, iſt dieſes, daß Herr Goeze, weñ er ſich in der Geſchwindigkeit nicht beſſer beritten macht, auf dem ausgeſchriebenen Turniere nur eine ſehr armſelige Figur ſpielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citiret, ſelbſt geleſen? Unmöglich! Er hat dieſes einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher lutheriſchen Polemik, blos aufgeleſen. Deñ er legt, wider alle Grammatik, wider allen Zuſammenhang, einen Siñ hinein, welches nicht der Siñ des Irenäus, ſondern der Siñ der lutheriſchen Polemik, in welcher er es auflas. — Deñ kurz, Irenäus ſagt in dieſer Stelle ſchlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unſers Glaubens geworden. Weñ er dieſes hätte ſagen wollen, müßte es heiſſen: in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae *futuris.* Aber es heißt nicht *futuris,* ſondern *futurum,* und bezieht ſich nicht auf *scripturis,* ſondern auf *evangelium,* welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, ſondern den weſentlichen Inhalt der Evangelien, ohne Rükſicht auf deſſen Verzeichnung, bedeutet. Herr Goeze ſelbſt, in der beifügten Überſezung dieſer Stelle, hat nicht an-

ders conſtruiret; und nur bei ihm iſt es begreiflich, wie man ſo leichte Worte anders conſtruiren und anders verſtehen kan. Das Evangelium iſt der Grund und Pfeiler unſers Glaubens: wer läugnet das? Allein das Evangelium iſt ebenſowohl ein *praeconatum*, als ein *scripturis traditum*; und das *futurum* muß ſich ebenſowohl auf jenes, als auf dieſes beziehen. Ebenſowohl das blos gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unſers Glaubens ſein können, als das aufgeſchriebene. — Daß dieſes der wahre Siñ des Irenäus iſt, erhellet aus den folgenden Kapiteln unwiderſprechlich. Und weñ er beſonders im 4 ſagt: Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis, quibus committebant Ecclesias; hat er auch wie Goeze geglaubt, daß die chriſtliche Religion nothwendig hätte untergehen müßen, weñ die Apoſtel nichts geſchrieben hätten? Weñ er fortfährt: Cui ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem coeli et terrae et omnium quae in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium: hat er auch gelehrt, wie Goeze, daß der heilige Geiſt ohne Schrift nichts vermöge; daß kein Glaube ohne Schrift möglich ſei? Weñ er, nachdem er die damalige Regulam Fidei, wörtlich angeführet, hinzuſezt: Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt: quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem, propter *Fidem* perquam sapientissimi sunt, et pla-

cent Deo, conversantes in omni justitia et castitate et sapientia: hat er auch, wie Goeze, den Gebrauch der Bibel allen und jeden Chriſten für unentbehrlich gehalten? würde er auch, wie Goeze, wegen meiner Fiction eines Volks, das ich ohne Bibel Chriſten ſein laſſe, verdammet haben? —

Was ich oben von den Arianern ſage, daß ſie die erſten geweſen zu ſein ſcheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Chriſti vor allen Dingen in den neuteſtamentlichen Schriften zeigen müße, gründet ſich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem nicäiſchen Concilio wiſſen. Die Geſchichte dieſes Concilii ſelbſt kañ Herr Goeze doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136. proteſtiret? Folgende Säze mögen den Gang meines Erweiſes, den ich zu ſeiner Zeit führen will, im voraus zeigen.

*

Der Sieg der heiligen Schrift über die Kezerei, oder die Kraft der heiligen Schrift in Beſtimmung der Rechtgläubigkeit, hat ſich auf dem nicäiſchen Concilio nur ſchlecht erwieſen. Durch die Schrift iſt auf demſelben ſchlechterdings nichts ausgemacht worden.

*

Arius und ſeine Philoſophen blieben auf ihren Köpfen; und nur zwei der leztern wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

*

Der eine Philoſoph ward durch die bloße Regulam Fidei, durch das bloße Glaubensbekeñtniß, auf eine wunderbare Weiſe erleuchtet.

*

Die Mitwirkung des heiligen Geiſtes bei dem bloßen Glaubensbekeñtniſſe war alſo noch damals nichts befremdendes.

*

Hingegen zeigte ſich von der Mitwirkung des heiligen Geiſtes, bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift, nicht die geringſte Spur.

*

Deñ der zweite Philoſoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, ſondern durch ein paar menſchliche, nicht einmal ſehr paſſende Gleichniſſe überredet.

*

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im Geringſten nicht ein, ihren Lehrſaz aus der Schrift auch nur erweiſen zu wollen. Sie hatten blos die Herablaſſuñg, auf die Schriftſtellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böſe zu antworten.

*

Sie gaben ihren Lehrſaz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten ſei; ſondern für eine Wahrheit, die ſich von Chriſto unmittelbar herſchreibe, und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

*

Sie erwieſen alſo nur, daß die Schrift dieſen Überlieferungen nicht widerſpreche.

*

Und der Gebrauch, den ſie ſonach von der Schrift machten, war ein ganz anderer, als der,

den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat; welchem zufolge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert **worden**, ſondern aus der einzigen Schrift unmittelbar beſtimt wird, was uns hätte überliefert werden **ſollen**.

*

Sollte die Überlieferung gar nicht mit in Anſchlag kommen: ſo müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mañ, ohne im Geringſten etwas von dem Chriſtentume zu wiſſen, das ganze Chriſtentum aus den neuteſtamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und abſondern könne; und daran zweifle ich ſehr.

*

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kañ, indem wohl ſchwerlich ein vernünftiger Mañ zu den neuteſtamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Chriſtentum vorher zu kennen; und die Kunſt, es wieder zu vergeſſen, weñ er zu dieſer vermeinten einigen Quelle nun ſelbſt komt, noch ſoll erfunden werden.

(Zuſäze von des Verfaſſers eigner Hand.)

Zu der angeführten Stelle aus dem Irenäus.

Dieſe nämliche Stelle des Irenäus haben ſchon viele Proteſtanten, und unter andern auch Meſtrezat, in ſeinem Traité de l'Eglise S. 581. zu dem nämlichen Behufe gebraucht; und ich muß mich wundern, daß die Katholiken, und namentlich du Perron, nicht pertinenter darauf geantwortet ha-

den; welches durch die einzige angeführte, grammatikaliſche Bemerkung hätte geſchehen können.

Die nächſte Stelle, die Meſtrezat aus den älteſten Kirchenvätern in eben der Abſicht anführt, iſt aus dem Clemens Alexandrinus (L. 7. Strom. p. 890. ff. der potter'ſchen Ausgabe) genommen und beweiſet eben ſo wenig wider mich. Sie beweiſet nur gegen die Katholiken, welche die Kirche zum höchſten Richterſtuhle in Glaubensſachen machen wollen; aber nicht gegen mich, der ich behaupte, daß die mündliche Tradition dem geſchriebenen Worte in den erſten Jahrhunderten vorgezogen worden. Dies erhellet aus dem Anfange des nämlichen Werks, und beſonders aus p. 322. wo Clemens von ſeinem Lehrer redet, und den προφητικον και αποςολικον λειμων, auf welchem er die beſten Blumen, gleich einer ſicilianiſchen Biene, genuzt, der weit zuverläßigern παραδοσι της μακαριας διδασκαλιας entgegenſezt, und der Ausſpruch beſonders merkwürdig iſt: τα αποῤῥητα, καθαπερ ὁ Θεος λογω πιςευεται ου γραμματι.

---

*

So viel ich finde, iſt Irenäus der erſte, welcher unter dem Worte Scripturae und Γραφαι die neuteſtamentlichen Schriften der Apoſtel und Evangeliſten mit begreift.

*

Auch von dieſen ſagt er (L. 2. 28, 2.): Scripturae quidem perfectae sunt, quippe a Verbo Dei et Spiritu ejus dictae.

*

Und doch ſagt er damit noch lange nicht, was wir jezt von der Schrift behaupten. Deñ er ſagt

zugleich, (L. 2. 28, 3.) daß dieſe vollkom̃ne Schrift uns gleichwohl nicht vollkommen verſtändlich ſei.

*

Nur ein Theil derſelben rede zu allen Menſchen vollkommen verſtändlich, und daß nach dieſem vollkommen verſtändlichen Theile der minder verſtändliche jederzeit müße ausgelegt werden, erhelle daraus, weil er mit der Regula Veritatis übereinſtimme.

*

Alſo iſt es bei ihm auch eine Regula Veritatis, welche früher als alle Schrift iſt, auf welcher das Chriſtentum eigentlich beruhet.

*

Nach dieſer Regula Veritatis müße die Schrift erklärt werden; nicht aber müße die Regula Veritatis aus der Schrift oder aus der Gnoſtik gezogen werden. Non enim regula ex numeris, sed numeri ex regula; nec Deus ex factis, sed ea, quae facta sunt, ex Deo. Omnia enim ex uno et eodem Deo. (L. 2. 25, 1.)

*

Und das war ſie ſelbſt, dieſe Regula Veritatis. Omnia ex uno et eodem Deo, nämlich durch ſein Wort, quod semper coëxistebat Deo. (L. 2, 25, 3.)

Zu S. 505. Z. 29. nach *futuris*. Oder vielmehr *fundamento* et *columnae* fidei nostrae *futuris*, da den̄ das *futurum* noch weniger für einen bloßen Schreibefehler anſtatt *futuris* kön̄te ausgegeben werden.

---

gleichwohl (Iren. adv. Haer.) daß endlich die heilige Schrift uns gleichwohl nicht vollkommen verständlich sey.

Nur ein Theil derselben war in allen Kirchen vollkommen verständlich, und daß nach diesem vollkommen verständlichen Theile der minder verständliche jederzeit müsse ausgelegt werden (Regula), weil er mit der Regula Veritatis übereinstimmt.

Also wäre bei ihm auch eine Regula Veritatis, welche früher als die Schrift ist, auf welcher der Schriftsinn eigentlich beruhet.

Nach dieser Regula Veritatis muß die Schrift erklärt werden, nicht aber muß die Regula Veritatis aus der Schrift oder aus der Gnosis erwiesen werden. Non enim regula ex numeris, sed numeri ex regula; nec Deus ex factis, sed ea, quae facta sunt, ex Deo. Omnia enim ex uno et eodem Deo. (L. 2. 25, 1.)

*

Und das war ihr selbst diese Regula Veritatis: Omnia ex uno et eodem Deo nämlich durch sein Wort, quod semper coëxistebat Deo. (L. 2. 25, 3.)

Zu S. 508 Z. 19 nach *Petrus*. Oder vielleicht *fundamento et columnae fidei nostrae futurum*. In dem das *futurum* noch weniger für einen bloßen Schreibfehler gelten *futurum* müßte ausgelegt werden [illegible]

A x i o m a t a,

wenn es deren

in dergleichen Dingen gibt.

Wider den

Herrn Paſtor Goeze in Hamburg.

Acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.

Wolfii Philos. rat.

1 7 7 8.

Axiomata,

weñ es deren

in dergleichen Dingen gibt.

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu ſchreiben mich niederſeze, dürfte mir deßwegen ſehr ſauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn ſchreibe. Ich weiß nur, wider wen; und habe ſo wenig Hofnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet iſt, daß ich dieſe Hofnung kaum in einen Wunſch zu verwandeln wage.

Über eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich ſie mit Überlegung und in guter Meinung geſchrieben habe, hat der Herr Paſtor Goeze in Hamburg Erinnerungen gemacht, und in zweierlei Zeitungen abdruken laſſen, die mich lieber als Gegner der chriſtlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, ſo wie ich ſie geſchrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um ſo viel weniger, da ich den einzeln Säzen derſelben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben ſoll, eine etwas andere Ordnung geben will. Vielleicht daß, durch dieſe kleine Veränderung allein, mein Gegner mich beſſer verſtehen lernt; beſonders weñ er findet, daß ſeine eignen Einwendungen mir behülſlich geweſen, mich beſſer zu erklären. Vielleicht daß, durch dieſe kleine Veränderung allein, meine Säze vollends werden, was ſie noch nicht

waren. Deñ wer weiß nicht, daß Axiomata Säze ſind, deren Worte man nur gehörig verſtehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich anfangs ſtuzt der Herr Paſtor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Beſtreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion ſo ganz gefallen. Er ſtuzt; aber weñ ich ihn nur bewegen kañ, das Ding, welches ihn ſo ſcheu macht, erſt recht anzuſehen: ſo ſoll er es beruhiget wohl hoffentlich vorbeigehen.

Weñ ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur ſo erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Beſtreitungen der Religion ſiele. Daß dieſe, ohne Ausnahme, ganz ſchief und verfehlt ſind, wird mir der Herr Paſtor gern zugeben. Weñ ich nun ſagte: wie der Angrif, ſo die Vertheidigung. Was kañ der Gottesgelehrte dafür, daß man ſeine gute Sache auf keiner andern Seite, mit keinen beſſern Waffen angreifen wollen? Weñ man die Feſtungen von obenherab belagern wird: ſo wird man auch darauf denken, ſie von obenherein zu beſchirmen.

Doch ich verachte alle Ausflüchte; verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich ſieht. Ich habe es geſagt und ſage es nochmals: auch an und für ſich ſelbſt ſind die bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Keñtniſſen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernſte geſchrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordern!

Und allerdings iſt dieſe meine allgemeine Äuſſerung aus Induction entſtanden; und zwar aus einer ſo vollſtändigen, ſo genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfaſſung zu machen, nur im Stande geweſen.

Nun ſo führe man dieſe Induction erſt vor unſern Augen! ruft mein Gegner in einem ſchon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Paſtor, ich wünſchte ſehr, dieſe Zumuthung wäre nicht gedrukt an mich ergangen. Es iſt eine wahre Kanzelzumuthung: und Sie wiſſen wohl, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wen̄ ich ſage: alles Quekſilber verraucht über dem Feuer; muß ich demjenigen zu gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht anſteht, alles Quekſilber aus der ganzen Natur zuſammen bringen, und es vor ſeinen Augen verrauchen laſſen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, ſpräche ich blos zu ihm: Guter Freund, alles Quekſilber, das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Ken̄ſt du welches, das nicht verraucht: ſo bring es, damit ich es auch kennen lerne; und du ſollſt Dank haben.

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur ſeit dieſem Jahrhunderte für die Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben worden, auf die Capelle zu bringen: welch ein Zumuthen! War es dem Herrn Paſtor doch Ernſt damit, wollte er nicht blos mich damit verhöhnen, nicht blos ſich an meiner Verlegenheit waiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, ſo beweiſe er es durch eine Kleinigkeit. Sie ſoll ihm nur ein Wort koſten, dieſe Kleinigkeit.

Nämlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Verſuch des Verrauchens zuerſt machen ſoll. Er nenne ſie mir nur; und ich bin bereit. Iſt es eine, die ich ſchon kenne, ſo darf mir nicht bange ſein. Iſt es eine, die ich nicht kenne, und mein Verſuch ſchlägt fehl: deſto beſſer.

Ich nehme für eine groſse Belehrung eine kleine Beſchämung gern vorlieb.

Nur eins muſs ich mir dabei ausbedingen. Er muſs nicht thun, als ob der, welcher gewiſſe Beweiſe einer Sache bezweifelt, die Sache ſelbſt bezweifle. Der geringſte Fingerzeig, dahin ausgeſtrekt, iſt Meuchelmord. Was kan̄ ich dafür, daſs man neuerer Zeit Nebenbeweiſe zu einer Gewiſsheit und Evidenz erheben wollen, die ſie ſchlechterdings nicht haben können. Was kan̄ ich dafür, daſs man die ganze Sache nicht in den beſcheidenen Schranken laſſen wollen, innerhalb welcher ſie alle ältere Theologen geſichert genug hielten? Oder iſt dem Herrn Paſtor die Geſchichte der Dogmatik ſo wenig bekan̄t, daſs er von dieſen Veränderungen nichts weiſs? Wie köm̄t er, und er insbeſondere dazu, ſich gegen einen Man̄ zu erklären, der nur mit dieſen Veränderungen unzufrieden iſt? Er iſt ja ſonſt kein Freund von theologiſchen Neuerungen. Warum will er nur dieſe gegen mich in Schuz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologiſchen Schulſprache ausgedrükt habe, die ihm geläufig iſt? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewiſſes Syſtem ſchwören müſsen. Mich verbindet nichts, eine andere Sprache, als die meinige, zu reden. Ich bedaure alle ehrlichen Männer, die nicht ſo glüklich ſind, dieſes von ſich ſagen zu können. Aber dieſe ehrlichen Männer müſsen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strik um die Hörner werfen wollen, mit welchem ſie an die Kripe gebunden ſind. Sonſt hört mein Bedauern auf: und ich kan̄ nichts, als ſie verachten.

So viel von dem Grauſale, der dem Herrn Paſtor gleich am Eingange des Weges aufſtieſs. Nun von der Stelle ſelbſt, die ich, wie geſagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen

ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Herrn Paſtors zu retten, mich gezwungen ſehe. Die logiſche Ordnung unſrer Gedanken iſt nicht immer die, in welcher wir ſie andern mittheilen. Aber ſie iſt die, welche vor allen Dingen der Gegner aufſuchen muß, weñ ſein Angrif nach der Billigkeit ſein ſoll. Und ſo hätte der Herr Paſtor mit dem dritten meiner Säze anfangen müßen, wie folget.

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret.

Dieſes geſchrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Herr Paſtor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In dieſem Saze, antwortet er, liegen zwei „Säze. Einmal: die Bibel enthält das, was zur „Religion gehört. Zweitens: die Bibel enthält „mehr, als zur Religion gehört. In dem erſten „Saze räumt der Herr Hofrath das ein, was er in „dem vorhergehenden geläugnet hat. Enthält die „Bibel das, was zur Religion gehört: ſo enthält „ſie die Religion objective ſelbſt."

Ich erſchreke! Ich ſoll geläugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem Vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich geſagt habe: die Bibel iſt nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Paſtor, weñ Sie mit allen ihren Gegnern ſo zu Werke gegangen ſind! Iſt deñ ſein und enthalten einerlei? Sind es deñ ganz identiſche Säze: die Bibel enthält die Religion; und: die Bibel iſt die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterſchied zwiſchen Brutto und Netto wollen ſtreitig machen?

Da, wo ſo viele Waaren ihre beſtim̃te Thara haben, wollte man mir auf die heilige Schrift, auf eine ſo koſtbare Waare, nicht auch eine kleine Thara gut thun? — Nun, nun; der Herr Paſtor iſt auch wirklich ſo unkaufmänniſch nicht. Den̄ er fährt fort:

„Der zweite Saz kan̄ zugegeben werden, wen̄ „man einen Unterſchied macht zwiſchen dem, was „weſentlich zur Religion gehört, und zwiſchen dem, „was zur Erläuterung und Beſtätigung der Haupt= „ſäze, welche eigentlich das Weſen der Religion aus= „machen, gehöret.“

Gut! alſo handeln wir doch ſchon um das Brutto. Und wie? wen̄ auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie? wen̄ auch nicht weniges in der Bibel vorkäme, das ſchlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Beſtätigung, auch des allergeringſten Sazes der Religion, diente? Was andere auch gute lutheriſche Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzeln Nachrichten in dieſer und jener Schrift behaupten? Wenigſtens muß man ein Rabbi oder ein Homilet ſein, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortſpiel auszugrübeln, wodurch die Hajimim des Ana, die Krethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere ſolche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Alſo der Saz: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret, iſt ohne Einſchränkung wahr. Auch kan̄ er, durch ſeinen gehörigen Gebrauch, der Religion unendlich vortheilhafter, als durch ſeinen Mißbrauch ihr ſchädlich werden. Mißbrauch iſt von allen Dingen zu beſorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man ſich im voraus dawider deket. Nur hätte das auf eine paſſendere Art geſchehen

müßen, als es in folgendem Zuſaze des Herrn Paſtors geſchehen iſt.

„Soll aber dieſer Saz der Bibel zum Nachtheil „gereichen, ſo iſt er völlig unkräftig; eben ſo un„kräftig, als wen̄ ich ſagen wollte: Wolfs Syſtem „der Mathematik enthält Scholia, und dieſe verrin„gern den Werth deſſelben.“

Wie geſagt, bei mir ſoll dieſer Saz der Bibel zu keinem Nachtheile gereichen. Er ſoll ſie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen, und in die aufgegebnen Rechte alter Urkunden wieder einſezen, denen man Ehrerbietung und Schonung ſchuldig iſt.

Mit Ihrem Exempel hiernächſt, Herr Paſtor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolfs Elementen der Mathematik nicht den Werth derſelben. Aber ſie machen doch, daß nun nicht alles darin demonſtrirt iſt. Oder glauben Sie, daß die Scholia eben ſo gewiß ſein müßen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonſtrirt werden kȫnten: ſondern ſie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonſtration verſchwenden, wen̄ man alle die Kleinigkeiten damit verſehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kan̄. — Eine ähnliche Verſchwendung der Inſpiration iſt von eben ſo wenig Nuzen, aber von unendlich mehr Ärgerniß.

Es iſt bloße Hypotheſe, daß die Bibel in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſei.

Nicht? Sondern was den̄? Unwiderſprechliche Wahrheit. Unwiderſprechlich? dem ſo oft widerſprochen worden! dem noch jezt ſo viele widerſprechen! ſo viele, die auch Chriſten ſein wollen, und Chriſten ſind. Freilich nicht wittenbergiſch-

lutheriſche Chriſten: freilich nicht Chriſten von Calovs Gnaden. Aber doch Chriſten, und ſelbſt lutheriſche Chriſten; von Gottes Gnaden.

Weñ indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Lezterer führt wenigſtens ein ſo trefliches Dilemma an. „Entweder, ſagt er, dieſes Mehrere iſt von „Gott eingegeben, wenigſtens gebilliget, oder nicht. „Iſt das erſte, ſo iſt es eben ſo unfehlbar, wie das „Weſentliche. Nimt man aber das lezte an, ſo „verliert das erſte auch ſeine Zuverläßigkeit.“

Weñ dieſes Dilemma richtig iſt: ſo muß es auch gelten, weñ ich, anſtatt des Mehrern, irgend ein anderes Subiect ſeze, von welchem das nämliche dopelte Pradicat zu gelten ſcheint. Z. E. das moraliſch Böſe iſt entweder durch Gott geworden, wenigſtens von ihm gebilliget, oder nicht. Iſt das erſte, ſo iſt es eben ſo göttlich, und alſo ebenſo gut, wie das Gute. Nimt man aber das lezte an, ſo können wir auch nicht wiſſen, ob Gott das Gute erſchaffen und gebilliget habe. Deñ Böſes iſt nie ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böſes.

Was denkt mein Leſer? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem lezten entſchloſſen. Deñ wie? weñ ſich Gott bei ſeiner Inſpiration gegen die menſchlichen Zuſäze, die ſelbſt durch die Inſpiration möglich wurden, ebenſo verhalten hätte, wie bei ſeiner Schöpfung gegen das moraliſch Böſe? Wie? weñ er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geſchehen war, das, was dieſe Wunder hervorgebracht hatten, ſeinem natürlichen Laufe überlaſſen hätte? Was ſchadet es, daß in dieſem Falle die Gränzen zwiſchen menſchlichen Zuſäzen und geoffenbarten Wahrheiten ſo genau nicht mehr zu beſtimmen wären? Iſt doch die Gränzſcheidung zwiſchen dem moraliſch Böſen und dem moraliſch Guten ebenſo unbe-

ſtim̃bar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Böſen? Würden ſich deßwegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menſchlichen Zuſäzen unterſcheiden? Hat den̄ eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Urſprung an ihr und in ihr keine Spur zurükgelaſſen, als die hiſtoriſche Wahrheit, die ſie mit ſo vielen Frazen gemein hat?

Alſo gegen den Schluß des Herrn Paſtors hätt' ich das, und ſonſt noch manches, einzuwenden. Aber er will auch nicht ſowohl durch Schlüſſe beweiſen, als durch Gleichniſſe und Schriftſtellen.

Und dieſe leztern, die Schriftſtellen, werden doch wohl unwiderſprechlich ſein? Wen̄ ſie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Cirkel vergeſſen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewieſen wird. Aber auch die ſind ſo wenig unwiderſprechlich, daß ich denken muß, der Herr Paſtor hat nur gerade die allerzweifelhafteſten für mich aufgeſucht, um die triftigern auf eine beſſere Gelegenheit zu verſparen.

Wen̄ Chriſtus von der Schrift ſagt, *ſie zeuge von ihm*: hat er damit ſagen wollen, daß ſie *nur von ihm* zeuge? Wie liegt in dieſen Worten die Homogenität aller bibliſchen Bücher, ſowohl in̄ Anſehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Kön̄te die Schrift nicht ebenſowohl von Chriſto zeugen, wen̄ auch nur das eingegeben wäre, was ſich darin als ausdrükliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πασα γραφη des Paulus! — Ich brauche den Herrn Paſtor nicht zu erinnern, wem er erſt über die wahre Erklärung dieſer Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, ſich ihrer ſo geradehin

zu bedienen. Eine andere Conſtruction gibt den Worten des Paulus einen ſo andern Siñ; und dieſe Conſtruction iſt ebenſo grammatiſch, mit dem Zuſammenhange ebenſo übereinſtimmend, hat ebenſo viele alte und neue Gottesgelehrten für ſich, als die in den gemeinſten lutheriſchen Dogmatiken gebilligte Conſtruction: daß ich gar nicht einſehe, warum es ſchlechterdings bei dieſer bleiben ſoll? Luther ſelbſt hat in ſeiner Überſezung nicht ſowohl dieſe, als jene befolgt. Er hat kein και geleſen; und ſchlim̃ genug, weñ durch dieſe Variante, ſo wie man dieſes και mitnim̃t oder wegläßt, die Hauptſtelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie, ſo äuſſerſt ſchwankend wird.

Endlich das feſte prophetiſche Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetiſchen Worte auch alle hiſtoriſche Worte verſtanden werden? Woher? Die hiſtoriſchen Worte ſind das Vehiculum des prophetiſchen Wortes. Ein Vehiculum aber ſoll und darf die Kraft und Natur der Arznei nicht haben. Was hat der Herr Paſtor an dieſer Vorſtellung auszuſezen? Daß es nicht ſeine, nicht ſeine wittenbergiſche Vorſtellung iſt: das weiß ich. Weñ aber Deutſchland das nur durch zwei Zeitungen erfahren ſollen: warum hat er ſich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bauſch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der wittenbergiſchen Orthodoxie platterdings widerſpreche? Zugegeben; und herzlich gern! hätte ich ſodañ eben ſo kurz antworten können.

Der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion.

Weñ es wahr iſt, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret: wer kañ mir wehren, daß

ich ſie, in ſofern ſie beides enthält, in ſofern ſie ein bloßes Buch iſt, den *Buchſtaben* nenne; und dem beſſern Theile derſelben, der Religion iſt, oder ſich auf Religion beziehet, den Namen des *Geiſtes* beilege?

Zu dieſer Benennung iſt derjenige ſogar berechtiget, der das innere Zeugniß des heiligen Geiſtes anniṁt. Deñ da dieſes Zeugniß ſich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äuſſern kañ, welche auf unſere geiſtliche Beſſerung mehr oder weniger abzweken: was iſt billiger, als nur ſolcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geiſt der Bibel zu nennen? Ich denke ſogar, es ſtreife ein wenig an Gottesläſterung, weñ man behaupten wollte, daß die Kraft des heiligen Geiſtes ſich ebenſowohl an dem Geſchlechtsregiſter der Nachkommen des Eſau beim Moſes, als an der Bergpredigt Jeſu beim Matthäus wirkſam erzeigen könne.

Im Grunde iſt dieſer Unterſchied zwiſchen dem Buchſtaben und dem Geiſte der Bibel der nämliche, welchen andere *auch gute* lutheriſche Theologen ſchon längſt zwiſchen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Herr Paſtor Goeze nicht erſt mit dieſen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußſtapfen zu treten?

Folglich ſind die Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel, nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundſazes, aus welchem ſie hergeleitet wird. Jener iſt theils zugegeben, theils erwieſen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptſäze der chriſtlichen Religion keine Einwürfe ge-

gen die Hauptſäze ſelbſt: ſo können noch weniger Einwürfe gegen bibliſche Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion ſind, Einwürfe gegen die Religion ſein.

Ich brauche alſo hier nur noch auf die Inſtanz des Herrn Paſtors zu antworten. Freilich, weñ eine Landesverfaſſung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält, als die Landesordnung, ſo hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfaſſung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber wozu wären deñ ſodañ ganz verſchiedene Benennungen? Warum hieße nicht das eine ſowohl als das andere, Landesverordnung oder Landesverfaſſung? Daß das eine anders heißt, als das andere, iſt ja ein offenbarer Beweis, daß das eine auch etwas anders iſt, als das andere. Deñ vollkommene Synonyma gibt es nicht. Iſt aber das eine etwas anders, als das andere: ſo iſt es ja nicht wahr, daß das eine beſtreiten, nothwendig auch das andere beſtreiten, heiſſen muß. Deñ der Umſtand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, ſei noch ſo klein: ſo kañ der Einwurf auch doch nur dieſen kleinen Umſtand betreffen; und das, was der Herr Paſtor ſo ſpöttiſch Antitheſe neñt, iſt völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe iſt. Die Samlung hamburgiſcher Geſeze des Herrn Syndikus Klefeker (weñ ſie fertig geworden, was ich jezt nicht weiß,) enthält doch wohl die vollſtändigſte und zuverläßigſte Verfaſſung der Stadt Hamburg? köñte doch wohl auch dieſen Titel führen? Weñ ſie ihn nun führte: köñte ich keinen Einwurf gegen dieſes Werk machen, ohne mich der Autorität der hamburgiſchen Geſeze ſelbſt entgegen zu ſtellen? Köñte mein Einwurf nicht die

hiſtoriſchen Einleitungen betreffen, die Herr Klefe-
ker einer jeden Klaſſe von Geſezen vorausgeſchikt
hat? Oder haben dieſe hiſtoriſchen Einleitungen
dadurch die Kraft der Geſeze erhalten, weil ſie mit
den Geſezen in einem Bande abgedrukt worden?
Woher weiß der Herr Paſtor, daß die hiſtoriſchen
Bücher der Bibel nicht ohngefähr ſolche Einlei-
tungen ſein ſollen? welche Bücher Gott eben ſo
wenig einzugeben, oder auch nur zu genehmigen
brauchte, als Bürgerſchaft und Rath nöthig hat-
ten, dieſe Einleitungen in ihren beſondern Schuz
zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der
Stadt offen ſtunden! Hat er ſie nicht ſorgfältig
genug gebraucht: ſo brauche ſie ein andrer beſſer;
und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher
Mißbrauch, eine unnüze Verſchleuderung der geſez-
gebenden Macht, wen̄ man ihr Anſehn an zwei ſo
verſchiedene Dinge ſo ganz gleich hätte vertheilen
wollen; an die Geſeze, und an die Geſchichte der
Geſeze.

Auch war die Religion, ehe eine Bi-
bel war.

Hierwider ſagt der Herr Paſtor: „Aber doch
„nicht ehe eine Offenbarung war.“ — Was er
damit will, iſt mir ganz unbegreiflich. Freilich
kan̄ eine geoffenbarte Religion nicht eher ſein, als
ſie geoffenbaret worden. Aber ſie kan̄ doch eher ſein,
als ſie niedergeſchrieben worden. Davon iſt ja nur
die Rede. Ich will ja nur ſagen: die Religion
war, ehe das Geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt
wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch
von der Bibel gab, die jezt ſie ſelbſt ſein ſoll.
Was ſoll nun die windſchiefe Frage, die mich in
meinen eignen Gedanken irre machen kön̄te? —
Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

Das Chriſtentum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb; und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieſes, ſagt der Herr Paſtor, kañ ich „dem Herausgeber einräumen.“ — Kañ? warum deñ nur kañ? — Muß mir der Herr Paſtor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen: ſo räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Chriſtentum weit früher geweſen, als das aufgeſchriebene; daß es ſich erhalten und ausbreiten könne, ohne aufgeſchrieben zu ſein. Mehr will ich ja nicht; und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegenſezt: „War deñ das Chriſtentum ſchon, ehe Chriſtus „und die Apoſtel geprediget hatten?“

Dieſe Frage ſoll dieſen Saz zu ſeiner Abſicht unbrauchbar machen; welche Abſicht der folgende Saz enthält. Das wollen wir ſehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage, oder zwei, thun; blos um mich zu belehren, blos den ganzen Siñ des Herrn Paſtors zu faſſen. — Weñ, ſo lange Chriſtus und die Apoſtel predigten, ſo lange die auſſerordentlichen Gaben des heiligen Geiſtes in den Gemeinden wirkſam waren, die Fortpflanzung der chriſtlichen Religion durch mündlichen Unterricht beſſer zu erhalten war, als durch Schriften: fing der Gebrauch der Schriften erſt an, als iene auſſerordentlichen Gaben aufhörten; oder fing er früher an? Fing er früher an, und es iſt unläugbar, daß dieſe Gaben nicht zugleich mit den Apoſteln aufhörten, ſondern

noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in dieſem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verſtand; und war dieſes: ſind wir nicht ſehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die erſten Chriſten auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne dieſen Beweis glauben müßen? Fing hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht ſowohl *getreten*, als treten *ſollen*?

Und doch erhellet aus der Geſchichte, daß dieſes allerdings der Fall iſt. Allerdings iſt zu erweiſen, daß ſo lange die Wundergaben, und beſonders die unmittelbare Erleuchtung der Biſchöfe, ſtatt hatten, man aus dem geſchriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen ſogar, dem Biſchofe nicht anders, als auf das geſchriebene Wort, glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Deñ die εμφυτος δωρεα της διδαχης, die in den Biſchöfen war, war ebendieſelbe, welche in den Apoſteln geweſen war; und weñ Biſchöfe das geſchriebene Wort anführten, ſo führten ſie es freilich zur *Beſtätigung* ihrer Meinung, aber nicht als die *Quelle* ihrer Meinung an.

Dieſes bringt mich nahe zu der Abſicht wieder zurük, in welcher ich den Saz, bei welchem wir halten, und den nächſtvorhergenden, vorausgeſchikt habe. Zu der Folge nämlich:

Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhangen: ſo kañ doch unmöglich die ganze Wahrheit der chriſtlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. weñ es wahr iſt, daß die Religion des

alten und neuen Teſtaments eine geraume Zeit ſchon geoffenbaret war, ehe das Geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde; und eine noch geraumere Zeit beſtand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir jezt zum Kanon des alten und neuen Teſtaments rechnen: ſo muß ſie ja wohl ohne dieſe Bücher ſich denken laſſen. Ohne dieſe Bücher, ſage ich. Ich ſage nicht: ohne den Inhalt dieſer Bücher. Wer mich dieſes, ſtatt jenes, ſagen läßt, läßt mich Unſiñ ſagen, um das große heilige Verdienſt zu haben, Unſiñ zu widerlegen. Nochmals, und nochmals: ohne dieſe Bücher. Auch hat, ſo viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieſer Bücher zuerſt, durch eines dieſer Bücher urſprünglich, geoffenbaret worden, und ſo wie die übrigen dazu gekommen, allmählig mit angewachſen ſei. Vielmehr geſtehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in dieſen Büchern blos gelegentlich bald mehr bald weniger davon aufbehalten worden. — Dieſes Mehrere oder Wenigere wäre ſchon wahr geweſen, ehe es gelegentlich ſchriftlich aufbehalten wurde: und ſollte jezt für uns nur wahr ſein, weil es ſchriftlich aufbehalten worden? —

Hier ſucht ſich zwar der Herr Paſtor mit einer Unterſcheidung zu helfen: ein andres, will er, ſei die Wahrheit der Religion; und ein andres unſre Überzeugung von dieſer Wahrheit. „Die Wahr„heit der chriſtlichen Religion, ſagt er, beruhet „allerdings auf ſich ſelbſt; ſie beſtehet auf ihrer „Übereinſtimmung mit den Eigenſchaften und Wil„len Gottes, und auf der hiſtoriſchen Gewißheit „der Factorum, auf welche ihre Lehrſäze ſich zum „Theil gründen. Allein, unſere Überzeugung von „der Wahrheit der chriſtlichen Religion beruhet

„doch lediglich und allein auf dieſen Schriften.“ Aber, weñ ich dieſe Worte recht verſtehe: ſo ſagt der Herr Paſtor entweder etwas ſehr unphiloſophiſches, oder er ſchlägt ſich ſelbſt, und iſt völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er ſich ſo unphiloſophiſch ausdrüken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu ſcheinen. Deñ man überlege doch nur! Weñ die Wahrheit der chriſtlichen Religion theils — (dieſes theils hat er freilich nicht buchſtäblich hingeſchrieben, aber ſein Siñ erfordert es doch nothwendig) — weñ ſie, ſage ich, theils auf ſich ſelbſt, d. i. auf ihrer Übereinſtimmung mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes, theils auf der hiſtoriſchen Gewißheit der Factorum beruhet, auf die ſich einige ihrer Lehrſäze gründen: entſpringt nicht aus dieſem dopelten Grunde auch eine dopelte Überzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund ſeine Überzeugung für ſich? Was braucht einer von beiden die Überzeugung des andern zu entlehnen? Iſt es nicht fauler Leichtſiñ, dem einen die Überzeugung des andern zu gute kommen zu laſſen? Iſt es nicht leichtſinnige Faulheit, die Überzeugung des einen auf beide erſtreken zu wollen? Warum ſoll ich Dinge, die ich deßwegen für wahr halten muß, weil ſie mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes übereinſtimmen, nur deßwegen glauben, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden geweſen, hiſtoriſch erwieſen ſind?

Es ſei immerhin wahr, daß die bibliſchen Bücher alle die Facta erweiſen, worauf ſich die chriſtlichen Lehrſäze zum Theil gründen: Facta erweiſen, das können Bücher; und warum ſollten es dieſe nicht können? Genug, daß die chriſtlichen Lehrſäze ſich nicht alle auf Facta gründen. Die

übrigen gründen ſich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit; und wie kañ die innere Wahrheit irgend eines Sazes von dem Anſehen des Buches abhangen, in dem ſie vorgetragen worden? Das iſt offenbarer Widerſpruch.

Noch kañ ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Herr Paſtor mit einer Zuverſicht thut, als ob nur eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde, fragt er, weñ die neu„teſtamentlichen Bücher nicht geſchrieben, und bis „auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von „dem, was Chriſtus gethan und gelehret hat, in „der Welt übrig geblieben ſein?“ — Gott behüte mich, jemals ſo klein von Chriſti Lehren zu denken, daß ich dieſe Frage ſo geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein; dieſes Nein ſpräche ich nicht nach, und weñ mir es ein Engel vom Himmel vorſagte. Geſchweige, da mir es nur ein lutheriſcher Paſtor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geſchieht, ließe Spuren in der Welt zurük, ob ſie der Menſch gleich nicht immer nachweiſen kañ: und nur deine Lehren, göttlicher Menſchenfreund, die du nicht aufzuſchreiben, die du zu predigen befahleſt, weñ ſie auch nur wären gepredigt worden, ſollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus ſich ihr Urſprung erkennen ließe? Deine Worte ſollten erſt, in todte Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menſchen zu erleuchten, und zu beſſern? Iſt mündliche Überlieferung nichts? Und weñ mündliche Überlieferung tauſend vorſezlichen und unvorſezlichen Verfälſchungen unterworfen iſt: ſind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott, durch die nämliche Äuſſerung ſeiner unmittelbaren Gewalt, nicht ebenſowohl die mündlichen Überlieferungen

vor Verfälſchungen bewahren können, als wir ſagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mañ, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes ſein will, und ſo kek vorgibt, daß du deine Abſicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen laſſen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der auſſer dieſem einzigen Wege, den er ſieht, alle andere Wege, weil er ſie nicht ſieht, platterdings läugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe ſind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Überlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hülfe wir ſchwerlich wohl die Schriften des neuen Teſtaments vollkommen ſo verſtehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe thun? Dieſes gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingeſtehen; ſondern auch von den Proteſtanten, ob deren ſchon es wenige zugeben.

Das apoſtoliſche Glaubensbekeñtniß iſt offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entſtanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieſes: ſo würde es gewiß theils vollſtändiger, theils beſtiḿter ſein. Daß es dieſes nicht iſt, läßt ſich weniger aus der Muthmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge ſein ſollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit ſeiner Abfaſſung, als man die Bücher des neuen Teſtaments ſo ſorgfältig noch nicht durchſiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkañte, ſie ſo ſorgfältig durchſieben zu müßen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin der Herr Paſtor mir leichter ein Kreuz nachſchlagen kan̄, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Alſo zurük und weiter.

War ein Zeitraum, in welchem ſie (die chriſtliche Religion) bereits ſo ausgebreitet war, in welchem ſie ſich bereits ſo vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen iſt: ſo muß es auch möglich ſein, daß alles, was die Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtünde.

Es iſt nicht ſpöttiſche Parodie, es iſt mein herzlicher Ernſt, wen̄ ich zum Theil die Worte des Herrn Paſtors gegen ihn ſelbſt kehre, und ſage: „Bei aller Achtung, welche ich für die ſonſtige „Geſchiklichkeit und Verdienſte des Herrn Paſtors „um die theologiſche Literatur habe, kan̄ ich mich „doch nicht entbrechen, das, was er gegen dieſen „Saz erinnert, entweder für höchſt gefährliche Heterodoxie, oder für höchſt hämiſche Verleumdung zu erklären." — Er wähle! Auch ſteht ihm beides zu Dienſten.

Zuerſt alſo: ſeine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ei! Aber doch wohl nicht nur für einen Man̄, an dem die Hand verſtändiger und rechtgläubiger iſt, als der Kopf? „Den̄, ſagt er, „man ſeze nur für die Worte: in welchem „gleichwohl noch kein Buchſtabe aus „dem von ihr aufgezeichnet war, was

„bis auf uns gekommen iſt — dieſe: in „welchem gleichwohl noch kein Wort „aus dem von ihr geprediget war, was „bis auf uns gekommen iſt; ſo wird uns „die Falſchheit deſſelben in die Augen leuch„ten.“ — Vortreflich! — Wo iſt der Schriftſteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslaͤſterung anflicken will, ſobald ich ihm, ſtatt ſeiner Worte, andere unterſchieben darf? Andere? blos andere? Weñ es der billige, der chriſtliche Herr Paſtor dabei bewenden ließe! Aber er ſchiebt mir, ſtatt meiner guten, ſtatt meiner, weñ auch nicht einen wahren Siñ, doch einen Siñ habenden Worte, Worte unter, die ſchlechterdings gar keinen Siñ haben. Ich ſage: die chriſtliche Religion war, ehe von der chriſtlichen Religion etwas aufgeſchrieben wurde. Damit ſoll ich geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion geprediget, geoffenbaret wurde. Das iſt, ich ſoll geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion war. Bin ich deñ aus dem Tollhauſe entlaufen, um ſo etwas zu ſagen? zu ſchreiben?

Der Herr Paſtor faͤhrt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit ſeine Zeitungsleſer glauben ſollen, ich zweifle allerdings daran? — Schoͤn! Seiner ſehr anſtaͤndig!

Nur weñ er nochmals in die Frage faͤllt: „Woher koͤnnen wir nun die Lehren und Thaten „Chriſti und ſeiner Apoſtel wiſſen?“ und er ſich ſelbſt darauf antwortet: „Allein aus den „Schreiben der Evangeliſten und Apoſtel:“ muß ich mich nochmals gegen dieſes Allein verwahren. Mit dem Zuſatze: daß der groͤßere Theil der Chriſten ihm dieſes Allein eben ſo wenig

zugibt. Oder ſind die Katholiken keine Chriſten? Wäre ich kein Chriſt, weñ ich in dieſem Stüke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Proteſtanten den Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Chriſtentum gelten kañ, worauf weder Katholik noch Proteſtant zu antworten weiß: ſo müße auch nur das zum Chriſtentume gehören, was dem Katholiken und Proteſtanten gemein iſt. Wenigſtens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch ſei, ſehr ſchlecht, einen Saz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da wo dieſer Dritte weder Katholik noch Proteſtant ſein will, als einen ſolchen zu verdammen, der die ganze chriſtliche Religion ſchlechterdings aufhebe.

Und hier fängt ſich die Heterodoxie des Herrn Paſtors an. Wie? die chriſtliche Religion ſelbſt würde verloren gehen, weñ es möglich wäre, daß die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen zuverläßigen Lehrbegrif aus dieſen Schriften gezogen, der ſich in andern Schriften erhalten würde? So iſt derjenige, der ſeinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Chriſt? So wird niemand geſund, als wer die Arznei mit ſamt der Schachtel verſchlingt? — Man gebe nur Acht: nun werde ich müßen geſagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel, ſondern auch alles das, was jemals aus dieſen Schriften gezogen worden, verloren gehen, und dennoch die chriſtliche Religion beſtehen köñte. — Nun werde ich müßen geſagt haben, daß

die chriſtliche Religion beſtehen könte, obgleich die chriſtliche Religion verloren ginge.

Und doch darf man nur auf meine Abſicht zurükſehen, in welcher ich die ganze Stelle geſchrieben habe, die dem Herrn Paſtor ein ſolches Ärgerniß iſt. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabſezen. Das iſt meine Abſicht. Und nur in dieſer Abſicht ſage ich, daß derjenige, deſſen Herz mehr Chriſt iſt, als der Kopf, ſich ganz und gar an dieſe Einwürfe nicht kehre; weil er fühle, was andere ſich zu denken begnügen; weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könte. Er iſt der zuverſichtliche Sieger, der die Feſtungen liegen läßt, und das Land einnimt. Der Theolog iſt der furchtſame Soldat, der ſich an den Gränzfeſtungen den Kopf zerſtößt, und kaum das Land darüber zu ſehen bekömt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgeſezter lutheriſcher Prediger aus der Pfalz mit ſeiner Familie, die aus zuſammengebrachten Kindern beiderlei Geſchlechts beſtand, ſich nach einer von den Colonien des britiſchen Amerika begeben. Das Schif, worauf er überging, ſcheiterte an einer kleinen unbewohnten bermudiſchen Inſel; und von dem Schifsvolke erſof, auſſer der Familie des Predigers, faſt alles. Der Prediger fand dieſe Inſel ſo angenehm, ſo geſund, ſo reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er ſich gern gefallen ließ, die Tage ſeiner Wallfahrt daſelbſt zu beſchließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiſte an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Geräthſchaft für ſeine Kinder auch ein Katechiſmus Lutheri ſich befand. Es verſteht ſich, daß dieſer Katechiſmus, bei gänzlichem Mangel aller andern

Bücher, ein ſehr koſtbarer Schaz für ihn wurde. Er fuhr fort, ſeine Kinder daraus zu unterrichten; und ſtarb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus; und ſtarben. Nur erſt vor zwei Jahren ward wieder einmal ein engliſches Schif, auf welchem ein heſſiſcher Feldprediger war, an dieſe Inſel verſchlagen. Der Feldprediger — ich kōnte es aus ſeinen eigenen Briefen haben — ging mit einigen Matroſen, die friſches Waſſer einnehmen ſollten, an's Land; und erſtaunte nicht wenig, ſich auf einmal, in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nakten, fröhlichen Völkchen zu befinden, das Deutſch ſprach; und zwar ein Deutſch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Katechiſmus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob; und ſiehe! er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern ſprach, ſondern auch mit Luthern glaubte; und ſo orthodox glaubte, als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Katechiſmus war, wie natürlich, in den anderthalb hundert Jahren aufgebraucht, und ſie hatten nichts davon mehr übrig, als die Bretterchen des Einbandes. In dieſen Bretterchen, ſagten ſie, ſteht das alles, was wir wiſſen. — Hat es geſtanden, meine Lieben! ſagte der Feldprediger. — Steht noch, ſteht noch! ſagten ſie. Wir können zwar ſelbſt nicht leſen, wiſſen auch kaum, was Leſen iſt: aber unſere Väter haben es ihre Väter daraus herleſen hören. Und dieſe haben den Mañ gekañt, der die Bretterchen geſchnitten. Der Mañ hieß Luther, und lebte kurz nach Chriſto.

Ehe ich weiter erzähle, Herr Paſtor: waren dieſe guten Leutchen wohl Chriſten, oder waren ſie keine? Sie glaubten ſehr lebhaft, daß es ein höchſtes Weſen gebe; daß ſie arme ſündige Ge-

ſchöpfe wären; daß dieſes höchſte Weſen demohngeachtet, durch ein andres eben ſo hohes Weſen, ſie nach dieſem Leben ewig glüklich zu machen, die Anſtalt getroffen. — Herr Paſtor: waren dieſe Leutchen Chriſten, oder waren ſie keine?

Sie müßen nothwendig ſagen: ſie waren keine. Den̄ ſie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Prieſter! — Nein; ich erzähle Ihnen von dieſem lieben, fröhlichen, glüklichen Völkchen weiter nichts.

Lieber ſchwazen wir noch einen Augenblik über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher iſt, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Herr Paſtor will beweiſen, daß „überdem mein Saz der „Erfahrung und Geſchichte offenbar widerſpreche.“. Aber, was er desfalls anführt, iſt ſo kahl, ſo obenabgeſchöpft, daß er dergleichen Tiraden ſich höchſtens nur in ſeinen Texten erlauben müßte. Man höre nur. „Von dem 9 Jahrhunderte an, „ſagt er, bis auf den Anfang des 15, war ein „Zeitraum, in welchem die Schriften der Evange„liſten und Apoſtel beinahe verloren gegangen wa„ren. Wer kan̄te, auſſer wenigen Gelehrten, die „Bibel? Sie ſtekte in Handſchriften und Überſe„zung, bis auf die Erfindung der Drukerei, in „den Klöſtern.“ Warum ſollen vom 9 bis zum 15 Jahrhundert der Abſchriften des neuen Teſtaments wenigere geweſen ſein, als vom fünften bis auf's neunte? Warum vom fünften bis auf's neunte wenigere, als vom erſten bis auf's fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neuteſtamentlichen Schriften vermehrten ſich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices im erſten und zweiten Jahrhunderte am ſeltenſten; und ſo ſelten, daß ganze groſe Gemeinden nur einen einzigen Codicem beſaßen, den die Presbyteri der Gemeinde

unter ihrem Schloſſe hielten, und den auch, ohne ihre beſondere Erlaubniß, niemand leſen durfte. Getrauet er ſich von dem Zeitraume, den er angibt, eben das zu erweiſen? Ich glaube, meines wenigen Theils, daß in dieſem Zeitraume mehr Abſchriften der Bibel in dem einzigen Deutſchland geweſen, als in den zwei erſten Jahrhunderten in der ganzen Welt; den Grundtext des alten Teſtaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verſtehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhunderte angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu ſpielen? Das muß er wohl; deñ er fährt fort: „Der große Haufe „erfuhr aus derſelben nichts mehr, als was ihm „die römiſche Cleriſei davon ſagte, und dieſe ſagte ihm nichts mehr, als was er ohne Nachtheil „ihres Intereſſe wiſſen koñte. Wie war in die„ſer Zeit die chriſtliche Religion, in Abſicht auf „den großen Haufen, beſchaffen? War ſie mehr „als ein verwandeltes Heidentum?“ — Die ſtrenge Wahrheit iſt, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes geweſen war. Der gemeine Mañ hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Cleriſei daraus mittheilen wollen. Und ſo hätte ſich die Religion ſchon weit eher verſchlimmern müßen, weñ es nicht wahr wäre, daß ſie ſich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten köñte. Cui assentiunt, möchte ich aus dem Irenäus hinzuſezen, multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem. Endlich; weñ die chriſtliche Religion vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhunderte nur darum ſo verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war: warum hätte ſie ſich deñ nicht allgemei-

ner wieder aufgerichtet, ſeitdem die Schrift durch die Drukerei gleichſam wiedergefunden worden? Hat deñ die römiſche Kirche ſeitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren laſſen? Gibt es nicht Middletone, die ſie noch jezt für nichts beſſeres, als für ein abgeändertes Heidentum halten? Ich bin gewiß, der Herr Paſtor iſt dieſer erbaulichen Meinung ſogar ſelbſt. — Aber die Reformation doch? dieſe haben wir doch wohl ganz dem ungehindertern häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das iſt ſo ungezweifelt nicht. Deñ die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel beſſer zu brauchen anfing; als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehindertern, häufigern Gebrauche der Bibel ebenſowohl den Socinianismus zu danken, als die Reformation.

So wenigſtens denke ich; unbekümmert, wie ſehr ſich der Herr Paſtor darüber wundert. Ich wundre mich nicht einmal, daß er ſich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältniſſe; daß er ſich wundert, und ich mich nicht.

Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten: ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt.

Jede ſcharfſinnige Unterſcheidung läßt ſich von einem, der ſeiner Sprache nur ein wenig mächtig iſt, in eine Antitheſe bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antitheſe auf einer ſcharfſinnigen Unterſcheidung beruhet; weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Wizes iſt, was ein zerſchmetternder Strahl des Scharfſinnes ſein ſollte, zumal bei den lieben Dichtern: ſo iſt der Name Antitheſe ein wenig verdächtig geworden. Das kömt nun

den Herren ſehr gut zu Paſſe, die, ich weiß nicht welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfſiñ haben; beſonders, weñ er ſich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie ſchreien: Antitheſe! Antitheſe! Und damit haben ſie alles widerlegt.

„Auch dieſe Antitheſe ſagt nichts!“ ſagt der vielſagende Herr Paſtor. „Deñ, ſind die Evangeli„ſten und Apoſtel Männer, welche geredet und „geſchrieben haben, getrieben durch den heiligen „Geiſt: ſo iſt die chriſtliche Religion wahr, weil „die Evangeliſten und Apoſtel, oder eigentlich, „weil Gott ſelbſt ſie gelehret hat. Der zweite „Saz ſteht blos müßig da.“

Nun deñ! ſo muß ich ſchon das Maß meiner Sünden häufen, und eine Antitheſe mit einer andern Antitheſe unterſtüzen. Auch das, was Gott lehret, iſt nicht wahr, weil es Gott lehren will: ſondern Gott lehret es, weil es wahr iſt.

Steht der zweite Saz hier auch müßig? — Ja; weñ wir nicht wüßten, was dieſe Herren ſich für einen ſchönen Begrif von dem Willen Gottes machten! Weñ wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, blos weil er es wolle. Und auch das ließe ſich in gewiſſem Verſtande von Gott noch ſagen: ſo daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unſiñ in Worte faſſen ſoll.

Aus ihrer innern Wahrheit müßen die ſchriftlichen Überlieferungen erkläret werden, und alle ſchriftliche Überlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, weñ ſie keine hat.

Das erſte Wort, was der Herr Paſtor hierauf erwidert, iſt: Gut! Und ſo freute ich mich ſchon!

Doch er läßt auf dieſes Gut ein Aber folgen: und das ſonderbarſte Aber von der Welt. Sogleich iſt nichts mehr gut: auch das nicht, was wir oben aus ſeinem eignen Munde haben.

Oben (S. 530.) hatte er ſelbſt uns belehret, daß die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion auf der Übereinſtimmung mit den Eigenſchaften Gottes beruhe; und nun weiß er auf einmal von dieſer innern Wahrheit kein Wort mehr, ſondern ſezt die hermeneutiſche Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigſtens die hermeneutiſche Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutiſchen ſein müßte!

Man höre nur. Ich will des Herrn Paſtors vermeinte Widerlegung, und meine Antwort, in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heiſſen köñte. Nämlich, ich unterbreche den Herrn Paſtor: aber der Herr Paſtor hält ſich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne ſich zu bekümmern, ob unſere Worte zuſammen klapen, oder nicht. Er iſt aufgezogen, und muß ablaufen. Alſo:

Ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die „ſchriftlichen Überlieferungen aus ihrer innern „Wahrheit erklären will, muß mich vorher „überzeugen, daß er ſelbſt von der innern Wahrheit derſelben eine richtige und gegründete Vorſtellung habe.“ —

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andre. Indem er

mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Saſzes erklärt, (ich ſage erklärt, nicht blos erklären will:) beweiſet er ja wohl genugſam, daß er ſelbſt von dieſer innern Wahrheit eine richtige Vorſtellung habe.

Er. — „und daß er ſich nicht ſelbſt ein Bild „davon mache, das ſeinen Abſichten gemäß iſt.“

Ich. Weñ ſeine Abſichten keine innere Güte haben: ſo können die Religionsſäze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit iſt keine wächſerne Naſe, die ſich jeder Schelm nach ſeinem Geſichte boſſiren kañ, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkeñtniß der „innern Wahrheit der chriſtlichen Religion neh„men, —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr ſelbſt. Deßwegen heißt ſie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von auſſen bedarf.

Er. — „als aus den ſchriftlichen Überliefe„rungen, oder aus den Schriften der Evangeliſten „und Apoſtel, —

Ich. Was müßen wir aus dieſen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unſere erſte hiſtoriſche Keñtniß dieſer Wahrheit? Jenes wäre eben ſo ſeltſam, als weñ ich ein geometriſches Theorem nicht wegen ſeiner Demonſtration, ſondern deßwegen für wahr halten müßte, weil es im Euklides ſteht. Daß es im Euklides ſteht, kañ gegründetes Vorurtheil für ſeine Wahrheit ſein, ſo viel man will. Aber ein andres iſt, die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein andres, ſie um ihrer ſelbſt willen glauben. Beides kañ vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinausführen; aber iſt es darum das Nämliche? — Alſo iſt es blos

die hiſtoriſche Keñtniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel ſollen ſchöpfen können? Aber der größere Theil der Chriſten verſichert, daß es noch eine andere Quelle dieſer hiſtoriſchen Keñtniß gebe; nämlich die mündliche Überlieferung der Kirche. Und allerdings iſt es unwiderſprechlich, daß die mündliche Überlieferung einmal die einzige Quelle derſelben geweſen; und daß ſich ſchlechterdings keine Zeit angeben läßt, wañ ſie nicht blos zur zweiten Quelle geworden, ſondern ganz und gar Quelle zu ſein aufgehört habe. Doch dem ſei, wie ihm wolle. Ich will hier nur Proteſtant ſein; die neuteſtamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unſerer hiſtoriſchen Keñtniß der Religion immerhin ſein. Hat ſich die erſte einzige Quelle ſeit ſiebzehnhundert Jahren nie ergoſſen? Iſt ſie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer urſprünglichen Lauterkeit und Heilſamkeit in andere Schriften übergetreten? Müßen ſchlechterdings alle Chriſten aus ihr ſelbſt ſchöpfen? Darf ſich ſchlechterdings kein Chriſt an den nähern, zugänglichern Tiefen begnügen, in welche ſie übergetreten iſt? Das, das iſt ja nur hier die Frage. — Darf er: warum köñten die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel nicht ohne ſeinen Nachtheil verloren ſein? verloren gehen? Warum dürfte er ſie nicht als verloren gegangen anſehen, ſo oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derſelben zuſezt, die in dem Weſen ſeiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht: ſo darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf dieſen Tag noch kein vollſtändiger, untrüglicher Lehrbegrif aus ihnen gezogen worden; auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegrif nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kañ. Deñ nur

dañ wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit ſeinen eignen Augen zuſähe; jeder ſein eigner Lehrer, jeder ſein eigner Gewiſſensrath aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich ſodañ euch, arme, unſchuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des erſten Grades einer beſſern Erziehung ermangeln, noch überall nicht leſen lernen! Ihr glaubt, Chriſten zu ſein, weil ihr getauft worden. Unglükliche! Da hört ihr ja: daß leſen können eben ſo nothwendig zur Seligkeit iſt, als getauft ſein!

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit „den Schriften des alten Teſtaments.“

Ich. Nun vollends gar! — Ich ſorge, ich ſorge, liebe, fromme Idioten, ihr müßt noch Hebräiſch lernen, weñ ihr eurer Seligkeit wollt gewiß ſein.

Er. „Ich werde ſeiner Vernunft hier nichts „einräumen, ob ich gleich allezeit vorausſeze, daß „die Lehrſäze der Religion, welche mir als die „chriſtliche vorgeprediget wird, nie einem allgemei„nen und unſtreitigen Grundſaze der Vernunft „widerſprechen müßen.“

Ich. Herr Paſtor! Herr Paſtor! — Alſo beſteht die ganze Vernunftmäßigkeit der chriſtlichen Religion darin, daß ſie nicht unvernünftig iſt? — Und Sie ſchämen ſich nicht in Ihr theologiſches Herz, ſo etwas zu ſchreiben? — Schreiben Sie es: ſo predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen alſo die Wahrheit der „chriſtlichen Religion nur alsdeñ, weñ unſere Be„griffe von derſelben eben diejenigen ſind, welche „die ſchriftlichen Überlieferungen, die in der heili-

„ gen Schrift enthalten ſind, davon in unſern See-
„ len hervorbringen ſollen.“

Ich. — Sollen! Aber welche ſollen ſie her-
vorbringen? — Können Sie es läugnen, Herr
Paſtor, können Sie es ſich ſelbſt verhehlen, daß
nur wenige Stellen des ganzen neuen Teſtaments
bei allen Menſchen die nämlichen Begriffe hervor-
bringen? daß der bei weitem größere Theil bei die-
ſen dieſe, bei andern andere Begriffe hervorbringt?
Welches ſind die rechten, die hervorgebracht werden
ſollen? Wer ſoll das entſcheiden? Die Herme-
neutik. Welches iſt die wahre? Sind ſie alle
wahr? oder iſt keine wahr? Und dieſes Ding, die-
ſes mißliche, elende Ding ſoll die Probe der innern
Wahrheit ſein! Was wäre deñ ihre Probe?

Er. „ Freilich können die ſchriftlichen Überlie-
„ ferungen der chriſtlichen Religion keine innere
„ Wahrheit geben, weñ ſie keine hat.“

„ Ich. Mich dünkt, Herr Paſtor, daß Sie
oben ganz ſo freigebig nicht waren, wo es Ihnen
innere Wahrheit eines Lehrſazes genug ſchien, daß
er geſchrieben da ſtehe. Sie ſind doch wohl nicht
nur darum ſo freigebig, weil Sie aus der Sache,
mit der Sie es ſind, im Grunde nicht viel machen?
weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der
ſich nichts denken läßt, eben ſo lieb iſt, als eine,
bei der ſich etwas denken läßt?

Er. „ Das ſoll ſie aber auch nicht.“

Ich. Schön, daß ſie nicht ſoll, was ſie nicht
kañ! — Weñ aber die ſchriftliche Überlieferung der
chriſtlichen Religion innere Wahrheit weder geben
kañ, noch geben ſoll: ſo hat auch die chriſtliche Reli-
gion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat ſie ſie
nicht von ihr: ſo hängt ſie auch von ihr nicht ab.
Hängt ſie von ihr nicht ab: ſo kañ ſie auch ohne ſie
beſtehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zwek iſt alſo dieſer: die innere „Wahrheit derſelben zu entdeken und zu beweiſen.“

Ich. Soll entdeken ſo viel heiſſen, als zuerſt bekañt machen: ſo habe ich ſchon bewieſen, daß die Schrift die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion der Welt nicht zuerſt bekañt gemacht hat. Hier ſeze ich noch hinzu: daß ſie jezt den einzeln Menſchen dieſes noch weniger thut. Deñ wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits verſehen, zu ihr. — Und beweiſen! Soll beweiſen hier nur ſo viel heiſſen, als, einen ſchriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zubeweiſenden Sazes enthalten ſind: ſo hat ja der Herr Paſtor ſelbſt ſchon eingeſtanden, daß ein ſolcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kañ, nichts helfen ſoll. Soll aber beweiſen hier heiſſen, was es eigentlich heißt: die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkañten und ungezweifelten Wahrheiten darthun; ſo kañ ja jedes andere Buch dieſes ebenſowohl, als die Schrift, beſonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und ſo wäre wieder nicht einzuſehen, warum die chriſtliche Religion jezt nicht ganz ohne die Schrift ſollte beſtehen können.

Er. „Folglich ſind es leere Worte, weñ man „die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion und „die Überlieferungen, oder deutlicher, die heilige „Schrift, einander als zwei verſchiedene Dinge „entgegenſezen will.“ —

Ich. Entgegenſezen? Wer will deñ dieſe zwei Dinge einander entgegen ſezen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß ſie jezt von einander ganz unabhängig ſein können. Sind deñ jede zwei verſchiedene Dinge einander entgegengeſezt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen; ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die

Schrift nicht nehmen, der allein an ihr ſeine Künſte zu zeigen gelernt hat. Ich ſehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Keñtniſſen und Wiſſenſchaften aufgeholfen hat; in welche Barbarei wir leicht wieder verſinken köñten, weñ es ganz aus der Welt verbañt würde. Aber der Theolog ſoll uns Chriſten ſein gelehrtes Bibelſtudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er ſoll nur nicht gleich über Unchriſten ſchreien, weñ er auf einen ehrlichen Laien ſtößt, der ſich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längſt für ihn aus der Bibel gezogen, und dieſen Lehrbegrif nicht ſowohl deßwegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, ſondern weil er einſieht, daß er Gott anſtändiger, und dem menſchlichen Geſchlecht erſprießlicher iſt, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er fühlt, daß ihn dieſer chriſtliche Lehrbegrif beruhiget.

Er. — „Eben ſo vergeblich, als weñ man ſagen wollte: man muß die Geſeze eines Geſezgebers aus ſeiner innern Gerechtigkeit erklären. „Umgekehrt; die innere Gerechtigkeit eines Geſezgebers muß aus ſeinem Geſeze erkañt, und beurtheilt „werden.“

Ich. Der Herr Paſtor ſind doch in allen ihren Inſtanzen und Erläuterungen ganz ſonderbar unglüklich. Umgekehrt! ſage ich nun wiederum. Und weñ die Wahrheit kein Wetterhahn iſt, ſo wird ſie es hoffentlich wohl bei meinem Commando bewenden laſſen. Was? die Geſeze eines Geſezgebers müßten nicht aus ſeiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Weñ der Buchſtabe des Geſezes einen trift, den der Geſezgeber zu treffen unmöglich kañ die Abſicht gehabt haben; weñ, dem Buchſtaben nach, Strafe auf einen fällt, auf deſſen in ihrer Art einzige Handlung, die der Geſezgeber nicht vorherſehen können, vielmehr

Belohnung als Strafe ſtehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchſtaben, und holt ſeinen Ausſpruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annim̃t, daß ſie dem Geſezgeber beigewohnet habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Geſezgebers müße aus ſeinen Geſezen erkañt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Geſezgeber? Und Solon würde ſehr unzufrieden geweſen ſein, weñ man ihm nicht eine lautere, vollkom̃nere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus ſeinen Geſezen ſichtbar war. Deñ als man ihn fragte, ob er ſeinen Bürgern die beſten Geſeze gegeben habe: was antwortete er? Ὅτι ȣ τȣς καταπαξ καλλιϛȣς, αλλ᾽ ὧν εδυναντο τȣς καλλιϛȣς. „Die beſten ſchlechterdings „nun freilich nicht: aber doch die beſten, deren ſie „fähig waren.“ Alſo —

Doch ich bin es herzlich ſatt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonſt köñte ich hier nicht unſchiklich einer Anwendung dieſer Worte des Solon noch gedenken, die dem Herrn Paſtor höchſt ärgerlich ſein würde, weñ er nicht etwa ſchon wüßte, daß ſie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wiſcher von unſern lutheriſchen Paſtoren bekommen, weñ ſie jezt ſchrieben! Dieſer nämliche Kirchenvater entbricht ſich nicht, eine zweifache chriſtliche Religion gelten zu laſſen: eine für den gemeinen Mañ, und eine andere für den feinern, gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die chriſtliche Religion die nämliche: nur daß ich die Religion von der Geſchichte der Religion will getreñt wiſſen. Nur daß ich mich weigere, die hiſtoriſche Keñtniß von ihrer Entſtehung und ihrer Fortpflanzung; und eine Überzeugung von dieſer Keñtniß, die ſchlechterdings bei keiner hiſtoriſchen

Wahrheit ſein kañ, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Hiſtoriſche der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre; ſie mögen beantwortet werden können, oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kañ, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle ſchon längſt beantwortet. Nur daß ich den kurzſichtigen Hermeneutiker verſchmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmet, um die Möglichkeit zu erhärten, daß dieſe Schwächen auch wohl keine Schwächen ſein köñten; der eine kleine Breſche, welche der Feind geſchoſſen, nicht anders zu ſtopfen weiß, als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eigenen Händen macht.

Und damit ſoll ich mich an der chriſtlichen Religion verſündiget haben? Damit? damit, daß ich geſchrieben: „Was gehen den Chriſten des Theologen Hypotheſen, und Erklärungen, und Beweiſe „an? Ihm iſt es doch einmal da, das Chriſten„tum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo „ſelig *fühlet*. Weñ der Paralytikus die wohl„thätigen Schläge des elektriſchen Funken *er„fährt*: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob „Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat?“

Doch, daß ich *auch das* geſchrieben habe, läßt der Herr Paſtor ſeinen Zeitungsleſern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl iſt nur zur Rechtfertigung eines Chriſten *ſolcher* Art, die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen ſo kauderwelſchen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieſes war die Abſicht dieſer Stelle. Nur dem *fühlenden* Chriſten ſollte darin eine Schanze verſichert werden, in welche er ſich getroſt werfen könne, weñ er mit ſeinen muthigern

Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen einer jeden Secte, den Wahlplaz nicht ſobald räumen, auch nicht ſobald zu räumen brauchen; beſonders, weñ ſie ſich nur mit ihresgleichen herumſchlagen: wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug geſagt? Habe ich nicht mit ausdrüklichen Worten bekañt, daß jeder Theolog in dem Geiſte ſeines angenommenen Syſtems Antworten genug haben werde? Habe ich nicht ſelbſt einen Verſuch gemacht, ihm mit einigen dieſer Antworten vorzugreifen? Taugt dieſer mein Verſuch nicht viel; wie leicht möglich iſt: 'ſo mach' es beſſer, wer kañ! Das wünſche ich ja nur. Blos darum machte ich ja nur die Fragmente bekañt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünſchte und hofte: hätte ich meinen Troſt auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurük behalten ſollen? Warum das? Wollte ich deñ durch dieſen Troſt im voraus alle Antworten für überflüſſig erklären? Er war ja blos dem einfältigen Chriſten, und nicht dem Theologen gegeben, dieſer Troſt: wenigſtens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über ſeine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch blos einfältiger Chriſt zu ſein.

Daß dieſen Troſt, den ich für das unerſteiglichſte Bollwerk des Chriſtentums halte, der Herr Paſtor einen ſtrohernen Schild neñt, thut mir ſeinetwegen ſehr leid. Er iſt, fürchte ich, in ſeinen theologiſchen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangeſtekt geblieben; mehr davon angeſtekt worden, als er ſich auf einer hamburgiſchen Kanzel wird wollen merken laſſen; mehr, als er ſich vielleicht noch ſelbſt abgemerkt hat. Deñ auch er muß alſo alles innere Gefühl des

Chriſtentums läugnen. Und weñ man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: Gefühl! was Gefühl? Gefühl iſt ein ſtroherner Schild. Unſere Hermeneutik, unſere ſymboliſchen Bücher, das, das ſind das alles ſchirmende, undurchdringliche, diamantene Schild des Glaubens! — ſo kömt es vermuthlich nur daher, weil ſelbſt in den ſymboliſchen Büchern auf den ſtrohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer ſein: deñ es gibt dort mehr ſtroherne Schilde. Weñ er nur nicht zugleich ſo ſchmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Menſch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was ſoll ein Paſtor damit, weñ er nicht auch ſeine Bibel, nicht auch ſeine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kañ?

Wie treuherzig der Herr Paſtor auch ſonach allen ſeinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als ſich dieſes Schildes zu bedienen: iſt wohl noch werth, mit ſeinen eignen Worten gehört zu werden. „Ich „würde, ſagt er mit bebender Stimme, den Chri„ſten, der zugleich Theolog iſt, ſehr bedauern, „weñ er ſich, aus Mangel andrer Gründe, in der „traurigen Nothwendigkeit ſehen ſollte, dieſen aus „Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmen„ten befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu hal„ten.“ — Das würde gewiſſermaßen auch ich thun. Wenigſtens würde ich die Achſeln über ihn zuken, daß er ſein Handwerk ſo ſchlecht verſtände. Aber wer ſprach deñ von einem Chriſten, der zugleich Theolog iſt? Sollen deñ, müßen deñ alle Chriſten zugleich Theologen ſein? Ich habe noch immer die beſten Chriſten unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigſten wußten. Warum können die nicht einen ſtrohernen Schild

haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein ſtroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht: ſo hilft er doch gegen Hiebe. — Der entſchloſſene Herr Paſtor fährt fort: „Ich würde „ihm (dem Chriſten, der zugleich Theolog iſt,) „lieber rathen, gar die Flucht zu nehmen.“ — Weñ er glaubt, daß er ſchlechterdings den Theologen ſeiner Secte beibehalten muß: Glük auf den Weg! Genug, daß diejenigen bei der Fahne halten, die nur Chriſten ſind. — „Deñ durch „Anwendung dieſer, von dem Herrn Herausgeber „an die Hand gegebnen Säze, würde er die Bi„bel preis geben, um die Religion zu „retten: aber welche Religion?“ — Welche? Die nämliche, aus welcher die Bibel entſtand. Die nämliche, die man in ſpätern Zeiten, als ſie in ihrer urſprünglichen Lauterkeit ſollte verloren gegangen ſein, wieder aus der Bibel zog. Oder iſt noch keine zuverläßig daraus gezogen worden? Iſt die daraus gezogene nur provisorie, nicht wirklich die chriſtliche? Das muß wohl; deñ der Herr Paſtor ſagt ſo ganz entſcheidend: „Gewiß „nicht die chriſtliche, als welche mit der Bibel „ſteht und fällt.“ — Das thut mir leid! Und die Bibel ſteht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneuſtie? Allerdings, muß er ſagen: weñ ohne Bibel kein Chriſtentum iſt; ſo iſt ohne Theopneuſtie keine Bibel.

Und hier ſei mir erlaubt, mich auf die Stelle eines andern zurükzuziehen, an welche mich die nämlichen Worte ſtehen und fallen erinnern. „Die Frage,“ ſagt ein Mañ,[1]) der ſich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Herrn Paſtors eigner Art zu folgern,

1) Michaelis, in ſeiner Einleitung in die Schriften des des neuen Teſtaments, S. 73.

nicht mit der chriſtlichen Religion ein Ernſt ſein ſollte, „die Frage, ob die Bücher des neuen Te„ſtaments von Gott eingegeben ſind, iſt der „chriſtlichen Religion nicht völlig ſo wichtig, als „die vorige, ob ſie ächt ſind? Sie ſteht und „fällt nicht ſo ſchlechterdings mit ihr. „Geſezt, Gott hätte keines der Bücher des neuen „Teſtaments inſpirirt, ſondern Matthäum, Mar„kum, Lukam, Johannem, Paulum blos ſich ſelbſt „überlaſſen, zu ſchreiben, was ſie wußten: die „Schriften wären aber nur alt, ächt und glaub„würdig, ſo würde die chriſtliche Religion die „wahre bleiben. Die Wunder, durch die ſie be„ſtätiget iſt, würden ihre Wahrheit eben ſo gut „beweiſen, weñ auch die Zeugen derſelben nicht „inſpirirte, ſondern blos menſchliche Zeugen wä„ren, deñ ohnehin ſezen wir bei Unterſuchung „der Wahrheit dieſer Wunder gar nicht das „göttliche Anſehen der Schriftſteller zum voraus, „ſondern betrachten ſie blos als menſchliche Zeu„gen. Wären die Wunder wahr, die der Evange„liſt erzählte, ſo würden auch die Reden Chri„ſti, die dadurch beſtätiget ſind, ein untrügliches „Gotteswort ſein; doch mit dieſer kleinen „Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler viel„leicht etwas nicht recht gefaſſet, und es uns „nicht völlig richtig aufbehalten haben köñte: und „aus den Briefen der Apoſtel, geſezt, ſie hätten „in Nebenſachen gefehlt, würden wir doch die ſo „oft wiederholten Hauptſachen der chriſtlichen Re„ligion, die zu predigen Chriſtus ſie ausſandte, „ſo gut lernen können, als etwa aus Bülfingern „Wolfens Lehrſäze der Philoſophie. Es wäre alſo „ganz wohl möglich, daß jemand an der göttli„chen Eingebung der ſämtlichen Schriften des „neuen Teſtaments einen Zweifel hätte, oder ſie

„ ſogar läugnete, und doch die chriſtliche Religion
„ von Herzen glaubte: ja es gibt wirklich ſo den-
„ kende, zum Theil in der Stille, zum Theil auch
„ öffentlich, die man nicht ſogleich zu den Unchri-
„ ſten rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verun-
„ glimpfung, ſondern blos als Factum ſei es ge-
„ ſagt: manche alte Kezer, die die Schriften des
„ neuen Teſtaments für ächt, aber doch nicht für ein
„ untrügliches Principium cognoscendi gelten lie-
„ ßen, ſondern ſich zu Richtern über die Apoſtel
„ aufwarfen, könten wohl eben ſo gedacht haben.“ —

Wie weit würde der Schuz dieſer Stelle über mich heraus reichen, wen̄ ich unter dieſer Stelle Schuz ſuchen müßte! Aber das brauche ich nicht: und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Betteleute hiermit nachmachen wollen, die ſich einen haſtigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wiſſen, als dadurch, daß ſie ihn auf einen andern hezen. Den̄ wen̄ ich den Herrn Paſtor Goeze kenne: ſo verſteht er ſeinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich feſthalten, als friſcherdings auf einen Michaelis losgehen ſollte.

Antigoeze.

Das iſt:

eilf nothgedrungene Beiträge

zu den

freiwilligen Beiträgen

des

Herrn Hauptpaſtors Goeze in Hamburg.

1 7 7 8.

Antigoeze.

Das iſt:

nothgedrungener Beiträge
zu den
freiwilligen Beiträgen
des
Herrn Hauptpaſtors Goeze
erſter

(Gott gebe, lezter!)

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.

TERTULLIANUS.

Lieber Herr Paſtor!

Poltern Sie doch nicht ſo in den Tag hinein: [1]) ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Abſage ſchon ſo bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl ſonſt, es ſei mein Ernſt nicht. — Sehen Sie alſo, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch ſchließen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian, und den fernern Worten, die bei ihm folgen. Überſchreien können Sie mich alle acht Tage: Sie wiſſen, wo. Überſchreiben ſollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectores in Niederſachſen gegen

1) Siehe das 71 Stük der freiwilligen Beiträge.

meinen Ungenañten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; deñ eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen köñten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu ſein ſcheinet: und ſodañ glaube ich wirklich der chriſtlichen Religion durch ſeine Bekañtmachung einen größern Dienſt erwieſen zu haben, als Sie mit allen Ihren Poſtillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der chriſtlichen Religion mehr zutraue, als Sie, ſoll ich ein Feind der chriſtlichen Religion ſein? Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleichet, dem Geſundheitsrathe anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land gebracht haben? Deñ kurz, Herr Paſtor — Sie irren ſich ſehr, weñ Sie glauben, daß der Ungenañte ganz aus der Welt geblieben wäre, weñ ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz exiſtiret, und bereits in mehrern Abſchriften exiſtiret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des erſten Entwurfs, ſich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nuzbarer hätte machen können, weñ ich alle darin befindliche plattdeutſche Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferiret hätte.

Verſichern Sie indeß nicht ſelbſt, daß dieſe leidigen Fragmente ſchon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren Nuzen den beſorglichen Schaden derſelben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non dieſer vortreflichen Werke bin, ſollte desfalls ein Reichshofrathsconcluſum zu beſorgen haben? Vielmehr verſpreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, ſobald es nicht blos die traurige Pflicht des Reichshofraths ſein wird, Unrecht zu ſteu-

ern und böſe Handlungen zu ahnden, — ſobald aufgeklärtere, tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joſeph II. ſie uns immer mehr und mehr verſprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muſſe und Stof geben werden, verborgene Tugend aufzuſuchen und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigſtens keine Noth, daß nur Einer in den erſten Gerichten des Reichs ſein ſollte, der ſo dächte — wie Goeze.

Schön, vortreflich, ganz in Luthers Geiſte iſt es von dieſem lutheriſchen Paſtor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhezen möchte, der, vor zweihundert und funfzig Jahren mit Ernſt gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Weñ es jezt keinem Doctor der Theologie erlaubt ſein ſoll, die Bibel auf's neue und ſo zu überſezen, wie er es vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kañ: ſo war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich ſeze hinzu: ſo war es Luthern noch weniger erlaubt. Deñ Luther, als er die Bibel zu überſezen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit: nämlich gegen die, daß es beſſer ſei, weñ die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen werde. Den Ungrund dieſes von ſeiner Kirche für wahr angenommenen Sazes mußte er erſt erweiſen; er mußte die Wahrheit des Gegenſazes erſt erfechten; er mußte ſie als ſchon erfochten vorausſezen: ehe er ſich an ſeine Überſezung machen koñte. Das alles braucht ein jeziger proteſtantiſcher Überſezer nicht; die Hände ſind ihm durch ſeine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundſaz anniṁt, daß der gemeine Mañ die Bibel in ſeiner Sprache le-

ſen dürfe, leſen müße, nicht genug leſen könne. Er thut alſo etwas, was ihm niemand ſtreitig macht, daß er es thun könne: anſtatt daß Luther etwas that, wobei es noch ſehr ſtreitig war, ob er es thun dürfe. — Das iſt ja ſonnenklar. — Kurz, Bahrdtens, oder eines andern Jezlebenden Überſezung verdammen, heißt der lutheriſchen Überſezung den Proceß machen; weñ jene auch noch ſo ſehr von dieſer abgehen. Luthers Überſezung ging von den damals angenommenen Überſezungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiſte geſchüzt ſein; und Luthers Geiſt erfordert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen, in der Erkeñtniß der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert alle daran, weñ man auch nur einem verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkeñtniß andern mitzutheilen. Deñ ohne dieſe Mittheilung im Einzeln, iſt kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Paſtor, weñ Sie es dahin bringen, daß unſere lutheriſchen Paſtores unſere Päbſte werden; — daß dieſe uns vorſchreiben können, wo wir aufhören ſollen, in der Schrift zu forſchen; — daß dieſe unſerm Forſchen, der Mittheilung unſeres Erforſchten, Schranken ſezen dürfen: ſo bin ich der erſte, der die Päbſtchen wieder mit dem Pabſte vertauſcht. — Hoffentlich werden mehrere ſo entſchloſſen denken, weñ gleich nicht viele ſo entſchloſſen reden dürften. Und nun, Herr Paſtor, arbeiten Sie nur darauf los, ſo viele Proteſtanten, als möglich, wieder in den Schooß der katholiſchen Kirche zu ſcheuchen. So ein lutheriſcher Eiferer iſt den Katholiken ſchon recht. Sie ſind ein Politicus wie ein Theolog. —

Das *eine* der vortreflichen Werke, die ohne mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, ſind die *Unterredungen meines Nachbars*, deſſen gutem Willen ich bereits in meiner *Duplik* alle mögliche Gerechtigkeit erwieſen habe. Sie wiſſen nun ohne Zweifel, Herr Paſtor, daß damals, als Sie mich aufforderten, auf dieſe Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe, zu reden, iſt nun an Ihnen; und es ſoll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menſchen lächerlich zu machen. Es ſoll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne, Sie die unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien, wie mein Nachbar iſt, den weit beſſern Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenañten ſchon vorhanden waren. —

Das zweite dieſer Werke iſt des Herrn Maſcho *Vertheidigung der chriſtlichen Religion*: oder, wie ich lieber ſagen möchte, *die Vertheidigung der chriſtlichen Religion des Herrn Maſcho*. Deñ wahrlich die Vertheidigung iſt nicht ſo ſehr ſein eigen, als die Religion, die er vertheidiget. Und was? dieſe hätten Sie geleſen gehabt, Herr Paſtor, ganz geleſen gehabt, als Sie das ein und ſiebenzigſtemal dieſes Jahr in Ihr Horn ſtießen? — Ja?

So kañ es deñ das Publicum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maß und Gewicht Goeze und Compagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieſes ſonſt gute Haus ſo blamiren muß. Aber warum braucht es auch ſein richtiges volles Gewicht nicht wenigſtens gegen ſeine alten Freunde? Warum will es mit

ſeinem richtigen vollen Gewichte ſich nur erſt Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Maſcho, laſſen Sie den neidiſchen Mañ, der alle Handlungen einzig in ſeine Canäle lenken will, nur erſt mit mir fertig ſein. Er wird Sie ſchon auch nach Hauſe leuchten. Jezt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hülfe: Tros Rutulusve fuat — Seine Partei muß ſich wenigſtens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch iſt es nicht unſchiklich, in einem Briefe einen andern anzureden, als den, an welchen der Brief geſtellet iſt? Ich wende mich alſo wieder zu Ihnen, Herr Paſtor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Maſcho Vertheidigung, welche Sie ſo rühmen, wirklich geleſen?

Wirklich? — Nun ſo iſt es erwieſen, Herr Paſtor, was ich Ihnen Schuld gebe. Sie haben mancherlei Maß und Gewicht, welches dem Herrn ein Greuel iſt. Mit einem andern bevortheilen Sie mich; mit einem andern bedienen Sie den Herrn Maſcho. Wovor Sie bei mir andere warnen, das preiſen Sie bei ihm andern an. Die nämlichen Species, die Sie nach meiner Verſchreibung als gefährlich und tödtlich nicht adminiſtriren wollen, verkaufen Sie, auf ſein Recipe, in der nämlichen Quantität, oder in einer noch bedenklichern, als höchſt unſchuldig und heilſam.

Oder das Ding, Herr Paſtor, in Ihrer ſiñreichen Metapher des ſtrohernen Schildes auszudrüken: Herr Maſcho ſtreitet ſchlechterdings unter dem nämlichen ſtrohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt ſo lächerlich und ver-

dächtig gemacht haben. Wie köm̄t es deñ, daß dieſes ſtroherne Schild nur an meinem Arme ſchlimmer als keines iſt? an ſeinem aber für eine gar hübſche taugliche Waffe paſſiren muß?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Maſcho (S. 10.), daß die Bibel zwar eine Offenbarung *enthält*, aber keine *iſt*?

Unterſcheidet nicht auch Herr Maſcho (S. 249.) den *Buchſtaben* von dem *Geiſte* der Bibel?

Lehret nicht auch Herr Maſcho (S. 202.), daß die *Religion* eher geweſen, als die *Bibel*?

Und ſind deñ das nicht die drei Säze, um welche der Herr Paſtor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht ſagen, Herr Paſtor, daß Sie dieſe Säze bei ihm nicht gefunden. Deñ ſie ſtehen nicht allein mit deutlichen Worten da: ſondern alles, alles, was Herr Maſcho ſagt, bezieht ſich, gründet ſich darauf.

Ja noch mehr: eben dieſe Säze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen ſich diejenigen beruhigen können, die ſich an dem Chriſtentume ohne Theologie begnügen wollen, oder begnügen müßen; eben dieſe Säze macht Herr Maſcho zu Grundſäzen, nicht des Chriſtentums, ſondern der Theologie.

Deñ das ganze Syſtem von Inſpiration, welches Sie annehmen, Herr Paſtor; in deſſen Geiſte Sie die uns gemeinſchaftlichen, aber nicht zu einerlei Abſicht gemeinſchaftlichen Säze, bei mir anfeindeten: was iſt es dem Herrn Maſcho? — Was es mir bei weitem noch nicht iſt.

Es iſt ihm eben das, was meinen Ungenañten in den Naturaliſmus geſtürzt hat. Es iſt ihm das, was jeden nicht beſſer organiſirten Kopf,

als meinem Ungenañten zu Theil geworden war, in den Naturaliſmus nothwendig ſtürzen muß. Das iſt es ihm; das iſt es ihm auf allen Blättern. 1)

Und nun, Herr Paſtor, ſein Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Maſcho. Ehe Sie es ſich verſehen, liegen Sie, nach dem Herrn Maſcho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenañter nun jammert: und dañ iſt keine Hülfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unſern Lehrbüchern Religion hieß, 2) und alle die ſchönen Siebenſachen dafür anzunehmen, die man ſeit dieſer Zeit in der Religion erfunden hat und noch täglich erfindet. 3)

Sogar werden Sie gezwungen ſein, ſolcher ſchönen Siebenſachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Maſcho ſelbſt unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in ſeinem Körbchen, die jedem guten Alltagschriſten völlig fremd und unerhört ſind. Über gewiſſe jüdiſche Ideen, die wir ſehr unrecht ganz vergeſſen haben; 4) über das große Pfingſtwunder; 5) über — was weiß ich!

Und o, welch neues Unglük drohet dem hamburgiſchen Katechiſmus wieder in Hamburg ſelbſt! Deñ Herr Maſcho iſt mit nichts weniger zufrieden, als mit unſern bisherigen Religionsunterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbeſſerung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenañten erſt recht erkañt hat. Seine, ſeine

1) Vorr. S. IV. VIII. X. XII., deßgleichen in der Schrift ſelbſt, S. 258. 271. 306. und wo nicht?

2) Vorr. S. XV. 3) S. 3. 4. 4) S. 82. 5) S. 113.

Ideen müßen vor allen Dingen in unſere Katechiſmen: oder es geht nimmermehr gut! [1])

Wie, Herr Paſtor? das wollten Sie geſtatten? Als unſerm guten Freunde Alberti ehedem ſo etwas beifiel: wem hat es die hamburgiſche Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun ſollte Herr Maſcho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerkſamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet iſt?

Erkennen Sie doch die Diverſion, die man Ihnen zu machen ſucht, und laſſen mich in Ruhe. Es kön̄te ja gar ſein, daß ich und Maſcho uns verſtünden! Doch, daß muß ich Ihnen nicht zweimal ſagen, wen̄ unſre Liſt gelingen ſoll.

1) Vorr. S. XIII. S. 26. 36. 71. 111. u. m.

Anti-Goeze.

Das iſt:

nothgedrungener Beiträge

zu den

freiwilligen Beiträgen

des

Herrn Hauptpaſtors Goeze

zweiter.

Bella geri placeat nullos habitura triumphos!

Lucanus.

Mein Herr Hauptpaſtor!

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — weñ es nicht Ihre erſte Lüge iſt — mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſre allerheiligſte Religion ꝛc. am Abend des Oſterabends; und hatte noch eben Zeit, den herlichen Vorlauf zu koſten. Der ſoll mir auf das Feſt ſchmeken! dachte ich. Und er hat mir geſchmekt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu ſeiner Zeit auch ſo ſchmeken, auch ſo wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder iſt! Der Herr Hauptpaſtor verweiſen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geſchmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen

will, mit ſo vielem Ernſt und Nachdruk meine Equivoken 1) und Wortſpiele: und dennoch mache ich ſchon wieder ein ſo häßliches Ding, und äquivocire und wortſpiele mit vorläufig und Vorlauf; ohne auch nur im Geringſten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blaſe verſtehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpaſtor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Jeder Menſch hat ſeinen eignen Stil, ſo wie ſeine eigne Naſe; und es iſt weder artig noch chriſtlich, einen ehrlichen Mañ mit ſeiner Naſe zum beſten haben, weñ ſie auch noch ſo ſonderbar iſt. Was kañ ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dañ die ungewöhnlichſten Caſcaden zu machen geneigt iſt, weñ ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er

1) Der Herr Hauptpaſtor ſchreiben Equivoken; und das mehr wie einmal. (S. VII. IX. 55.) Es kañ alſo weder Schreib- noch Drukfehler ſein; ſondern dieſe ſpaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortſpielchen zu machen. Aequivocum, quasi dicas, equi vocem. Deñ freilich, was iſt äquivoker, als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht ſo gut verſtehen, als Cardanus. — Oder ſollte der Herr Hauptpaſtor hier wohl noch ſpaßhafter ſein wollen, und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in ſeinem Hanswurſt von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnert ihn an dies Buch; dies Buch an dies Wort: und ich freue mich herzlich, daß ich ſeinem Wize ſo auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe.

Es kömt wenig darauf an, wie wir ſchreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein ſchwankender, ſchiefer Siñ liegen muß? daß niemand richtig und beſtimt denken kañ, als wer ſich des eigentlichſten, gemeinſten, platteſten Ausdrukes bedienet? daß, den kalten, ſymboliſchen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben ſuchen, der Wahrheit ſchlechterdings ſchade?

Wie lächerlich, die Tjefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stile deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein gibt ächten Glanz; und muß auch bei Spötterei und Poſſe, wenigſtens als Folie, unterliegen.

Alſo von der, von der Wahrheit laſſen Sie uns ſprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl, der ihn von ſo manchen andern Stilen auszeichnen ſoll: und alles, was zu merklich auszeichnet, iſt Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunſtrichter, die ihn von allen ſeinen Fehlern ſäubern wollten, gerade für dieſen einzigen um Schonung anflehen möchte. Deñ er iſt nicht ſein Fehler: er iſt ſeine Erbſünde. Nämlich: er verweilt ſich bei

ſeinen Metaphern, ſpiñt ſie häufig zu Gleichniſſen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus; wodurch er ſich nicht ſelten in allzu entfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwikelt. Dieſen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatiſche Arbeiten mit verſtärkt haben: deñ die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruk ein ſcharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß, daß in den wirklichen Geſprächen des Umganges, deren Lauf ſelten die Vernunft, und faſt immer die Einbildung ſteuert, die mehreſten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Dieſe Erſcheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, gibt dem Dialog Geſchmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man deñ auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdeket, der uns am beſten weiter bringen kañ! Und ſo wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den beſten proſaiſchen Schriftſteller bilde. Ich denke ſogar, ſelbſt Cicero, weñ er ein beſſerer Dialogiſt geweſen wäre, würde in ſeinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften ſo wunderbar nicht ſein. In dieſen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die ſich in dem Dialog alle Augenblike verändert. Jene erfordern einen geſezten, immer gleichen Schritt; dieſer verlangt mitunter Sprünge: und ſelten iſt ein hoher Springer ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpaſtor, das iſt mein Stil, und mein Stil iſt nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſein, was mein Stil iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie, was Sie wollen: die gute Logik iſt immer die nämliche, man mag ſie anwenden, wor-

auf man will. Sogar die Art, ſie anzuwenden, iſt überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde ſie gewiß auch zu einer Predigt nicht entſtehen: ſo wie der, dem ſie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und weñ er der unerſchöpflichſte Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht: deñ ſeine Predigten ſind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakeſpear vortrefliche Predigten gemacht und gehalten hätten, weñ ſie, anſtatt des Theaters, die Kanzel hätten beſteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpaſtor, den guten Schloſſer wegen ſeiner Komödien ſo erbaulich verfolgten, fiel eine dopelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? weñ er kañ. Die zweite: darf ein Komödienſchreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? weñ er will. —

Doch wozu alles dieſes Geſchwäz? Was gehen mich jezt die Armſeligkeiten des Stils und Theaters an: jezt, da ein ſo ſchrekliches Halsgericht über mich verhängt wird? — Da ſteht er, mein unbarmherziger Ankläger; und wiehert Blut und Verdammung, und ich einfältiger Tropf ſtehe bei ihm, und leſe ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelaſſenheit ſelbſt, meine Kälte ſelbſt, machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpaſtor? Sie haben die Unverſchämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion Schuld

zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu ſchreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie jezt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe: das allein hindert mich. Ich unterſtehe mich nicht zu ſagen, was ich nicht erweiſen kan̄: und Sie — Sie thun alle ſieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun ſollten. Sie ſchwazen, verleumden und poltern: für Beweis und Eviction mag die Kanzel ſorgen.

Und die einen ſo infamirenden Titel führt, — was enthält dieſe goeziſche Scharteke? Nichts enthält ſie, als elende Recenſionen, die in den freiwilligen Beiträgen ſchon ſtehen, oder werth ſind, darin zu ſtehen. Doch ja; ſie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brei, den ich längſt der Kaze vorgeſezt habe. Und dennoch ſollen und müßen ſich des Herrn Hauptpaſtors liebe Kinder in Chriſto dieſen beſchnufelten, belekten Brei wieder in den Mund ſchmieren laſſen.

Iſt es von einem rechtſchaffenen Gelehrten — ich will nicht ſagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem ſolchen Titel, widerlegte Beſchuldigungen nochmals in die Welt ſchikt, ohne auf ihre Widerlegung die geringſte Rükſicht zu nehmen? — „So hat er den̄ wohl „von dieſer Widerlegung nichts gewußt?“ — O doch! Er weiß ſehr wohl, daß ſie vorhanden iſt; er hat davon gehört: nur geleſen hat er ſie noch nicht, und nach dem Feſte wird es ſich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwiſchen, Herr Hauptpaſtor, inzwiſchen haben Sie dennoch die Grauſamkeit, Ihre Beſchuldigungen zu wiederholen? in dieſem geſchärf-

ten Tone zu wiederholen? — Alſo ſind Sie allwiſſend? Alſo ſind Sie untrüglich? — Alſo kañ ſchlechterdings in meiner Widerlegung nichts ſtehen, was mich in einem unſchuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurükzunehmen, bewegen kōnte? Alſo, wie Sie eine Sache einmal anſehen, ſo, vollkommen ſo, ſind Sie gewiß, daß Sie dieſelbe von nun an bis in Ewigkeit anſehen werden?

In dieſem einzigen Zuge, Herr Hauptpaſtor, ſtehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feſte nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage, und ſchlagen ſeinen Namen getroſt an den Galgen. Nach dem Feſte, nach dem Feſte, werden Sie ſchon ſehen, ob auf ſeine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen iſt, oder nicht!

Gegen einen ſolchen Mañ wäre es möglich, die geringſte Achtung beizubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach deſſen Kopfe dieſe Steine zielen. Gegen einen ſolchen Mañ ſollte es nicht hinwiederum erlaubt ſein, ſich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderiſcher ſein, als ſein Verfahren iſt?

Gleichwohl, Herr Hauptpaſtor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überſchreiten werde. Ich werde dieſe Gränzen noch lange nicht berühren, weñ ich von Ihnen auch noch ſo höhnend, auch noch ſo verachtend, auch noch ſo wegwerfend ſchreibe. Sie können einen ungeſitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber ſicherlich keinen unmoraliſchen.

Dieſer Unterſchied, zwiſchen ungeſittet und unmoraliſch, der ſehr wichtig iſt, obgleich bei-

de Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das Nämliche bedeuten müßten, ſoll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoraliſche Art zu diſputiren, will ich in ihr möglichſtes Licht zu ſezen ſuchen, ſollte es auch nicht anders, als auf die ungeſittetſte Weiſe geſchehen können.

Jezt iſt mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen ſollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es iſt erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Waſſers, in welchem Sie mich erſäufen wollen, tropfenweiſe auf den entblößten Scheitel fallen zu laſſen.

A n t i g o e z e.

Das iſt:

nothgedrungener Beiträge

zu den

freiwilligen Beiträgen

des

Herrn Hauptpaſtors Goeze

dritter.

Avolent quantum volent paleae levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea Domini reponetur.

Tertullianus.

Alſo: — „meine mittelbaren und unmittelbaren „feindſeligen Angriffe auf die chriſtliche Religion.“

Nun daū! So hält Herr Goeze doch wenigſtens einen Spruch im neuen Teſtamente für nicht eingegeben, für nicht göttlich; ſondern für eine blos menſchliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdamt!

Zwar nein! Er ſelbſt verdamt ja nicht. Er wiederholt nur die Verdammung, welche der heilige Geiſt ausgeſprochen. Er hat blos die Ehre und

das Vergnügen, den Herren Baſedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfaſſern der allgemeinen Bibliothek, und meiner Wenigkeit die Verdammung anzukündigen. Deñ da ſteht's! Wer nicht gläubt, der wird verdamt! — Ihm nicht glaubt; nicht gerade das Nämliche glaubt, was er glaubt — wird verdamt!

Warum ſollte er alſo nicht, troz ſeines fleiſſigen Verdammens, welches ja nur das unſchuldige Echo des Donners iſt, ſelig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er ſelbſt durch dieſes Verdammen ſelig zu werden hoffet. Was Wunder? hofte nicht jene fromme Hure, durch Kinderzeugen ſelig zu werden? Die Worte, worauf ſie ſich gründete, ſtehen auch da.

Und wie ſäuberlich, wie ſanft, wie einſchmeichelnd er noch mitunter bei dieſem kizlichen Geſchäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone und in der Manier eines gewiſſen Monsieur Loyal, in einer gewiſſen Komödie, die man vor gewiſſen Leuten nicht gern neñt. Er iſt für meinen Ruhm! — ha! was liegt an dieſer Seifenblaſe? — er iſt für meine Seligkeit ſo beſorgt! Er zittert ſo mitleidig vor meiner Todesſtunde! Er ſagt mir ſogar hier und da recht artige Dinge, — nur damit es mich nicht allzu ſehr ſchmerze, daß er mich aus dem Hauſe meines Vaters wirft.

Ce Monsieur Loyal porte un air bien deloyal!

Doch was thut das alles zur Sache? Laßt uns die Beſchuldigungen ſelbſt vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammet, und ich alſo, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir ſo kömt, die Larve vom Geſicht reiſſen darf, — und reiſſen will, — ſollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zuerſt. — Unter dieſen verſteht der Herr Hauptpaſtor „den von mir veranſtalteten Druk der Frag„mente, und die von mir übernommene Advocatur „des Verfaſſers derſelben.“

Jenes iſt notoriſch: ich kañ es ſo wenig läugnen, als ich es läugnen möchte, weñ ich auch köñte. Dieſes will ich durchaus von mir nicht geſagt, — wo möglich auch nicht gedacht wiſſen. Wenigſtens in dem Sinne nicht, welchen der Herr Hauptpaſtor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente druken laſſen: und ich würde ſie noch druken laſſen, weñ mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefſten Abgrund der Hölle verdamten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewiſſen thun zu können geglaubt, habe ich verſchiedentlich auch ſchon beigebracht. Aber Herr Goeze will mir nicht eher zugeſtehen, daß dieſe Gründe das Geringſte verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „weñ ich Fragmente druken „ließe, in welchen die Gerechtſame des hohen „Hauſes, dem ich diene, die Ehre und Unſchuld „der ehemaligen großen und unbeſcholtenen Mini„ſter deſſelben, und ſelbſt des regirenden Herrn, „ſo angegriffen würden, als dort, in jenen Frag„menten, die Wahrheit der chriſtlichen Religion, „die Ehre und Unſchuld der heiligen Apoſtel, und „ſelbſt unſers ewigen Königs, wirklich angegriffen „werde.“

Wie kindiſch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Deñ laſſen Sie uns doch, Herr Hauptpaſtor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Theilen erſt gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andere Waagſchale zu legen vergeſſen: und Sie wiſſen wohl, im Gleichgewicht

gibt jede Kleinigkeit den Ausſchlag. Alſo nur dieſes erſt berichtiget; und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigſt erlaſſen.

Nämlich; nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen hiſtoriſche und politiſche Fragmente, als durch deren Druk Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beſchaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, ſondern ſie zugleich auch einen unverhoften Anlaß und Stof gäben, die Ehre und die Gerechtſamen des nämlichen Hauſes noch von mehrern Seiten zu verherlichen und zu erhärten: was iſt ſodañ Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe druken laſſen? worauf gründet er ſich? Darauf: daß es doch wohl mit jener Ehre, und jenen Gerechtſamen noch ſo ausgemacht nicht ſei? Darauf: daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müße? ſelbſt in der Abſicht nicht, ihn zu verſtärken? — O, Herr Hauptpaſtor, das Durchlauchtigſte Haus meines Herrn iſt Ihnen für dieſe Schmeichelei, für dieſe Beſorgniß recht ſehr verbunden! recht ſehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtſamen des Hauſes annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen dieſe, wenigſtens ebenſowohl zu beantworten ſind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geſchärftere Zweifel geſchärftere Auflöſungen veranlaſſen werden? Nicht?

„Allerdings! ruft der Herr Hauptpaſtor, aller„dings! Die Religion, betrachtet als Inbegrif der „zu unſrer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, „gewiñt allerdings, je aufrichtiger und ſcharf„ſinniger ſie beſtritten wird. Aber, das iſt nur „die objective Religion; nur die objective! Mit „der ſubiectiven iſt es ganz anders. Die ſub„iective Religion verlieret unwiderſprechlich, durch „dergleichen Beſtreitungen unendlich mehr, als „jene nur immer dadurch gewinnen kañ! Folg„lich — —

Und was iſt dieſe ſubiective Religion? — „Die Gemüthsverfaſſung der Menſchen in Abſicht „auf die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, „ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die „periclitiren bei jedem Worte, das in deutſcher „Sprache gegen unſere allerheiligſte Religion ge„ſchrieben wird.“

So? Bei Gott! ein tiefgedachter Unterſchied, den ich ja in ſeinen Schulterminis zu laſſen bitte, weñ er nicht ausgepfiffen und gerade gegen ſeine Beſtimmung gebraucht werden ſoll.

Deñ, weñ es wahr iſt, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen, die auf ſie geſchehen, objective gewiñt, und nur ſubiective verliert: wer will behaupten, daß es alſo nach dem größern Gewinne, oder nach dem größern Verluſte entſchieden werden müße, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden ſind, oder nicht. Ja, weñ Gewiñ und Verluſt hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehen brauchte, um ſich durch den Überreſt beſtimmen zu laſſen! Aber der Gewiñ iſt weſentlich; und der Verluſt iſt nur zufällig. Der Gewiñ erſtrekt ſich auf alle Zeiten; der Verluſt ſchränkt ſich nur auf den Augenblik ein, ſo

lange die Einwürfe noch unbeantwortet ſind. Der Gewiñ kömt allen guten Menſchen zu ſtatten, die Erleuchtung und Überzeugung lieben; der Verluſt trift nur wenige, die weder wegen ihres Verſtandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verluſt trift nur die paleas levis fidei; nur die leichte chriſtliche Spreu, die bei jedem Windſtoße der Bezweiflung von den ſchweren Körnern ſich abſondert, und auffliegt.

Von dieſer, ſagt Tertullian, mag doch verfliegen ſo viel als will! Avolent quantum volent! — Aber nicht ſo unſre heutigen Kirchenlehrer. Auch von der chriſtlichen Spreu ſoll kein Hülſchen verloren gehen! Lieber wollen ſie die Körner ſelbſt nicht lüften und umwerfen laſſen.

Überhaupt läßt ſich alles, was Tertullian 1) von den Kezereien ſeiner Zeit mit ſo vieler Scharfſinnigkeit ſagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeiſter unſerer Zeit anwenden. Was ſind dieſe Schriften auch anders als Kezereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Kezereien ſo fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; ſie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Kezer lehrten mehr mündlich als ſchriftlich, und fingen immer damit an, daß ſie ſich Anhänger zu verſchaffen ſuchten, welche ihren vorzutragenden Lehren ſogleich ein politiſches Gewicht geben köñten. Wie viel unſchädlicher ſchikt jezt ein Mißgläubiger ſeine Grillen blos in die Drukerei, und läßt ſie ſo viel Anhänger ſich machen, als ſie ohne ſein weiteres Zuthun ſich zu machen vermögen.

1) De Praescript. Haereticorum.

Die freigeiſteriſchen Schriften ſind alſo offenbar das kleinere Übel: und das kleinere Übel ſollte verderblicher ſein, als das große? Wen̄ das größere Übel ſein muß, auf daß die, ſo rechtſchaffen ſind, offenbar werden, — ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das eben dieſes Gute hervorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schif in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felſichten Ufer zerſchmettert! — O ihr Heuchler! den̄ wir kennen euch. Nicht um dieſe unglüklichen Schiffe iſt euch zu thun, ihr hättet ſie den̄ verſichert: euch iſt lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun; um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergözung. Der böſe Sturmwind! da hat er euch ein Luſthäuschen abgedekt; da die vollen Bäume zu ſehr geſchüttelt; da eure ganze koſtbare Orangerie, in ſieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel gutes der Sturmwind ſonſt in der Natur befördert? Kön̄te er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu ſchaden? Warum bläſet er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nim̄t die Baken wenigſtens weniger voll, ſobald er an euren Gränzſteinen anlangt?

Wen̄ Tertullian von denen, die ſich zu ſeiner Zeit an den Kezereien ſo ärgerten, über deren Fortgang ſo wunderten, ſagt: vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum haereses valeant: was würde er von Ihnen ſagen, Herr Hauptpaſtor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Kezerei ſo ein Lärmen anfangen? um Fragmente eines Ungenan̄ten! Würde er nicht auch ſagen: Kurzſichtiger, — nihil valebunt, si illa tantum valere, non mireris? Dein Lärmen ſelbſt iſt Schuld, wen̄ dieſe Frag-

mente mehr Schaden anrichten, als ſie anzurichten beſtim̃t ſind. Der Ungenañte wollte ſich keinen Namen erſchreiben: ſonſt hätte er ſich genañt. Er wollte ſich kein Häufchen ſammeln: ſonſt hätte er es bei ſeinen Lebzeiten gethan. Mit einem Worte: der dieſe Fragmente drukken ließ, hat weit weniger Verantwortung, als du, der du das laute Zeter über ſie anſtim̃ſt. Jener hat nur gemacht, daß mehrere ſie leſen können: Du machſt, daß mehrere ſie wirklich geleſen haben, und nun leſen müßen. —

Vielleicht, daß der Herr Hauptpaſtor dieſen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus meinem! —

Antwort auf die Anzeige

im 30 Beitrage des altonaer Poſtreiters.

1) Habe ich deñ auch dem Herrn Goeze die Recenſion des maſcho'ſchen Buchs einzig und allein in die Schuh' gegoſſen? Habe ich nicht ausdrüklich geſagt, Goeze und Compagnie? Die Compagnieſchaft mit den freiwilligen Beiträgen kañ er doch nicht abläugnen, mit welchen er ſich einer gemeinſchaftlichen Firma bedient? Meint deñ der Herr Hauptpaſtor, weil er ſich auſſer dieſer gemeinſchaftlichen Firma, auch noch einer beſondern, ihm allein eigenen, von Zeit zu Zeit bedienet, daß er für jene gar nicht mit einſtehen darf? Ich will es ihm zugeben, weñ er wenigſtens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Maſcho eben die Grundſäze

enthält, die er an mir verdammet, nächſtens den Herrn Maſcho in den freiwilligen Beiträgen eben ſo behandelt, als mich. —

2) Warum muß deñ Herr Nikolai immer dem Herrn Goeze namentlich büßen, ſo oft in der allgemeinen Bibliothek etwas vorkömt, was ihm nicht anſteht? Herr Nikolai iſt auch nicht Director der allgemeinen Bibliothek. Herr Nikolai bekömt auch nicht alle Aufſäze vorher zu ſehen, die in der allgemeinen Bibliothek Plaz finden. Vielleicht, daß er ſelbſt nie ein Wort gegen ihn geſchrieben hat. Was ſich Herr Goeze mit Nikolai erlaubt: das ſollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen? —

3) Und von dieſer Kleinigkeit, weñ ich mich auch damit geirret hätte, ſollen die Leſer auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, weñ ſie ſo ſchließen wollen, wie Herr Goeze oder Herr E. ſchließt! Dieſer Herr E. mag ſein, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

A n t i g o e z e.

Das iſt:

nothgedrungener Beiträge

zu den

freiwilligen Beiträgen

des

Herrn Hauptpaſtors Goeze

vierter.

Tonto sin saber Latin,

Nunca es gran tonto.

Francis de Roxas.

Weñ doch indeß das eine ohne das andere ſehr füglich ſein köñte? — Weñ es gar wohl möglich wäre, „daß die chriſtliche Religion objective allen „Vortheil aus den Einwürfen der Freigeiſter ziehen „köñte, ohne ſubjective den geringſten Schaden „zu beſorgen.“

Das wäre allerdings das Beſſere. Aber wie? wodurch? — Hier iſt es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen köṁt, der pedantiſch genug klingt, um gründlich ſein zu können. Ein anderer würde ihn blos lächerlich machen: ich, ich will ihn prüfen. Deñ mir iſt das Pedantiſche faſt Empfehlung.

Es dürfte, ſagt man, nur ausgemacht ſein, daß der Streit nie anders, als in der Sprache der Ge-

lehrten geführt würde. Schreibt lateiniſch, ihr Herrn! ſchreibt lateiniſch! — Ja! wer fleiſſiger in den Klaſſen geweſen wäre! wer lateiniſch köñte! —

Nicht weiter, Herr Subconrector: oder man merkt Ihre wahre Abſicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verſchaffen. Lernt Latein, Jungen, lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion ſind lateiniſch geſchrieben! Weñ ihr auch ſelbſt keine ſchreiben wollt: müßt ihr die geſchriebenen doch kennen. — Und nun lernen die Jungen Latein, daß ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe geſagt, daß ich den Einfall nicht blos lächerlich machen, ſondern prüfen will. — Es wäre deñ, wie ich faſt beſorge, daß dieſes auf jenes hinausliefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernſthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Alſo: wer gegen die Religion ſchreiben will, ſoll nicht anders, als lateiniſch ſchreiben dürfen; damit der gemeine Mañ nicht geärgert werde.

Und in den Ländern, wo der gemeine Mañ ziemlich Latein verſteht, als: in Polen, Ungarn — da müßen wohl ſonach die Einwürfe gegen die Religion griechiſch geſchrieben werden? — Natürlich! Was für ein ſchöner pädagogiſcher Handgrif, nun auch die griechiſche Sprache in dieſen Ländern gemein zu machen! Deñ es verſteht ſich, daß die in andern Ländern wider die Religion geſchriebenen lateiniſchen Bücher in dieſe Länder nicht kommen.

Aber ſchon wieder auf das Lächerliche zu, das ich ſo gern vermeiden möchte! — Was läge daran, weñ der Vorſchlag in Polen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch vor's erſte in Deutſchland. —

Gewiß? er hülfe? — Kañ ein Vorſchlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch chriſtlich iſt? — Das iſt, was ich ſo ernſthaft erweiſen will, als möglich.

Zwar, daß er thulich wäre, müßte ich wohl vorausſezen laſſen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgeſez darüber gemacht werden könne und dürfe. Deñ ein geringeres Verbot, als ein Reichsgeſez, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigſtens ewige Gefangenſchaft bei Waſſer und Brod, und ohne Dinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römiſchen Reiche darauf ſtehen, weñ jemand wider heilige Sachen anders als römiſch ſchriebe. Das Geſez läge ſchon in dem Namen des heiligen römiſchen Reichs, und ſollte nicht thulich ſein?

Nun gut; ſo ſei es thulich: aber wäre es deñ billig? — Kañ überhaupt ein Geſez billig ſein, das eben ſo viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausſchließen würde? — Und wer ſieht nicht, daß dieſes hier geſchähe? Oder iſt es das Latein ſelbſt, welches die Fähigkeit gewähret, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Iſt es die Unkunde des Lateins ſelbſt, welche dieſe Fähigkeit allen Menſchen ohne Ausnahme anerkennet? Iſt kein gewiſſenhafter, nachdenklicher Mañ ohne Latein möglich? Gibt es keinen Dum̃kopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas nicht beſtehen, daß das Latein erſt den rechten Narren macht, aber den rechten Philoſophen macht es doch auch nicht. — Darzu; von was für einem Latein können iſt die Rede? Von dem bis zum ſchreiben. Weñ nun Baco, der kein Latein ſchreiben koñte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte: ſo hätte auch Baco die Zweifel unterdrüken müßen? So hätte jeder Schulcollege, der ein lateiniſches

Programma zuſammenraſpeln kañ, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huarte dachte, der es geradezu für das Zeichen eines ſchiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er ſich in einer fremden Sprache beſſer werde ausdrüken können, als in ſeiner. Aber Baco koñte vielleicht doch denken: wie ich Latein ſchreiben möchte, kañ ich nicht; und wie ich kañ, mag ich nicht. — Weñ mehrere wüßten, welch Latein ſie ſchreiben: ſo würden noch wenigere Latein ſchreiben. Es wäre deñ freilich, daß ſie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich ſein köñte; aber nimmermehr den Sachen.

Und weñ ſchon in dieſem Betracht, daß man ſonach dem kleinen Nuzen den größern aufopferte, das unbillige Geſez auch nicht klug wäre: wäre es nur in dieſem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erweken müßte, die man ſich unter ſeinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateiniſchen Männer durch ihre Dolmetſcher nur ſo viel mittheilen ließen, als ſie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen ſoll, gerade vermehret? Die Einwendungen gegen die Religion ſollen lateiniſch geſchrieben werden, damit ſie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateiniſche nur bei einer gewiſſen Klaſſe von Leuten üblich wäre: aber auch in ganz Europa? in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Deñ ſollten auch nur in Europa zuſammen nicht mehr Menſchen ſein, welche Lateiniſch köñten und doch nicht im Stande wären, jedem üblen Eindruke wahrſcheinlicher Zweifel zu widerſtehen und zu be-

gegnen: als dergleichen ſchwache Menſchen, die nicht Lateiniſch köñten, in jedem einzeln Lande? Seele iſt für den Teufel Seele: oder, weñ er einen Unterſchied unter Seelen macht, ſo gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme, z. E. für die Seele eines deutſchen Michels, der nur durch deutſche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines ſtudirten Franzoſen oder Engländers. Er bekäme für einen troknen Braten, einen geſpikten.

Sein Votum alſo, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Geſez gewiß: weñ es auch nicht noch obendrein unchriſtlich wäre; wie ſchon daraus zu vermuthen, daß es unbillig iſt. — Ich verſtehe aber unter unchriſtlich, was mit dem Geiſte des Chriſtentums, mit der lezten Abſicht deſſelben ſtreitet. Nun iſt, ſo viel ich, mit Erlaubniß des Herrn Hauptpaſtors Goeze, davon verſtehe, die lezte Abſicht des Chriſtentums nicht unſere Seligkeit, ſie mag herkommen woher ſie will: ſondern unſere Seligkeit vermittelſt unſrer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht blos als Bedingung, ſondern als Ingrediens zur Seligkeit nothwendig iſt; in welcher am Ende unſere ganze Seligkeit beſteht. Wie ganz alſo dem Geiſte des Chriſtentums zuwider, lieber zur Erleuchtung ſo vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müßen dieſe wenige, die niemals Chriſten waren, niemals Chriſten ſein werden, die blos unter dem Namen der Chriſten ihr undenkendes Leben ſo hinträumen; immer muß dieſer verächtliche Theil der Chriſten vor das Loch geſchoben werden, durch welches der beſſere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder iſt dieſer verächtlichſte Theil nicht der wenigſte? muß er wegen ſeiner Vielheit geſchont werden? — Was für ein Chriſtentum hat man deñ bisher geprediget, daß dem wahren Chriſtentume noch nicht einmal der

größere Haufe ſo anhängt, wie ſich's gehöret? — Weñ nun auch von dieſen Namenchriſten ſich einige ärgerten; einige von ihnen, auf Veranlaſſung in ihrer Sprache geſchriebener freigeiſteriſchen Schriften ſogar erklärten, daß ſie nicht länger ſein wollten, was ſie nie waren; was wäre es deñ nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, beſonders, zu ſchreiben, begiñt, vorher unterſuchen zu müßen glaubt, ob er nicht vielleicht durch ſeine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Böſewichte, der Feigenblätter ſucht, dergleichen in die Hände ſpielen werde: der entſage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorſezlich zertreten; aber weñ es mir zur Sünde gerechnet werden ſoll, weñ ich einen von ungefähr zertrete: ſo weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre; keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es ſich einmal befindet; zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Phyſiſchen entwikelt und zerſtöret, bringt Leben und Tod; bringt dieſem Geſchöpfe Tod, indem ſie jenem Leben bringt: ſoll lieber kein Tod ſein, und keine Bewegung? oder lieber, Tod und Bewegung?

Und ſo iſt es mit dieſem Wunſche beſchaffen, daß die Feinde der Religion ſich nie einer andern, als der lateiniſchen Sprache bedienen dürften; mit dieſem Wunſche, der ſo gern Geſez werden möchte! So iſt es ſchon jezt damit beſchaffen: und wie meinet man, daß es mit aller Unterſuchung der Wahrheit überhaupt ausſehen würde, weñ er nun erſt Geſez wäre? — Man urtheile aus den Krallen, welche die geiſtliche Tirannei in einem ihrer grimmig-

ſten, zum Glük noch gefeſſelten Tiger, bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Herr Hauptpaſtor S. 79 und 80 über dieſen Punkt ſagt: und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einſchränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen: der hat den Schnupfen ein wenig zu ſtark.

„Verſtändigen, — heißt es alldort — verſtändigen und geſezten Männern kan es vergönt bleiben, beſcheidene Einwürfe gegen die chriſtliche Religion, und ſelbſt gegen die Bibel zu machen.“ — Aber von wem ſoll die Entſcheidung abhangen, wer ein geſezter und verſtändiger Man iſt? Iſt der blos ein verſtändiger Man, der Verſtand genug hat, die Verfolgung zu erwägen, die er ſich durch ſeine Freimüthigkeit zuziehen würde? Iſt der blos ein geſezter Man, der gern in dem bequemen Lehnſtuhle, in den ihn ſein Amt geſezt hat, ruhig ſizen bleibt, und daher herzlich wünſcht, daß auch andere, wen ſie ſchon ſo weich nicht ſizen, dennoch eben ſo ruhig ſizen bleiben möchten? Sind nur das beſcheidene Einwürfe, die ſich beſcheiden, der Sache nicht an's Leben zu kommen? die ſich beſcheiden, nur ſo weit ſich zu entwikeln, als ohngefähr noch eine Antwort abzuſehen iſt?

Das Leztere muß wohl. Den der Herr Hauptpaſtor fährt fort: „Es wird ſolches nöthig ſein, „um die Lehrer in Othem zu erhalten.“ — So? nur darum? So ſoll alle Beſtreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefecht ſein? Sobald der Präſes dem Opponenten einen Wink gibt; ſobald der Opponent merkt, daß der Reſpondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präſes zu ſehr hungert, als daß dieſer ſelbſt, mit gehöriger

Ruhe und Umſtändlichkeit, darauf antworten kön= ne: muß die Diſputation aus ſein? müßen Präſes und Opponent freundſchaftlich mit einander zum Schmauſe eilen? — Doch wohl nein; den der Herr Hauptpaſtor ſezt ja noch hinzu: „ und um ſol- „ che Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen „ die Chriſtenheit von dem 9 bis zum 15 Jahrhundert „ beinahe völlig zu Grunde gegangen wäre.“ — Vortreflich! Aber weiß der Herr Hauptpaſtor wohl, daß ſelbſt in dieſen barbariſchen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die chriſtliche Religion gemacht wurden, als die Geiſtlichen zu beantworten Luſt hatten? Bedenkt er wohl, daß dieſe Zeiten nicht darum der chriſtlichen Religion ſo verderblich wur- den, weil niemand Zweifel hatte: ſondern darum, weil ſich niemand damit an das Licht getrauen durf- te? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpaſtor will, daß unſere werden ſollen?

Antigoeze.

Das iſt:

nothgedrungener Beiträge

zu den

freiwilligen Beiträgen

des

Herrn Hauptpaſtors Goeze

fünfter.

Cognitio veritatis omnia falſa, ſi modo proferantur, etiam quae prius inaudita erant, et dijudicare et ſubvertere idonea eſt.

AUGUSTINUS AD DIOSCORUM.

O glükliche Zeiten, da die Geiſtlichkeit noch alles in allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpaſtor in Triumph wieder zurük! Wie gern möchte er, daß ſich Deutſchlands Regenten zu dieſer heilſamen Abſicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen ſüß und ſauer, er ſtellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wen̄ ſie nicht hören wollen: — ſo mögen ſie fühlen. Wiz und Landesſprache ſind die Miſtbeete, in welchen der Same der Rebellion ſo gern und ſo geſchwind reifet. Heute ein Dichter: morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Da-

miens ſind nicht in den Beichtſtühlen, ſind auf dem Parnaſſe gebildet.

Doch auf dieſem Gemeinorte des Herrn Hauptpaſtors laſſe ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Jezt will ich nur, wen̄ es noch nicht klar genug iſt, vollends klar machen, daß Herr Goeze ſchlechterdings nicht geſtattet, was er zu geſtatten ſcheinet; und daß eben das die Klauen ſind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter ſchlagen zu können, ſich ſo ärgert.

Ich ſage nämlich: es iſt mit ſeiner Erlaubniß, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nen̄t, machen zu dürfen, nur Larifari. Er gibt ſie, und gibt ſie nicht: den̄ er verclauſulirt ſie von allen Seiten ſo ſtreng rabuliſtiſch, daß man ſich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Clauſel, in Anſehung der Sprache, habe ich genugſam beleuchtet. Auch habe ich die Clauſel in Anſehung der Perſonen und der Abſicht berühret. Aber noch iſt die Clauſel in Anſehung der Punkte ſelbſt übrig, welche die Einwürfe nur ſollen treffen können; und dieſe verdient um ſo mehr, daß wir uns einen Augenblik dabei verweilen, je billiger ſie klingt, je weniger man, dem erſten Anſehen nach, etwas dagegen einzuwenden haben ſollte.

„Nur müßte,“ ſind die Worte des Herrn Hauptpaſtors, „der angreifende Theil die Frei„heit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, „von welchen die ganze Chriſtenheit glaubt, daß „ſie geredet und geſchrieben haben, getrieben von „dem heiligen Geiſte, als Dum̄köpfe, als Böſe„wichter, als Leichenräuber zu läſtern.“

Wie geſagt, dieſes klingt ſo billig, daß man ſich faſt ſchämen ſollte eine Erinnernng dagegen zu machen. Und doch iſt es im Grunde mehr nicht,

als Pfif, oder Armſeligkeit. Deñ verſtehen wir nur erſt recht!

Will der Herr Hauptpaſtor blos, daß der angreifende Theil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anſtatt aller Gründe, zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freiheit nicht haben müßte, ſolche Dinge und Thatſachen zu berühren, aus deren Erweiſung erſt folgen würde, daß den Apoſteln jene Benennungen gewiſſermaßen zukommen? Das iſt die Frage, deren er ſich wohl nicht verſehen hat.

Will er blos jenes: ſo iſt ſeine Forderung höchſt gerecht; aber ſie betrift eine Armſeligkeit, über die ſich der Chriſt lieber hinwegſezt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf; ſie mögen wider ihn ſelbſt, oder wider ſeinen Glauben gerichtet ſein. Ruhige Verachtung iſt alles, was er ihnen entgegenſezt. Wehe ſeinem Gegner, der nichts anderes hat, womit er ihn beſtreite, und ihn doch beſtreitet! —

Will der Herr Hauptpaſtor aber auch zugleich dieſes: ſo geht er mit Pfiffen um, deren ſich nur eine theologiſche Mämme ſchuldig macht; und jeder muß ſich ihm widerſezen, dem die Wahrheit der chriſtlichen Religion am Herzen liegt. — Deñ wie? So hat die chriſtliche Religion kranke Stellen, die ſchlechterdings keine Betaſtung dulden? die man ſelbſt der Luft nicht auslegen darf? Oder hat ſie keine ſolche Stellen: warum ſollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, — „daß man nur nicht alles ſagen dürfe, was man „gegen ſie ſagen köñte?“ Dieſer Vorwurf iſt ſo erniedrigend, iſt ſo marternd! Ich wiederhole es: nur eine theologiſche Mämme kañ ihm nicht ein Ende gemacht zu ſehen wünſchen; kañ durch ihr

Betragen länger dazu berechtigen. Nicht, daß mir der theologiſche Renommiſt lieber wäre, welcher mitten vom Pflaſter dem leutſcheuen Freigeiſte, der ſich an den Häuſern hinſchleicht, ein Schnipschen ſchlägt, und trozig zuruft: kom̃ heraus, weñ du was haſt! Ich kañ beide nicht leiden; und das Sonderbarſte iſt, daß auch hier nicht ſelten Mämme und Renommiſt in einer Perſon ſind. Sonderu ich glaube, daß der wahre Chriſt weder den einen noch den andern ſpielt: zu mißtrauiſch auf ſeine Vernunft; zu ſtolz auf ſeine Empfindung. —

So viel gegen die Forderung des Herrn Hauptpaſtors, im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzeln Fall, den er dabei im Sinne hat. Den̄ mein Ungenan̄ter muß es doch wohl ſein ſollen, der ſich einer Freiheit bedienet, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er ſich den̄ ihrer bedienet? Wo hat er den̄ die Apoſtel als Dum̃köpfe, Böſewichter, Leichenräuber geläſtert? Ich biete dem Herrn Hauptpaſtor Troz, mir eine einzige Stelle in dem Fragmenten zu zeigen, wo er mit ſolchen Ehrentiteln um ſich wirft. Der Herr Hauptpaſtor ſind es einzig und allein ſelbſt, dem ſie hier zuerſt über die Zunge, oder aus der Feder, — zuerſt in die Gedanken gekommen. Er, er mußte, im Namen des Ungenan̄ten, die Apoſtel läſtern, damit er den Ungenan̄ten läſtern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenan̄ten blos damit ſchüzen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchſtäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenan̄ter hat ſogar nichts von den Apoſteln poſitiv behauptet, was ſie derſelben würdig machen kön̄te; nirgends ihnen den Gehalt derſelben gerade auf den Kopf zugeſagt.

Es iſt nicht wahr, daß mein Ungenañter ſchlechthin ſagt: „Chriſtus iſt nicht auferſtanden, „ſondern ſeine Jünger haben ſeinen Leichnam ge„ſtohlen.“ Er hat die Apoſtel dieſes Diebſtahls weder überwieſen, noch überweiſen wollen. Er ſahe zu wohl ein, daß er ſie deſſen nicht überweiſen könne. Deñ ein Verdacht, ſelbſt ein höchſt wahrſcheinlicher Verdacht, iſt noch lange kein Beweis.

Mein Ungenañter ſagt blos: dieſer Verdacht, welchen ſein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher ſich aus dem neuen Teſtamente ſelbſt herſchreibt, dieſer Verdacht ſei durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes, nicht ſo völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrſcheinlich und glaublich bleibe; indem beſagte Erzählung nicht allein ihrer innern Beſchaffenheit nach höchſt verdächtig: ſondern auch ein ἁπαξ λεγομενον ſei, dergleichen in der Geſchichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene; und hier deſto weniger, weil ſich ſelbſt diejenigen nie darauf zu berufen getrauet, denen an der Wahrheit derſelben am meiſten gelegen geweſen.

Wer ſieht nun nicht, daß es ſonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache, als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömt? Und da die Erzählung einer ſehr wahren Sache ſehr unglaublich ſein kañ: wer erkeñt nicht, daß dieſe Unglaublichkeit jener Wahrheit nur in ſo weit präjudicirt, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen laſſen?

Doch geſezt auch, mein Ungenañter hätte ſich in dieſen Gränzen nicht gehalten, er hätte nicht blos zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anſtoß glauben und behaupten kañ, daß in der ſchriftlichen Erzählung der Evangeliſten und

Apoſtel einzig und allein, gewiſſe heilige Begebenheiten ſo ungezweifelt nicht erſcheinen, daß ſie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; geſezt, er hätte das Wahrſcheinliche für wahr, das Glaubliche für unläugbar gehalten, er hätte es ſchlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apoſtel den Leichnam Jeſu entwendet: ſo bin ich auch ſodañ noch überzeugt, daß er dieſen Männern, durch welche gleichwohl ſo unſäglich viel gutes in die Welt gekommen, wie er ſelbſt nicht in Abrede iſt, daß er, ſage ich, dieſen uns in aller Abſicht ſo theueren Männern, die ſchimpflichen Namen Betrüger, Böſewichter, Leichenräuber würde erſparet haben, die dem Herrn Hauptpaſtor ſo geläufig ſind.

Und zwar würde er ſie ihnen nicht blos aus Höflichkeit erſpart haben; nicht blos aus Beſorglichkeit, das Kalb, wie man zu ſagen pflegt, zu ſehr in die Augen zu ſchlagen: ſondern er würde ſie ihnen erſpart haben, weil er überzeugt ſein mußte, daß ihnen zu viel damit geſchähe.

Deñ weñ es ſchon wahr iſt, daß moraliſche Handlungen, ſie mögen zu noch ſo verſchiedenen Zeiten, bei noch ſo verſchiedenen Völkern vorkommen, in ſich betrachtet immer die nämlichen bleiben: ſo haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es iſt ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben, als die, welche ſie zu ihren Zeiten, und bei ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun iſt es erwieſen und ausgemacht, daß die älteſten und angeſehenſten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Abſicht geſchiehet, für keinen Betrug gehalten, und dieſe nämliche Denkungsart den Apoſteln beizulegen, ſich kein Bedenken gemacht haben. Wer dieſen Punkt von einem unver-

dächtigen Theologen ſelbſt, belegt und auf's Reine gebracht leſen will, der leſe Ribovs Program de Oeconomia Patrum. Die Stellen ſind unwiderſprechlich, die Ribov daſelbſt mit Verſchwendung zuſammenträgt, um zu beweiſen, daß die Kirchenväter faſt ohne Ausnahme der feſten Meinung geweſen, integrum omnino Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant. Auch ſind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Apoſteln ſelbſt eine dergleichen οικονομιαν, eine dergleichen falsitatem dispensativam beilegen, eben ſo unläugbar. Was Hieronymus unter andern vom heiligen Paulus verſichert, [1]) iſt ſo naiv, daß es dem naiven Ribov ſelbſt auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man ſage nicht, daß dieſe uns jezt ſo befremdende Vorſtellung von der Aufrichtigkeit der erſten Kirchenväter und Apoſtel, bloße Vortheile der Auslegungskunſt, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht ſo weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig iſt, eine Schriftſtelle wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen zu verdrehen, iſt zu allem andern fähig; kan̄ falſch Zeugniß ablegen, kan̄ Schriften unterſchieben, kan̄ Thatſachen erdichten, kan̄ zu Beſtätigung derſelben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verſtehen geben ſollte, daß die Apoſtel zu dieſem allen fähig geweſen, weil ſie die Kirchenväter zu einem für

1) Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri Testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus, quod agit!

fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlaſſen: ob in eben dem Geiſte, in welchem wir jezt in Anſehung dieſes Einen über ſie urtheilen, ein billiger Mañ allenfalls nicht auch in Anſehung des Übrigen urtheilen müßte, weñ es ihnen wirklich zur Laſt fiele?

Und ſo ein billiger Mañ war mein Ungenañter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in ſchwerem wiedergefordert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachſehendern Geſezen begangen war, nach ſpätern geſchärfteren Geſezen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abſtracto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Thäters zu unſrer Zeit beigelegt. Er hat immer in ſeinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen ſind: aber er hat ſich wohl gehütet, zu ſagen, daß wir von Betrügern betrogen ſind.

Vielmehr ſpielt jeder, welcher meinen Ungenañten dieſes Leztere ſagen läßt, weil er ihn überführen kañ, daß er das Erſtere geglaubt habe, ſelbſt einen Betrug, um einen Pöbel in Harniſch zu bringen, der keinen Unterſchied zu machen fähig iſt. Ob aber dieſe Abſicht auch zu den Abſichten gehört, die einen Betrug entſchuldigen, das laſſe ich dahin geſtellt ſein. Ich ſehe wenigſtens den Nuzen, der daraus entſpringen ſoll, noch nicht ein; und ich muß erſt erfahren, ob ſelbſt der Pöbel jeziger Zeit nicht ſchon klüger und vernünftiger iſt, als die Prediger, die ihn ſo gern hezen möchten.

Herr Goeze weiß ſehr wohl, daß mein Ungenañter eigentlich nur behauptet, daß die Apoſtel es ebenfalls gemacht, wie es alle Geſezgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für:

den er ſchreibt und prediget, nicht ſo recht auf. Er ſpricht alſo mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels, und ſchreiet, daß mein Ungenañter die Apoſtel als Betrüger und Böſewichter läſtere. — Das klingt! das thut Wirkung! — Vielleicht, wie geſagt, aber auch nicht. Deñ auch der geringſte Pöbel, weñ er nur von ſeiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, geſitteter, beſſer: anſtatt, daß es bei gewiſſen Predigern ein Grundgeſez iſt, auf dem nämlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig ſtehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren ſtanden. Sie reiſſen ſich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt ſich endlich von ihnen los.

Antigoeze.

Das iſt:

nothgedrungener Beiträge

zu den

freiwilligen Beiträgen

des

Herrn Hauptpaſtors Goeze

ſechſter.

Non leve est, quod mihi impingit tantae urbis pontifex.

Hieronymus adv. Ruffinum.

Ich habe erwieſen, (Antigoeze, 3.) daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen ſie angeht, ſo weſentlich und groß ſind, daß aller ſubjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entſtehe, in keine Betrachtung zu kommen verdienet; welches auch ſchon daher klar iſt, weil der ſubjective Nachtheil nur ſo lange dauert, bis der objective Vortheil ſich zu äuſſern beginnet, in welchem Augenblike ſofort objectiver Vortheil auch ſubjectiver Vortheil zu werden anfängt. — Ich habe erwieſen, daß ſonach die Kirche, welche ihr wahres Beſte verſtehet, ſich nicht

einfallen laſſen kañ, die Freiheit, die Religion zu beſtreiten, auf irgend eine Weiſe einzuſchränken; weder in Anſehung der Sprache, noch in Anſehung der Perſonen einzuſchränken, von welchen allein und in welcher allein die Beſtreitung geſchehen dürfe. (Antigoeze 4.) — Ich habe erwieſen, daß am wenigſten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Beſtreitung nicht treffen ſolle, (Antigoeze; 5.) indem dadurch ein Verdacht entſtehen würde, welcher der Religion ſicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Beſtreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen köñte.

Weñ nun hieraus erhellet, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen ſie geſchrieben worden, von welcher Beſchaffenheit ſie auch ſein mögen, in ihrer Geburt zu erſtiken, oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu laſſen, es ſei deñ durch die beſſere Belehrung ihrer Urheber; weñ ſelbſt dieſe Urheber, in welchen ſie nur den Irrtum verfolget, alle die Schonung von ihr genießen, welche man denjenigen ſo gern widerfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unſer Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kañ ſie den für ihren Feind erkennen, in welchem ſie nicht einmal den eigenen Irrtum zu verfolgen hat, welcher blos fremde Irrtümer bekañt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verſchaffen? Wie kañ der Herausgeber eines freigeiſterischen Buches eine Ahndung von ihr zu beſorgen haben, mit der ſie nicht einmal den Verfaſſer deſſelben anſehen würde? —

Als Hieronymus eine, ſeinem eignen Urtheile nach, der wahren chriſtlichen Religion höchſt verderbliche Schrift aus dem Griechiſchen überſez-

te — Es waren des Origenes Bücher περι αρχων. Man merke wohl, überſezte! Und überſezen iſt doch wohl mehr, als blos herausgeben — Als er dieſe gefährliche Schrift in der Abſicht überſezte, um ſie von den Verkleiſterungen und Verſtümlungen eines andern Überſezers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um ſie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen, der lateiniſchen Welt vorzulegen; und ihm hierüber eine gewiſſe schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein ſehr ſtrafbares Ärgerniß auf ſeiner Seele: was war ſeine Antwort? O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit. — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola tyrannica eigentlich ſagen wollen. Und es wäre doch erſtaunlich, weñ es auch damals ſchon unter den chriſtlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch ſchon für mich auch gegeben: 1) „Weil ich das Gift, „das im Finſtern ſchleichet, dem Geſundheitsra„the anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land ge„bracht haben?“

Freilich, als ich die Fragmente herauszugeben anfing, wußte ich, oder äuſſerte ich doch den Umſtand noch nicht, den ich zur Entſchuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rükſicht nahm oder nehmen koñte, hier brauchen zu wollen ſcheine. Ich wußte oder äuſſerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden ſei, an mehrern Orten vorhanden ſei, und in der Handſchrift darum keinen geringern Eindruk mache, weil der Eindruk nicht in die Augen falle. Aber ich ſcheine auch nur, mich dieſes Umſtandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

1) Antigoeze, 1. Siehe oben S. 560.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine ſehr unſchuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenañten gelegentlich bekañt gemacht hatte, aufgefordert wurde, mehr daraus mitzutheilen. Ja, ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Aufforderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas ſpäter gethan haben.

Deñ einmal habe ich nun eine ganz abergläubiſche Achtung gegen jedes geſchriebene, und nur geſchrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfaſſer die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, weñ ich ſehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Urſachen ſo viel gute Abſichten vereiteln können; und ich fühle mich ſofort in der Befaſſung, in welcher ſich jeder Menſch, der dieſes Namens noch würdig iſt, bei Erblikung eines ausgeſezten Kindes befindet. Er begnügt ſich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen; es unbeſchädigt und ungeſtört da liegen zu laſſen, wo er es findet: er ſchaft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigſtens Taufe und Namen erhalte. Eins deñ freilich wohl lieber als das andere: nachdem ihm das eine mehr angelächelt, als das andere; nachdem ihm das eine den Finger mehr gedrüket, als das andere.

Gerade ſo wünſchte ich wenigſtens — deñ was wäre es nun, weñ auch darum noch ſo viel Lumpen mehr, dergeſtalt verarbeitet werden müßten, daß ſie Spuren eines unſterblichen Geiſtes zu tragen fähig würden? — wünſchte ich wenigſtens, alle und jede ausgeſezte Geburten des Gei-

ſtes mit eins in das groſe für ſie beſtimte Findelhaus der Drukerei bringen zu können: und weñ ich deren ſelbſt nur wenige wirklich dahin bringe, ſo liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thu, was ich kañ; und jeder thu nur eben ſo viel. Selbſt die Urſache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher dieſe als jene hinbringe; warum ich mir von dem geſundern und freundlichern Findlinge den Finger umſonſt muß drüken laſſen: ſondern es wirken auch hier meiſtens ſo viel kleine unmerkliche Urſachen zuſammen, daß man mit Recht ſagen kañ: habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich dieſe meine Schwachheit — wodurch ich, ich weiß nicht ob ich ſagen ſoll, zum Bibliothekar geboren, oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrloſet bin — nie habe ich dieſe meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glüklich zu preiſen. Ich bin ſehr glüklich, daß ich hier Bibliothekar bin, und an keinem andern Orte. Ich bin ſehr glüklich, daß ich dieſes Herrn Bibliothekar bin, und keines andern.

Unter den heidniſchen Philoſophen, welche in den erſten Jahrhunderten wider das Chriſtentum ſchrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichſte geweſen ſein, ſo wie er, aller Vermuthung nach, der ſcharfſinnigſte und gelehrteſte war. Deñ ſeine 15 Bücher κατα χριςιανων ſind, auf Befehl des Conſtantinus und Theodoſius, ſo ſorgſam zuſammengeſucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übrig geblieben. Selbſt die dreiſſig und mehr Verfaſſer, die ausdrüklich wider ihn geſchrieben hatten, worunter ſich ſehr groſe Namen befinden, ſind darüber verloren gegangen; vermuthlich weil ſie zu viele und zu groſe Stellen ihres Gegners, der nun

einmal aus der Welt ſollte, angeführet hatten. — Weñ es aber wahr ſein ſollte, was Iſaak Voſſius den Salvius wollen glauben machen, [1]) daß demohngeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieſer ſo fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden ſei; in der mediceiſchen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber ſo heimlich gehalten werde, daß niemand es leſen, niemand das Geringſte der Welt daraus mittheilen dürfe: wahrlich, ſo möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar ſein, und weñ ich Großherzog zugleich ſein köñte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieſer Bedingung ſein, damit ich ein der Wahrheit und dem Chriſtentume ſo nachtheiliges Verbot geſchwind aufheben, geſchwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaſte druken laſſen, und geſchwind das Großherzogtum, welches mir jezt ſchon in Gedanken zur Laſt iſt, wieder an ſeine Behörde abgeben köñte. —

Abälard iſt der Mañ, den ich oben [2]) in Gedanken hatte, als ich ſagte, daß ſelbſt in jenen barbariſchen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Luſt hatten, die, beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen, den nur gleich zu allen Teufeln zu ſchiken bereit waren, der ſich mit ſeinen Einwürfen an das Licht wagte. Deñ ſollte man wohl glauben, daß troz den Streitigkeiten, welche der heilige Bernhardus dem Abälard gegen verſchiedene ſeiner Schriften erregte; troz der Samlung, welche Amboiſe mit ſeiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte; troz den Nachleſen, welche Martene und Durand

1) Ritmeieri Conringiana Epistolica, p. 71.

2) Antigoeze, 4. Siehe oben S. 592.

und Pez zu dieſer Sam̃lung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchen die Religionsgeſinnungen deſſelben vornehmlich zu erſehen ſein müßten? D'Achery hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek, gefunden; hatte eine Abſchrift davon genommen, und war Willens, es druken zu laſſen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benedictinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rathe gehen, und ſo koñte aus dem Druke nichts werden: die glüklich aufgefundene Schrift des Abälard, in quo, genio suo indulgens, omnia christianae religionis mysteria in utramque partem versat, ward zu ewigen Finſterniſſen verdammet [1]) Die Abſchrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand; und dieſe, welche ſo viel hiſtoriſchen und theologiſchen Schund dem Untergange entriſſen hatten, hatten eben ſo wenig das Herz, noch ein bischen Schund mehr der Welt aufzubewahren; weil es doch nur philoſophiſcher Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich laſſe dich ſo gewiß druken, ſo gewiß ich kein Benedictiner bin! — Aber wünſchen, einer zu ſein, köñte ich faſt, weñ man nur als ein ſolcher mehr dergleichen Manuſcripte zu ſehen bekäme. Was wäre es, weñ ich auch gleich das erſte Jahr wieder aus dem Orden geſtoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Deñ ich würde zu viel wollen druken laſſen, wozu mir der Orden den Vorſchub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Naken ſchlagen; und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päbſtiſchen Hierarchie ſo zuträglich iſt, auch dem wahren Chriſtentume zuträglich ſein könne.

1) Thes. Anecdot. T. 5. Praef.

Doch das alles heißt ja nur eine Miſſethat durch das Juken entſchuldigen wollen, welches man, ſie zu begehen, unwiderſtehlich fühlet. Weñ es deñ deine Schwachheit iſt, dich verlaſſener Handſchriften anzunehmen, ſo leide auch für deine Schwachheit. Genug, von dieſer Handſchrift hätte ſchlechterdings nichts müßen gedrukt werden, weil ſie wenigſtens eben ſo ſchlim̃ iſt, als das Toldos Jeſchu.

Wohl angemerkt! Und alſo hätte auch wohl Toldos Jeſchu nicht müßen gedrukt werden? Alſo waren die, welche es unter uns bekañt, und durch den Druk bekañt machten, keine Chriſten? Freilich war der, welcher es den Chriſten zuerſt gleichſam unter die Naſe rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenſeil, der ſogar das hebräiſche Original retten zu müßen glaubte! O der unbeſonnene, der heimtükiſche Wagenſeil! Sonſt bekam unter tauſend Juden kaum einer das Toldos Jeſchu zu leſen: nun können es alle leſen. Und was er auch ſonſt noch einmal vor dem Richterſtuhl Gottes ſchwer wird zu verantworten haben, der böſe Wagenſeil! Aus ſeiner Ausgabe hat der abſcheuliche Voltaire ſeine ſcurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlaſſen haben würde, weñ er das Buch erſt in den alten Druken des Raymundus oder Porchetus hätte aufſuchen müßen.

Nicht wahr, Herr Hauptpaſtor? Ich ſeze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müßen bleiben laſſen, weñ Wagenſeil das Läſterbuch anſtatt häbräiſch und lateiniſch, hebräiſch und deutſch hätte druken laſſen. Das wäre deñ ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nuzen es iſt, weñ die Schriften wider die Religion nur

lateiniſch zu haben ſind. Nicht wahr, Herr Hauptpaſtor?

Indeß, Herr Hauptpaſtor, hat doch Wagenſeil, in der weitläuftigen Vorrede zu ſeinen Telis ignes Satanae, ſein Unternehmen ſo ziemlich gut vertheidiget. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus herſeze, in welcher auch ich mit eingeſchloſſen zu ſein glaube? Es iſt die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worten faßt. Neque vero, non legere tantum Haereticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare, librorumque ab iis compositorum, sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.

Anti-Goeze

Das iſt:

nothgedrungener Beiträge

zu den

freiwilligen Beiträgen

des

Herrn Hauptpaſtors Goeze

ſiebenter.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare, et qua mente defendat.

Quintilianus.

Aber der Herr Hauptpaſtor wird ärgerlich werden, daß ich ihm ſo Schritt für Schritt auf den Leib rüke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwiſchen kañ. Er wird ſchon jezt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwiſchen ſuchen, und ſagen: Ei, wer ſpricht deñ auch von dem bloßen Druke? Der ließe ſich freilich noch ſo beſchönigen. Das eigentliche Verbrechen ſteket da, daß der Herausgeber der Fragmente zugleich die Advocatur des Verfaſſers übernommen hat.

Advocatur? Die Advocatur des Verfaſſers? — Was hatte deñ mein Ungenañter für eine Advocatur, die ich an ſeiner Statt übernommen? Die Advocatur iſt die Befugniß, vor gewiſſen Gerichten gewiſſe Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenañter irgendwo eine ſolche Befugniß gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre deñ, daß man ſeine Befugniß, den geſunden Menſchenverſtand vor dem Publico zu vertheidigen, darunter verſtehen wolle. Doch dieſe Befugniß hat ja wohl ein jeder von Natur, gibt ſich ja wohl ein jeder von ſelbſt; braucht keiner erſt lange von dem andern zu übernehmen. Sie iſt weder eine Fleiſchbank, noch ein Paſtorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpaſtor die Worte ſo zu mäkeln! So genau bei ihm auf das zu ſehen, was er ſagt; und nicht vielmehr auf das, was er ſagen will? Er will ſagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenañten zu ſein; mich zum Advocaten des Ungenañten aufzuwerfen. Das will er ſagen; und ich wette zehne gegen eins, daß ihn kein Karrenſchieber anders verſteht. —

So habe er es deñ auch geſagt! — Weñ ich nur ſähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Deñ auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, weñ ich wüßte, was für einen Begrif der Herr Hauptpaſtor von einem Advocaten ſich mache: ſo wollte ich den geraden Weg, in ſeine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpaſtor wohl Wunders halber hier einmal gar den rechten Begrif ſich machen? Sollte er wohl gar den wahren Advocaten kennen und meinen? den ehrlichen Mañ unter dieſem Namen meinen, der der Geſeze genau kundig iſt, und keinen Handel übernimt, als ſolche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt iſt? — Nein,

nein; den kan̄ er nicht meinen. Den̄ ich habe nirgends geſagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenan̄ten, völlig ſo wie ſie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie geſagt; vielmehr habe ich gerade das Gegentheil geſagt. Ich habe geſagt und erwieſen, daß wen̄ der Ungenan̄te auch noch in ſo viel einzeln Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen ſcheine.

Ich darf kühnlich hinzuſezen, was einer Art von Prahlerei ähnlich ſehen wird. Genug, daß billige Leſer Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nöthig iſt; und Leſer von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringſten dieſer Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein ausdrüklich geſagt, daß ich der Meinung meines Ungenan̄ten zugethan ſei; ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das Geringſte geſchrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte ausſezen kön̄te, ein heimlicher Feind der chriſtlichen Religion zu ſein. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geſchrieben, in welcher ich nicht allein die chriſtliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem beſten Lichte gezeigt, ſondern auch die chriſtlichlutheriſche orthodoxe Religion insbeſondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidiget habe.

Dieſe Kleinigkeiten ken̄t der Herr Hauptpaſtor größtentheils ſelbſt, und er hat mir ehedem mündlich und gedrukt ſeinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erken̄t er den̄ nun erſt auf einmal den Teufel in mir, der ſich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigſtens in einen Menſchen von eben nicht dem ſchlim̄ſten Schlage ver-

ſtellt hatte? Sollte ich wirklich umgeſchlagen ſein, ſeitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und beſſere Keñtniſſe und Einſichten, die ich ſeit unſrer Trennung zu erlangen eben ſo viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzſichtiger und ſchlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klipe, die ich in dem ſtürmiſchen Alter brauſender Aufwallungen vermieden habe, jezt erſt nachläßig ſcheitern, da ſanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben ſo freudig zu landen hoffe, als er? — Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nämliche Menſch; aber der Herr Hauptpaſtor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat ſich ſeiner Sehe bemeiſtert, und die Galle trat ihm über — Wodurch? Wer wird es glauben, weñ ich es erzähle! Tantaene animis coelestibus irae? — Doch ich muß meinen Nachtiſch nicht vor der Supe aufzehren.

Ich komme auf die Advocatur zurük und ſage: der wahre eigentliche Advocat meines Ungenañten, der mit ſeinem Clienten über den angehängten Streit ein Herz und eine Seele wäre, bin ich alſo nicht, kañ ich alſo nicht ſein. Ja, ich kañ auch nicht einmal der ſein, der von der Gerechtigkeit der Sache ſeines Clienten nur eben einen kleinen Schimmer hat, und ſich dennoch, entweder aus Freundſchaft oder aus andern Urſachen, auf gutes Glük mit ihm auf das Meer der Chicane begibt; feſt entſchloſſen, jeden Windſtoß zu nuzen, um ihn irgendwo glüklich an's Land zu ſezen. Deñ der Ungenañte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch ſonſt nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit ſeinen Handſchriften, als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder ſo viel Verdruß, noch ſo viel Mühe

machen würden: weñ es nicht das Verlangen wäre, ſie ſo bald als möglich, ſie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu ſehen.

Bei Gott! die Verſicherung dieſes Verlangens, weil ich bis jezt noch wenig Parade damit machen wollen, iſt darum keine leere Ausflucht. Aber freilich eigennüzig iſt dieſes Verlangen; höchſt eigennüzig. Ich möchte nämlich gar zu gern ſelbſt noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Deñ daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenañten las, war nicht mehr als billig; und daß ſie mich an mehrern Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten ſo mancherlei Dinge, welche mein Bißchen Scharfſiñ und Gelehrſamkeit gehörig auseinander zu ſezen, nicht zureicht. Ich ſehe hier und da, auf tauſend Meilen, keine Antwort; und der Herr Hauptpaſtor wird ſich freilich nicht vorſtellen können, wie ſehr eine ſolche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhiget.

Bin ich mir deñ nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich ſelbſt, meine Beruhigung zu ſuchen, wo ich ſie zu finden glaube? Und wo koñte ich ſie beſſer zu finden glauben, als bei dem Publico? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum ſeine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern ſchuldig iſt. Aber auch ſeine ewige? Was vor Gott und dem Menſchen kañ mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekañtmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpaſtor. —

Allerdings habe ich keine *beſondere* Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten literariſchen Schäzen auch dergleichen *feurige Kohlen*

der Welt mitzutheilen. Ich habe dieſe beſondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeſchloſſen zu ſein geglaubt, die mir mein gnädigſter Herr zu ertheilen geruhet. Habe ich durch dieſen Glauben mich ſeines Zutrauens unwürdig bezeigt: ſo beklage ich mein Unglük, und bin ſtrafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen: weñ Gott mich nur vor den Händen des zornigen Prieſters bewahrt!

Und was wird dieſer zornige Prieſter nun vollends ſagen, weñ ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenañte ſelbſt, an das Licht zu treten, ſich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn ſchon jezt an das Licht gezogen, iſt nicht allein ohne ſeinen Willen, ſondern wohl gar wider ſeinen Willen geſchehen. Dieſes läßt mich der Anfang eines Vorberichts beſorgen, der mir unter ſeinen Papieren allerdings ſchon zu Geſichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienſte ſeines Einführers in die Welt entſchloß. Er lautet alſo: „Die „Schrift, wozu ich hier den Vorbericht mache, „iſt ſchon vor vielen Jahren von mir aufgeſezt „worden. Jedoch habe ich ſie bei Gelegenheit ei„nes öftern Durchleſens an manchen Stellen ver„mehrt, an andern eingekürzt, oder geändert. „Blos meine eigene Gemüthsberuhigung war vom „erſten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich „meine Gedanken niederſchrieb; und ich bin nach„her nimmer auf den Vorſaz gerathen, die Welt „durch meine Einſichten irre zu machen, oder zu „Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im „Verborgenen, zum Gebrauch verſtändiger Freun„de, liegen bleiben; mit meinem Willen ſoll ſie „nicht durch den Druk gemein gemacht werden, „bevor ſich die Zeiten mehr aufklären. Lieber „mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren,

„ als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld,
„ mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden
„ Religionseifer ſezen ſollte. Lieber mag der Wei-
„ ſe ſich des Friedens halber, unter den herſchen-
„ den Meinungen und Gebräuchen ſchmiegen, dul-
„ den uud ſchweigen; als daß er ſich und andere
„ durch gar zu frühzeitige Äuſſerung unglüklich
„ machen ſollte. Deñ ich muß es zum voraus
„ ſagen, die hierin enthaltenen Säze ſind nicht
„ katechiſmusmäßig, ſondern bleiben in den Schran-
„ ken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und
„ Ausübung der Menſchenliebe und Tugend. Da
„ ich aber mir ſelbſt und meinen entſtanden Zwei-
„ feln zureichend Genüge thun wollte: ſo habe ich
„ nicht umhin können, den Glauben, welcher mir
„ ſo manche Anſtöße gemacht hatte, von Grund
„ aus zu unterſuchen, ob er mit den Regeln der
„ Wahrheit beſtehen könne, oder nicht.“

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpaſtor, was haben Sie da geleſen! Nicht wahr? ſo gar ſtrafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenañte war bei aller ſeiner Freigeiſterei doch noch ſo ehrlich, daß er die Welt durch ſeine Einſichten nicht irre machen wollte: und ich, ich trage kein Bedenken, ſie durch fremde Einſichten irre zu machen. Der Ungenañte war ein ſo friedlicher Mañ, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte: und ich, ich ſeze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpaſtor, am beſten wiſſen, wie ſauer es jezt einem treufleiſſigen Seelenſorger wird, ſie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unſrer allerheiligſten Religion zu erregen. Der Ungenañte war ein ſo behutſamer Mañ, daß er keinen Menſchen mit Wahrheiten ärgern wollte: und ich, ich glaube ganz und gar an kein ſolches Ärgerniß; feſt über-

zeugt, daß nicht Wahrheiten, die man blos zur Unterſuchung vorlegt, ſondern allein Wahrheiten, die man ſofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu verſezen fähig ſind. Der Ungenañte war ein ſo kluger Mañ, daß er durch allzu frühzeitige Äuſſerungen weder ſich noch andere unglüklich machen wollte; und ich, ich ſchlage als ein Raſender meine eigne Sicherheit zuerſt in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Äuſſerungen, weñ ſie nur Grund haben, dem menſchlichen Geſchlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenañter, der, ich weiß nicht wañ, ſchrieb, glaubte, daß ſich die Zeiten erſt mehr aufklären müßten, ehe ſich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen laſſe: und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu unterſuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich iſt.

Das iſt alles wahr, Herr Hauptpaſtor; das iſt alles wahr. Weñ nur bei der löblichen Beſcheidenheit und Vorſicht des Ungenañten nicht ſo viel Zuverſicht auf ſeinen Erweis, nicht ſo viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht ſo viel Mißtrauen auf ſein Zeitalter zum Grunde läge! Weñ er nur, zufolge dieſer Geſinnungen, ſeine Handſchrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verſtändiger Freunde hätte liegen bleiben laſſen! — Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpaſtor, daß es gleichviel iſt, was die Verſtändigen im Verborgenen glauben; weñ nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Geleiſe bleibt, in welchem allein ihn die Geiſtlichen zu leiten verſtehen? Meinen Sie?

Anti-Goeze

Das iſt:

nothgedrungener Beiträge

zu den

freiwilligen Beiträgen

des

Herrn Hauptpaſtors Goeze

achter.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem poſſidere fallaciae.

Hieronymus adv. Ruffinum.

Heida, wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat ſich wohl, daß der Herr Hauptpaſtor den Namen Advocat in ſeiner eigentlichen Bedeutung nehmen ſollte! Advocat heißt bei ſeinesgleichen weiter nichts, als Zungendreſcher; und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendreſcher in Sachen des Ungenañten bin ich ihm; und er hat blos die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund, der Reichspoſtreiter, ehedem ſelbſt ein Advocat, ſcheinet, ohne Zweifel aus eigener Erfahrung, eben den Begrif vom Advocaten zu haben; wie aus einem Epigrañ zu ſehen, welches er neulich in einem ſeiner Beiträge mit einfließen laſſen. Ich weiß die

ſchönen Zeilen nicht mehr; aber die Spize war, daß nichts als Schreien zum Advocaten gehöre. Dieſes Epigram̃ ſoll zu ſeiner Zeit zwiſchen der Börſe und dem Rathhauſe in Hamburg einiges Aufſehen gemacht haben, und es hätte dem Verfaſſer leicht eben ſo bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen ſind, weñ er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zu rechter Zeit zu erklären, daß er ſelbſt das Epigram̃ nicht gemacht habe. Dieſes ſchrieb man mir aus Hamburg, und ſezte hinzu: „Das fand ſich auch wirklich. Nicht der Reichs„poſtreiter, ſondern des Reichspoſtreiters „Pferd hatte das Epigram̃ gemacht."

Doch das Pferd dieſes Reiters kümmert mich eben ſo wenig, als der Reiter dieſes Pferdes. Mag doch ferner eines mit dem andern immer durchſtechen, und das Pferd, was es ſich ſchämt gemacht zu haben, auf den Reiter, ſo wie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd ſchieben. Ihr gemeinſchaftlicher Sattel iſt ein Maulthier: damit gut! — Es ſollte mir leid ſein, weñ der Reichspoſtreiter nicht ebenſowohl Milet's Jests, als den Dedekind geleſen hätte. —

Und ſo wende ich mich wieder zu dem geiſtlichen Herrn, dem dieſer Poſtreiter nur manchmal vorſpañt. Ja, ja, ſo iſt es, und nicht anders. Weñ mich der Herr Hauptpaſtor den Advocaten des Ungenañten neñt, ſo meint er blos einen gedungenen Zungendreſcher, dem es gleichviel iſt, was für einer Sache er ſeinen Beiſtand leihet; weñ es nur eine Sache iſt, bei der er recht viel Ränke und Kniffe, von ihm genañt Heuremata, anbringen, und Richter und Gegentheil ſo blenden und verwirren kañ, daß dieſer gern mit dem magerſten Vergleiche vorlieb nim̃t, ehe jener das Urtheil an den Knöpfen abzählt, oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpaſtor! Dahin zielet 1) ſeine ewige Klage, über meine Art zu ſtreiten. Dahin zielet 2) ſein Vorwurf, daß ich meinen Ungenañten mit unverdienten Lobſprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielet 3) ſeine Beſchuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geſchrieben, und ſich der chriſtlichen Religion wieder ihn angenommen haben, mit dem bitterſten Spotte abgewieſen.

Was meine Art zu ſtreiten anbelangt, nach welcher ich nicht ſowohl den Verſtand meiner Leſer durch Gründe zu überzeugen, ſondern mich ihrer Phantaſie durch allerhand unerwartete Bilder und Anſpielungen zu bemächtigen ſuchen ſoll: ſo habe ich mich ſchon zur Hälfte darüber erklärt.[1] Ich ſuche allerdings durch die Phantaſie mit auf den Verſtand meiner Leſer zu wirken. Ich halte es nicht allein für nüzlich, ſondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erweken, durch Anſpielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verſtehet, müßte ſchlechterdings kein Schriftſteller werden wollen; deñ alle gute Schriftſteller ſind es nur auf dieſem Wege geworden. Lächerlich alſo iſt es, weñ der Herr Hauptpaſtor etwas verſchreien will, was er nicht kañ, und weil er es nicht kañ Und noch lächerlicher iſt es, weñ er gleichwohl ſelbſt überall ſo viel Beſtreben verräth, es gern können zu wollen. Deñ unter allen nüchternen und ſchalen Papierbeſudlern braucht keiner mehr Gleichniſſe, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinauslaufen, als Er. Selbſt wizig ſein und ſpotten möchte er manchmal gern; und der Reichspoſtreiter, oder deſſen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugniß

1) Antigoeze, 2.

gegeben, „daß er die ſatyriſche Schreibart gleich„falls in ſeiner Gewalt habe.“ — Worauf ſich aber wohl dieſes gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anſtändige Schreibart, welche ſonſt in der Schrift des Herrn Hauptpaſtors herſchen ſoll? Ob auf die Gründe, mit welchen er ſtreiten ſoll? — Darüber möchte ich mir den̄ nun wohl competentere Richter erbitten, als den Poſtreiter und ſein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Poſtreiter ſagen wollen, daß der Herr Hauptpaſtor eben ſo gut als ich die ſatyriſche Schreibart in ſeiner Gewalt habe? Ja, darin kan̄ der Poſtreiter und ſein Pferd leicht Recht haben. Den̄ ich habe die ſatyriſche Schreibart, Gott ſei Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünſcht, ſie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freilich mehrere Pferde Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kom̄t, iſt dieſes, daß ich einen Poſtreiter einen Poſtreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wen̄ man Offenherzigkeit, und Wahrheit mit Wärme geſagt, als Satyre verſchreiet. Häkerling und Haber können nicht verſchiedener von einander ſein, mein gutes Pferd! Ich will dich beſſer lehren, was Satyre iſt. Wen̄ dein Reiter — ſonſt genan̄t der Schwager; weil er ſchwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet — ſagt, daß eine anſtändige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpaſtors herſche; wen̄ er ſagt, daß der Herr Hauptpaſtor mit Gründen ſtreite: glaube mir; das, das iſt Satyre. Das iſt eben ſo platte Satyre, als wen̄ er dich einen Pegaſus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie ſinkeſt. Glaube mir, Schekchen, du ken̄ſt dieſen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn beſſer. Er hat ſonſt auch mir vorgeritten; und du glaubſt nicht, was

für hämiſche Lobſprüche ſein ironiſches Hörnchen da vor mir her geblaſen. Wie er es mir gemacht hat, ſo macht er es allen; und ich bedaure den Herrn Hauptpaſtor, weñ er, durch ſo ein boshaftes Lob eingeſchläfert, ſich nicht im Ernſt auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm ſchon will gefunden haben. Er kañ ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches dieſe Gründe ſind. — Deñ kom̃ an, Schekchen, — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu raiſonniren — Sage du ſelbſt, edler Houyhnhnm — (man muß ſeinen Richter auch in einem Pferde ehren) — ſage du ſelbſt, mit was für Gründen kañ der Mañ ſtreiten, der ſich auf meine Gegengründe noch mit keinem Worte eingelaſſen hat? der, anſtatt zu antworten, nur immer ſeine alte Beſchuldigungen wörtlich wiederholt und höchſtens ein paar neue hinzuſezt, die er eben ſo wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du ſein erſtes Cartel in die weite Welt getragen, das du großmüthig einem noch ſtumpfer gerittenen Pferde abnahmeſt, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und ſchriftlich zu ſchmähen, ob ich ihm gleich auf jenes ſein Cartel wie ein Mañ geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, weñ er kañ? Warum bringt er nur immer neue Läſterungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen ſo tükiſch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, ſondern als einem Buſchklepper zu begegnen? Iſt das guter Krieg, weñ er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder deſſelben ungeſtört würgen zu können? Der Begrif iſt der Mañ; das ſiñliche Bild des Begriffes iſt das Weib; und die Worte ſind die Kinder, welche Beide hervorbringen. Ein ſchöner Held, der ſich mit Bil-

dern und Worten herumſchlägt, und immer thut, als ob er den Begrif nicht ſehe! oder immer ſich einen Schatten von Mißbegrif ſchaft, an welchem er zum Ritter werde! Er verſprach einſt, den Liebhabern ſolcher Lekerbiſſen eine ganz große Schüſſel Fricaſſe von dieſen Weibern und Kindern meines Landes vorzuſezen. [1]) Aber er hat ſein Verſprechen wieder zurükgenommen: deñ es iſt freilich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden; und ganz etwas anders, dieſer Weiber und Kinder zuſammen mehrere, oder gar alle, in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Naſe weglaſſen müße; und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen ſehr luſtigen Triumph gebracht hat. Deñ die Gelegenheit wird mir ſobald nicht wiederkommen, ohne Großſprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meiſten ſpiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten ſpiele; daß überall ein guter triftiger Siñ zum Grunde liegt, auch weñ nichts als lauter ägyptiſche Grillen und chineſiſche Frazenhäuſerchen daraus emporſteigen. Das, wie geſagt, kañ ich nicht mehr zeigen; und mit Analyſirung der Proben, die der Herr Hauptpaſtor in der erſten blinden Hize gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, weñ du meineſt, edler Houyhnhnm, daß ich die Widerlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertauen zukommen zu laſſen, dieweil er es noch nuzen kañ. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute, als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpaſtor dich mit minderer Aufmerkſamkeit hören

1) Etwas Vorläufiges. Vorr. S. 7.

würde, als den Schwager? — Sei du es alſo nur ſelbſt, der dem Herrn Hauptpaſtor meine Wünſche und Erwartungen und Beſorgniſſe mittheilet. Sage du ihm nur ſelbſt, wie ſehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm belehret zu werden. Ich bin äuſſerſt unruhig, bis ich ſeine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kañ, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen, nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdienet; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es ſollte mir ſehr leid thun, weñ er nirgends anbeiſſen, ſich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehöret, einlaſſen wollte. Gleichwohl muß ich es leider beſorgen! Deñ denke nur, edler Houyhnhnm; denke nur, was er mir eben jezt [1]) ſchon im voraus von ſeinem bald zu eröfnenden Feldzuge wiſſen läßt! Da ſteht auf einer Anhöhe eine armſelige Vedette; die, die will er mit Heereskraft vor's erſte verjagen. Ich habe ein Hiſtörchen erzählt von einem heſſiſchen Feldprediger, (köñte auch ein braunſchweigiſcher geweſen ſein,) der auf einer Inſel, die in keiner Geographie ſteht, gute lutheriſche Chriſten fand, die von dem Katechiſmus ſehr wenig, und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun iſt ihm das Ding, weil der Reichspoſtreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, ſo unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre; und ich ſoll es ihm beweiſen, wie man wirklich geſchehene Dinge zu beweiſen pflegt: mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Documenten und dergleichen. Kañ ich das,

1) Leſſings Schwächen, S. 5.

ſo will er es glauben, es mag möglich ſein oder nicht. Kañ ich das aber nicht, ſo will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüger bin, und mir die geſamten heſſiſchen Feldprediger, wegen dieſer groben Verleumdung eines ihrer Collegen, auf den Hals hezen. Ja, er treibt ſeine Rache wohl noch weiter, und gibt mich bei der engliſchen Regirung an, der die bermudſchen Inſeln ſchon ſeit 1609 ein wohlthätiger Sturm ſamt und ſonders geſchenkt hat, daß ich ihr auch dieſes Inſelchen ſchaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, weñ er das thut, ſo bin ich ohne Rettung verloren! Deñ ſieh nur; welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wiſſen: der heſſiſche Feldprediger iſt ſeitdem bei Saratoga mit gefangen worden, und die böſen Amerikaner wechſeln vor der Hand nicht aus. Gut, daß ihr beide das wenigſtens wißt, und es mir bezeugen kōñt! Wie kañ ich nun dem Herrn Hauptpaſtor den Feldprediger ſogleich zur Stelle ſchaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende iſt, und die Heſſen wieder zu Hauſe ſind. Dañ will ich mein Möglichſtes thun, ihn zu befriedigen; vorausgeſezt, daß der ausgewechſelte Feldprediger auf der Heimreiſe nicht ſtirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht ſo lange verſchoben bleiben darf: was hindert, daß er indeß die hiſtoriſche Wahrheit meiner Erzählung bei Seite ſezt, und ſie als bloße zwekmäßige Erdichtung betrachtet? Folget aus dem blos möglichen Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Iſt die Frage: ob Menſchen, welche ſehr lebhaft glauben, daß es ein höchſtes Weſen gibt; daß ſie arme ſündige Geſchöpfe ſind; daß dieſes höchſte Weſen demohngeachtet, durch ein anderes eben ſo hohes Weſen, ſie nach dieſem

Leben ewig glüklich zu machen, die Anſtalt getroffen — ob Menſchen, welche das und weiter nichts glauben, Chriſten ſind oder keine? — in beiden Fällen nicht die nämliche? Überlege es doch nur ſelbſt, lieber — Gaul. Deñ was brauchſt du viel, dieſes zu können, ein Houyhnhnm zu ſein, der du nun einmal nicht biſt? Überlege es nur; und ſuche es dem Herrn Hauptpaſtor, ſo gut du kañſt, begreiflich zu machen. Auf jene Frage ſoll er antworten, auf jene Frage; und um die Colonie ſich unbekümmert laſſen. Hörſt du? Hiermit lebe wohl, Gaul; und grüß mir den Schwager!

Anti-Goeze.

Das iſt:

nothgedrungener Beiträge

zu den

freiwilligen Beiträgen

des

Herrn Hauptpaſtors Goeze

neunter.

Qui auctorem libri dogmaticum absconditum mihi revelat, non tam utilitati meae, quam curiositati servit: imo non raro damnum mihi affert, locum faciens praejudicio auctoritatis.

Heumannus de libris anonym. et pseud.

Die Klage, über meine Art zu ſtreiten, koñte ich nur in dieſer nämlichen Art beantworten; und ich laſſe es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpaſtor meine Antwort ſelbſt zu einem Beweiſe ſeiner Klage macht. Warum ſollte ich ihm nicht, mit gutem Vorſaze, noch mehrere Beweiſe zu einer Klage liefern, die ich verachte?

Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenañten mit unverdienten und unmäßigen Lobſprüchen beehret, in der dopelt ſchelmiſchen Abſicht, bei flachen Leſern ein günſtiges Vorurtheil für ihn zu erſchleichen, und die Gegner abzuſchreken, die ſich etwa wider ihn rüſten möchten: dieſer Vor-

wurf iſt ernſthafter und verdienet eine ernſthaftere Antwort. Nur Schade, daß ich dieſe ernſthaftere Antwort nicht ſo einleuchtend zu machen im Stande bin. Deñ dieſes zu können, müßte ſchon das ganze Werk des Ungenañten der Welt vor Augen liegen, indem ſich alle meine Lobſprüche blos und allein auf eine Beſchaffenheit deſſelben beziehen, aus einer Beſchaffenheit deſſelben entſprungen ſind. Und aus welcher? Aus einer ſolchen, die ſich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptſache ſehr weit vom Ziele ſchießt. Ich habe es freimüthiges, ernſthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genañt: lauter Eigenſchaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch keinesweges folget; und die ich gar wohl auf den Verfaſſer übertragen dürfen, ohne ihn deßwegen als einen Mañ anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man ſich in allen Stüken verlaſſen könne. Es ſezen daher auch dieſe Lobſprüche im Geringſten nicht voraus, daß ich ihn näher, oder aus mehrern Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn perſönlich kenne, oder gekañt habe.

Deñ ſo empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpaſtor mag geweſen ſein, daß ich geradezu geſagt, „mein Ungenañter ſei des Gewichts, daß, „in allen Arten der Gelehrſamkeit, ſieben Goezen „nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen ver„mögend ſind:“ ſo getraue ich mir doch dieſe Äuſſerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von ſeinem Werke in den Händen iſt. Der Herr Hauptpaſtor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrſamkeit ſage, auf alle Minutissima dieſer Art ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl ſchwer zu erweiſen ſein, daß mein Ungenañter von allen plattdeutſchen

Bibeln eine eben ſo ausgebreitete gründliche Keñtniß gehabt, als der Herr Hauptpaſtor. Kaum dürfen ihm die verſchiednen Ausgaben der lutheriſchen Bibelüberſezung ſelſt ſo vollkommen bekañt geweſen ſein, als dem Herrn Hauptpaſtor; welcher ſo auſſerordentliche Entdekungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kañ, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des ſeligen Mannes gewachſen. Aber alles dieſes ſind doch nur Stäubchen aus der Literargeſchichte, welchen mein Ungenañter nur ſiebenmal ſiebenmal ſo viel andere Stäubchen eben daher entgegenzuſezen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und ſo mit den übrigen Keñtniſſen allen! Selbſt mit denen, die der Ungenañte actu gar nicht, ſondern nur virtualiter beſaß. Die Urſache iſt klar. Er war ein ſelbſtdenkender Kopf; und ſelbſtdenkenden Köpfen iſt es nun einmal gegeben, daß ſie das ganze Gefilde der Gelehrſamkeit überſehen, und jeden Pfad deſſelben zu finden wiſſen, ſo bald es der Mühe verlohnet, ihn zu betreten. Ein Wievielteilchen eines ſolchen Kopfes dem Herrn Hauptpaſtor zu Theil worden, bleibt ſeinem eignen unparteiiſchen Ermeſſen anheimgeſtellt. Genug, daß 7 mal 7 nur 49 macht; und auch ein Neunundvierzigtheilchen meines Ungenañten noch aller Hochachtung werth, und ſiebenmal mehr iſt, als man an allen Orten und Enden der Chriſtenheit zu einem Paſtor oder Hauptpaſtor erfordert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenañten auch einen ehrlichen, unbeſcholtenen Mañ genañt: und dieſes ſezt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und perſönlich kenne? — Auch dieſes nicht! Und ohne mich viel mit dem: Quilibet praesumitur etc. zu deken, will ich nur gleich ſagen, was für Grund in ſeinem Werke ich gefunden habe, ihm

auch die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Nämlich; obſchon mein Ungenañter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel ſtellet: ſo iſt er doch darum ſo wenig ein Mañ ohne alle Religion, daß ich ſchlechterdings niemanden weiß, bei dem ich von der blos vernünftigen Religion ſo wahre, ſo vollſtändige, ſo warme Begriffe gefunden hätte, als bei ihm. Dieſe Begriffe trägt das ganze erſte Buch ſeines Werkes vor; und wie viel lieber hätte ich dieſes erſte Buch an das Licht gebracht, als ein andres Fragment, welches mir ſeine voreiligen Beſtreiter abgedrungen haben! Nicht ſowohl, weil die ſpeculativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größeres Licht durch neue und geſchärftere Beweiſe geſtellet worden; ſondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß dieſe Wahrheiten auf unſere Pflichten haben müßen, weñ die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienſt übergehen ſoll. Alles, was er von dieſem, von dieſem Einfluſſe insbeſondere, ſagt, trägt das unverkeñtlichſte Merkmal, daß es aus einem eben ſo erleuchteten Kopfe, als reinem Herzen gefloſſen; und ich kañ mir unmöglich einbilden, daß in eben dieſem Kopfe bei eben dieſen erhabenen Einſichten, in eben dieſem Herzen bei eben dieſen edeln Neigungen, tolle vorſezliche Irrtümer, kleine eigennüzige Affecten hauſen und herſchen können. In eodem pectore, ſagt Quintilian, nullum est honestorum turpiumque consortium: et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum. — Das alſo, das war es, warum ich meinen Ungenañten einen ehrlichen, unbeſcholtenen Mañ nennen zu können glaubte, ohne aus ſeinem bürgerlichen Leben Beweiſe dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Perſon des wertheimiſchen Bibelüberſezers näher zu kennen; und noch kürzlich hätte mich die ungeſuchte Äuſſerung eines hieſigen ehrlichen Mannes in ſolchem Glauben beſtärken können. Dieſer Mañ hat ehedem, wie noch gar wohl bekañt, mit Schmiden vielen Umgang gepflogen; und ich habe ſein ſchriftliches Zeugniß in Händen. Doch Herr Maſcho hat durch ſo viel Schlüſſe a priori meinen Wahn, oder wofür er es ſonſt halten mag, ſo kräftig beſtritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüſſe in rebus facti haben müßte, weñ ich nicht wenigſtens ſollte zweifelhaft geworden ſein. Zwar hinken einige dieſer Schlüſſe ein wenig ſehr; z. E. der, welcher von der wolfiſchen Philoſophie hergenommen iſt, die ſich Schmid ſo ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenañten keine Spur zu finden ſein ſoll. Deñ mit Erlaubniß des Herrn Maſcho, das eben angeführte erſte Buch iſt ganz auf wolfiſche Definitionen gegründet; und weñ in allen übrigen die ſtrenge mathematiſche Methode weniger ſichtbar iſt, ſo hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Herrn Maſcho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einſehe, wie mein Vorgeben, die Handſchrift des Ungenañten habe wenigſtens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht ſtatt finden könne, weil Wetſteins und des Spruches I. Joh. V. 7. darin gedacht werde. Es iſt wahr, Wetſteins neues Teſtament kam erſt 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erſchienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis iſt ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, weñ ich auch in dieſen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Maſcho weiß ſo unzählige andere Particula-

ria von meinem Ungenanten, welche alle auf den wertheimiſchen Schmid nicht paſſen, daß ſchwerlich an dieſen weiter gedacht werden kan; wen uns Herr Maſcho nur noch vorher zu ſagen beliebt, woher er dieſe Particularia hat.

Von mir hat er ſie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er ſie von einem gewiſſen E. der in den altonaer Beiträgen (St. 30.) den Verfaſſer der Fragmente „einen leider! nur zu bekanten „Ungenanten nennet:“ wen dieſer E. nicht vielmehr, was er ſo dreiſt in die Welt ſchreibt, von dem Herrn Maſcho hat. Nach Belieben! Nur daß ſich keiner auf mich berufe. Den ich, für mein Theil, ſo bald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit Schmiden wohl möchte übereilet haben, machte mir das Geſez, einer ſolchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja ich faßte ſofort den Entſchluß, auch wen ich den wahren Namen ganz zuverläßig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekant zu machen. Und bei dieſem Entſchluſſe, ſo mir Gott hilft, bleibt es; geſezt auch, daß ich ihn wirklich ſeitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchſtaben, die ſo oder ſo geordnet ſind! Ich laſſe es gelten, wen wir zugleich mit dem Namen, und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugniſſe eines Lichtſcheus trauen können. Aber da, wo von Zeugniſſen, von Dingen, die lediglich auf Zeugniſſen beruhen, gar nicht die Rede iſt; wo die Vernunft auf ihrem eignen Wege nur Gründe prüfen ſoll: was ſoll da der Name deß, der das bloße Organ dieſer Gründe iſt? Er nuzt nicht allein nichts; ſondern ſchadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum gibt, welches alle vernünftige

Prüfungen ſo jämmerlich abkürzt. Deñ entweder der Ungenañte wird als ein Mañ erkañt, dem es auch ſonſt weder an Willen noch an Kraft, die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und ſogleich läßt ſich der Pöbel, dem das Denken ſo ſauer wird, von ihm blindlings hinreiſſen. Oder es findet ſich, daß der Ungenañte ſchon ſonſt wo übel beſtanden: und ſogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu ſchaffen haben; der feſten, ſchönen Meinung, daß dem, der an einem Sinne verwahrloſet iſt, nothwendig alle fünfe mangeln müßen. — So urtheilen ſelbſt Literatores, die es ſonſt für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pſeudonyme Schriftſteller Jagd zu machen: und ich ſollte unphiloſophiſcher urtheilen und handeln, als dieſe Männer, welche ſo zu reden ein Recht haben, unnüze und unphiloſophiſche Entdekungen zu machen? Prudentis est, ſagt Heumann an dem nämlichen Orte, woher das Lemma dieſes Stükes genommen iſt, ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus. Hier iſt das quasi wirklich. Der Leſer braucht nicht erſt wieder zu vergeſſen, was er nicht weiß.

Und nun ſtelle man ſich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich, im Gefühl dieſer meiner Geſinnungen, folgende Stelle des Herrn Hauptpaſtors las. 1) „Zulezt erinnere ich den Herrn „Leſſing noch, daß es nun für ihn Pflicht ſei, „den Verfaſſer der Fragmente zu nennen, da er mit der Entdekung ſeines Namens „gedrohet, und es verſucht hat, ſeinen Gegnern „dadurch Furcht einzujagen, da es ihm nicht un„bekañt ſein kañ, was für gelehrte, unbeſcholtene „Männer für Verfaſſer dieſer Mißgeburten ausge-

1) Freiwillige Beiträge, 5 B. 75.

„ geben worden. Die Schuld, daß ihre Aſche ſo
„ unverantwortlich beſudelt wird, fällt auf ihn zu-
„ rük, wofern er mit der Wahrheit länger zurük
„ hält; und er kañ ſolche zu offenbaren, um ſo
„ viel weniger Bedenken tragen, da er ſeinen Au-
„ tor und deſſen Arbeit ſchon vorläufig mit ſolchen
„ Lobſprüchen beehret hat.“

Wie? Ich ſoll gedroht haben, den Verfaſſer der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf ſoll ſich meine Pflicht gründen, mit ſeinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, ſo der Bewegungsgrund zu Erfüllung derſelben! Ich habe gewarnet, dem Ungenañten nicht gar zu bubenmäßig und ſchülerhaft zu begegnen, damit man ſich nicht allzu ſehr ſchämen müße, weñ man endlich einmal erführe, wer er geweſen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch m i ch erfahren ſoll? Daß i ch endlich den Namen ausſprechen will? — Weñ der Herr Hauptpaſtor hier nicht mit gutem Wiſſen und Vorſaz eine Lüge hingeſchrieben hat: ſo iſt es doch ein Beweis, wie er mich lieſet. Er lieſet nie das, was ich geſchrieben habe: ſondern immer nur das, was er gerne möchte, daß ich geſchrieben hätte.

Anti-Goeze.

Das iſt:

nothgedrungener Beiträge

zu den

freiwilligen Beiträgen

des

Herrn Hauptpaſtors Goeze

zehnter.

„Ärgerniß hin, Ärgerniß her! Noth bricht Eiſen, und „hat kein Ärgerniß. Ich ſoll der ſchwachen Gewiſſen ſchonen, „ſofern es ohne Gefahr meiner Seelen geſchehen mag. Wo „nicht, ſo ſoll ich meiner Seelen rathen, es ärgere ſich da„ran die ganze oder halbe Welt.

Luther."

Hiernächſt iſt es mir allerdings völlig unbekañt, was für gelehrte und unbeſcholtene Männer, ohne Zweifel auf Vorſpiegelung der Herren Maſcho und E. in Hamburg, für Verfaſſer der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freuet mich, daß man dort doch mehrere kennet, die ſo etwas köñten geſchrieben haben. Es macht keinem Schande, wer er auch ſei: und was der Herr Hauptpaſtor von unverantwortlicher Beſudelung ihrer Aſche ſagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung, mir in den Kopf. Aſche nim̃t es gar nicht übel, mit Koth vermengt zu werden; und der Geiſt, der dieſe Aſche belebte, ſteht vor den

Augen deß, dem es keine Mühe macht, das Eigne von dem Angelogenen zu unterſcheiden. Die tapende Neugier der Sterblichen iſt für beide ein Spiel, das des Zuſehens nicht werth iſt; und welcher Vernünftige dieſe Neugierde am erſten zu befriedigen ſucht, erzürnet die ſpielenden Kinder am meiſten.

Weñ der Herr Hauptpaſtor unter dieſe neugierigen ſpielenden Kinder nicht ſelbſt gerechnet werden will: ſo ſage er doch nur, in welcher ernſthaften Abſicht ſonſt er gern den Namen meines Ungenañten wiſſen möchte. Kañ er ſeine Aſche noch einmal zu Aſche brennen laſſen? Sollen ſeine Gebeine in der Erde, welche ſie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen ſie in Staub zermalmet, auf das Waſſer geworfen, in den Wind zerſtreuet werden? Die Erde, in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpaſtor, nim̄t ſie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutſchland herum ſchreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomme zu finden, den Sie es können empfinden laſſen, daß er in ſeiner Linie, oder in ſeinen Nebenlinien, aufſteigend oder abſteigend, einen ſolchen Böſewicht gehabt habe? — Wem iſt es zu verargen, weñ er ſo heillos von Ihnen urtheilet? Deñ ganz ohne Grund kañ der Menſch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben, in Anſehung des bekañt zu machenden Namens eines ſo hölliſchen Abenteurers, wofür Goeze und die wenigen ſeines Gelichters den Ungenañten halten, einen ganz andern Vorſchlag thun; indem mir der 45 Beitrag zum Reichspoſtreiter gebracht wird.

O bravo! Der nämliche E. welcher in dem 40 Beitrage uns verſicherte, daß der Ungenañte „lei-

„der! nur gar zu bekañt ſei,“ findet nun für gut, wie er ſich ausdrükt, „der ſehr weit ausgebreite„ten Lüge, als ob ein gewiſſer ehemaliger „berühmter Lehrer am hamburgiſchen „Gymnaſio Verfaſſer der Fragmente „ſei, öffentlich zu widerſprechen.“ Er fügt hinzu: „daß er dieſes um ſo viel zuverſichtlicher thun „könne, da der Herr Licentiat Wittenberg Brie„fe von dem Sohne dieſes berühmten Mannes in „Händen habe, worin derſelbe jenes Vorgeben für „eine Lüge und Verleumdung erkläret, und deren „Einſicht der Herr Beſizer einem jeden, dem dar„an gelegen iſt, gern erlauben werde.“

Kañ ſein: kañ nicht ſein! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspoſtreiter, oder an dieſen mehrbelobten E. im Reichspoſtreiter: wird an beiden Orten des Reichspoſteiters der nämliche Mañ verſtanden, oder nicht? — Weñ nicht der nämliche: iſt es nicht wahre Vexirerei des Publicums, ſich hier des nicht rechten ſo feierlich anzunehmen, und von dem rechten, von dem es dort leider! nur gar zu bekañt war, daß er und kein andrer der wahre Verfaſſer der Fragmente ſei, ſo gänzlich zu ſchweigen? — Weñ aber der nämliche: was ſollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu beſigeln, und ſich der nämlichen Lüge wegen, faſt zu gleicher Zeit, vor der ganzen Welt auf das Maul zu ſchlagen? der Reichspoſtreiter kañ ſich allenfalls mit ſeinem Relata refero ſchüzen: aber auch er? Der Reichspoſtreiter muß jeden Tag ſein Blatt voll haben: was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf druken zu laſſen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekañte Sache ſei: er war an Ort und Stelle,

dieſem Gerede ſogleich auf den Grund zu kommen; er durfte nur eben den Weg einſchlagen, auf welchem die Unzuverläßigkeit deſſelben ſich nun ſoll erwieſen haben. Warum iſt er der erſte und einzige, der die Lüge in die Welt ſchrieb? Warum iſt er der erſte und einzige, der dieſer Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, jezt widerſpricht? Sollte ihn blos der Kizel getrieben haben, jezt mit guter Manier einen noch bedeutendern Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er ſich beruft, zweifle ich im Geringſten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, dieſe Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin ſogar verſichert, daß er ſie mehrern zeigen wird, als ſie zu ſehen verlangen werden. Auf dieſe Weiſe wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunſchuldigſte Weiſe verbreitet; und das erſte Böſe, was ich von dem Herrn Licentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weiſe zu widerlegen bedacht ſein.

Doch was kañ auch wohl der Herr Licentiat dafür, weñ eine eben ſo dumme als boshafte Klatſche[1]) (Klätſcher wäre hier viel zu gut)

1) Ich kañ mir kaum die Mühe nehmen, die Dum̃heit und Bosheit dieſer Klatſche zugleich aus dem zu erweiſen, was ſie von mir ſagt. Auch möchte ich ſie nicht gern abſchreken, ſich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen; in der ſüßen Meinung, daß ſie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht ſchaden. — Gleich anfangs alſo geifert Mutter Elſe, oder wie ſie ſonſt heiſſen mag: „da die ſchlechte Beſchaffenheit „meiner Sache mir nicht erlaube, bei der Sache „ſelbſt zu bleiben, ſo ergreife ich Nebendinge, und „laſſe die Hauptſache unbeantwortet.“ Mütterchen, und weñ Ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem

die Unverſchämtheit hat, ſich auf ihn zu berufen, und ihn in läpiſche unnüze Händel zu verwikeln? Deñ das der Herr Licentiat ſelbſt, nicht vollkommen mit mir einſehen ſollte, wie läpiſch und unnüz dieſe ganze Namenjagd ſei, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn keñt. Und geſezt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdekte Name ſogar zur Prüfung der Sache ſchädlich werden könne: ſo wird er doch nicht in Abrede ſein, daß er wenigſtens der Ruhe und dem Leumunde aller derer

Athem herausſprudelt: ſo wißt Ihr doch von der Sache gerade ſo viel, wie nichts. Aber ſeid doch ſo gut und neñt mir ein einziges von jenen Nebendingen; und ſollt Ihr alle Eure Zähne, oder, weñ Ihr lieber wollt, einen Mañ wieder haben! Deñ begreift doch nur, Elſe, daß ich ja nicht der angreifende Theil, ſondern der angegriffene bin, und alſo überall mit hin muß, wohin mich Euer Seelenſorger, der Herr Hauptpaſtor Goeze, ſchlept. Freilich ſchlept er mich an manchen Ort, wo wir beide nichts zu ſuchen haben: aber iſt das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Iſraels dem Herrn opfern will, in das heilige Meſſer fallen? Ich ſchneide mich freilich oft genug in dieſem heiligen Meſſer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweitens, gutes Mütterchen, hat Euch dieſer liebe Herr Seelenſorger weiß gemacht, daß er ſich an den böſen Nikolai blos als an den Verleger der allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er Euch wohl weiß machen können; aber wem er es ſonſt weiß machen wird, der iſt der zweite. Denkt nur, weñ ich wegen der freiwilligen Beiträge mich an Euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, ſich einige von Euren alten Hemden befunden: was würdet Ihr ſagen? Und doch iſt wahrlich eines dem andern nicht ſehr aus dem Wege. Deñ eben ſo wenig Ihr wüßt, was man mit Euren alten Hemden macht: eben ſo wenig weiß der Verleger, als bloßer Verlezer,

nachtheilig zu ſein nicht fehlen werde, welche ſich in dem entdekten Verfaſſer einen Anverwandten oder Freund zu erkennen, nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes ſteht da gern ſtill, wo Wahrheitsliebe ſie nicht weiter treibt, und Liebe des Nächſten ſie ſtill zu ſtehen bittet.

Freilich deſto beſſer, weñ die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mañ aus dem Spiele ſezen, welchen mancher ſchwache Geſell ſich als ſeinen Gewährsmañ wohl

was der Gelehrte, den er bezahlt, auf ſein weiſſes Papier druken läßt; und er iſt das eben ſo wenig verbunden zu wiſſen, als Ihr jenes. Habt Ihr deñ auch nie gehört, Elſe, daß Euer Herr Seelenſorger noch bei viel mehrern Verlegern eben ſo übel zu Gaſte geweſen iſt, als bei Nikolai? Warum hat er ſich deñ nie auch an jene Verleger gehalten? Warum deñ nur an den Verleger Nikolai? Nein, Elſe, glaubet mir; er hat es nicht mit Nikolai dem Verleger zu thun, ſondern mit Nikolai dem Mitarbeiter an der allgemeinen Bibliothek, welcher ſich bis jezt, ſo viel ich weiß, noch allein genañt hat. Und ſo, ſo will ich mich auch an den Herrn Hauptpaſtor Goeze wegen der freiwilligen Beiträge halten: er mag ſchreien wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er neñt ſich in dieſer Bande; und das iſt mir genug. Das iſt mir ſo lange genug, bis er wenigſtens öffentlich ſein Mißfallen zu erkennen gibt, daß ſeine Herren Collegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Silbe zu Silbe die nämlichen Säze enthält, um deren willen er mich ſo gern zum Teufel beten möchte. — Und nun drittens, Elſe, was wißt deñ Ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Vettel orthographiſch ſchreiben ſehen. Das klatſcht Ihr wieder nur ſo nach; und merkt nicht, daß auch Ihr dadurch Anlaß gebet, daß ich mich auf Nebendinge einlaſſen muß. Sagt ſelbſt, was hat es mit der Auferſtehungsgeſchichte, oder mit ſonſt einem Punkte

wünſchen möchte. In der That wüßte ich auch ſelbſt keinen neuern Gelehrten in ganz Deutſchland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben, verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber eben daher möchte ich auch auf dieſen Mañ keinen Fingerzeig geben, und weñ er mir ſelbſt, in eigner verklärter Perſon, die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrüklichen Verlangen, ſie unter ſeinem Namen herauszugeben; und weñ er mir ſeitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erſchiene, und das nämliche Geſuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Verſprechungen, wiederholte. Ich würde zu ihm ſagen:

in den Fragmenten und meiner Widerlegung derſelben, zu ſchaffen, daß ich ſchreibe vorkömt und bekömt, da es doch eigentlich heiſſen müße: vorkomt und bekomt? Es kränkt Euch, daß ein ſo großer Sprachkundiger, wie ich — niemals ſein wollen — in ſolchen Kleinigkeiten fehlt? Er, gutes Mütterchen! weil Ihr ein gar ſo zartes Herz habet, muß ich Euch ja wohl zu rechte weiſen. Nehmt alſo Eure Brille zur Hand, und ſchlagt den Adelung nach. Was leſet Ihr hier? „Ich komme, du komſt, er komt; im gemei„nen Leben, und der vertraulichen Sprechart: du „kömſt, er kömt.“ Alſo ſagt man doch beides? Und warum ſoll ich deñ nicht auch beides ſchreiben können? Weñ man in der vertraulichen Sprechart ſpricht: du kömſt, er kömt; warum ſoll ich es deñ in der vertraulichen Schreibart nicht auch ſchreiben können? Weil Ihr und Eure Gevattern nur das andere ſprecht und ſchreibt? Ich erſuche Euch höflich, Elſe, allen Euren Gevattern bei der erſten Zuſammenkunft von mir zu ſagen, daß ich unter den Schriftſtellern Deutſchlands längſt mündig geworden zu ſein glaube, und ſie mich mit ſolchen Schulpoſſen ferner ungehudelt laſſen ſollen. Wie ich ſchreibe, will ich nun einmal ſchreiben! will ich nun einmal! Verlange ich deñ, daß ein andrer auch ſo ſchreiben ſoll?

Lieber Geiſt, herausgeben will ich deine Handſchrift recht gern; ob ich gleichwohl merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr iſt, und man mir vorwerfen wird, daß ich die ſchwachen Gewiſſen nur damit ärgern wollen. Deñ was dieſes Ärgerniß betrift, darüber denke ich wie Luther. Genug, ich kañ ohne Gefahr meiner Seelen deine Schrift nicht unter den Scheffel ſtellen. Sie hat Zweifel in mir erregt, die ich mir muß heben laſſen. Und wer kañ ſie mir anders heben, als das Publicum? Mich an den und jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deßhalb zu wenden, das koſtet Geld und Zeit; und ich habe deren keines viel zu verſplittern. Alſo, wie geſagt, herausgeben will ich deine Schrift gern: aber warum ſoll ich ſie nicht anders herausgeben, als mit deinem Namen? Biſt du in jenem Leben eitler geworden, als du in dieſem wareſt? Oder gehört dein Name auch mit zu den Beweiſen? Weñ du auf dieſem kindiſchen ärgerlichen Ehrgeize beſteheſt: ſo weiß ich wohl, woher du kömſt. Die Glorie, die du da um deinen Kopf haſt, iſt Betrug; deñ du biſt klein genug, noch eine andre neben ihr zu verlangen. —

Die Phantaſie erinnert mich wieder an den Vorſchlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenañter nicht aus Überzeugung geſchrieben; nicht aus innerm Drang, was er für wahr hielt, auch ſeinem Nächſten mitzutheilen: ſo kañ er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben, als unſelige Ruhmſucht, gloriae cupiditatem sacrilegam; und ich finde in der ganzen Geſchichte ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem Unſinnigen, der den Tempel der Diana zu Epheſus verbrennen wollte, ut opere pulcherrimo consumpto, nomen ejus per totum terra-

rum orbem disjiceretur. Als nun der Phantaſt dieſen ſeinen Schwindel auf der Folter bekañte: was thaten die Epheſer? Sie beſchloſſen, um ihn von der empfindlichſten Seite zu ſtrafen, daß niemand ſeinen Namen nennen ſolle; und wir würden es noch nicht wiſſen, wie der ſtolze Narr geheiſſen, hätte ſich Theopomp in ſeinen Geſchichtbüchern dieſer klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weiſen Epheſern; nenne, troz dem Theopomp, nach dem Beiſpiel des Valerius, den ungeheuren Gek auch noch nicht; und trage an: wie, weñ wir ein Gleiches unter uns ausmachten, und den Frevler nicht neñten, (geſezt, daß wir ſeinen Namen wüßten, oder erführen) der aus Ehrſucht den Felſen ſprengen wollen, auf welchen Chriſtus ſeine Kirche gegründet? — Ich ſtelle mir vor, ich ſam̃le die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis des Luthertums, einem Erneſti, einem Semler, einem Teller, einem Jeruſalem, einem Spalding ꝛc. und komme herab bis auf den kleinſten Dorfprieſter, der in den freiwilligen Nachrichten ſeiner Nothdurft pfleget: und alle, alle ſtimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpaſtor Goeze ſtim̃t für Nein. Nein! donnert er; und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenañte dort ewig zu Schanden geworden: er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu; Amen!

A n t i g o e z e.

Das iſt:

nothgedrungener Beiträge

zu den

freiwilligen Beiträgen

des

Herrn Hauptpaſtors Goeze

e i l f t e r.

Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem nocentium ratio duxerit, satisfaciam.

Quintilianus.

Ich komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich als den Advocaten des Ungenañten erzeigen ſoll. Es ſoll in meinem Betragen gegen diejenigen beſtehen, die ſich der chriſtlichen Religion wider ihn annehmen.

Dieſe Rüge enthält zweierlei, auf deren jedes ich verſchieden antworten muß. Entweder man findet es nur ſonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenañten bei ſeinen Gegnern vertrete; oder man findet es zugleich ſo viel ſonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thu, den man mir ſo hoch aufmuzt.

Auf Erſteres glaube ich ſchon zum Theil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erkläret, nicht als Advocat für ihn zu ſprechen, der ihn ſeine

Sache will gewinnen machen. Ich ſpreche blos als ehrlicher Mañ, der ihn nur ſo tumultuariſch nicht will verdamt wiſſen. Höchſtens ſpreche ich ſo, als ein zugegebner Advocat für einen Verbrecher ſpricht; und rede nur ſtatt ſeiner; und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrüken pflegt, in ſeine Seele. Hierzu aber bin ich um ſo mehr verpflichtet, da ich das Mehrere von ſeinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrath an der Unſchuld, er mag nun viel oder wenig Anſpruch auf Unſchuld machen können, weñ ich in dieſen mehrern Papieren das Geringſte, das ihm auf irgend eine Weiſe zu ſtatten käme, fände, und nicht anzeigte. Der Verrath wäre von mir um ſo viel größer, da ich ungebeten ſein Herausgeber geworden bin, und als literariſche Proben Stüke aus ihm mitgetheilet habe, die aus aller Verbindung geriſſen ſind, durch welche allein ſie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man dieſe Proben durchaus nicht wollen ſein laſſen, was ſie ſein ſollen? Warum hat man ſie einer größern Aufmerkſamkeit gewürdiget, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Menſch ſich einzulaſſen verbunden iſt? Warum hat man ſogar Verbindungspartikeln, durch welche ſich der Ungenañte auf etwas anderweits Erwieſenes beziehet, für bloßes Blendwerk ausgegeben, und dadurch ſowohl meine als ſeine Redlichkeit in den liebloſeſten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier laſſe man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht ſchämen darf zu wiederholen, da es einmal geſtanden iſt: Ich habe den Ungenañten auch darum in die Welt geſtoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren,

und ich bekenne nochmals, daß ich ſeinen Zuraunungen nicht immer ſo viel entgegenzuſezen wußte, als ich gewünſcht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zuſammen, oder weiter aus einander bringen: und dieſer Dritte kaũ niemand ſein, als das Publicum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nuzen, den ich mir aus dieſem Schritte verſprach, weñ ich nicht auf jedes Wort, auf jede Mine aufmerkſam bin, mit welcher man ihn im Publico empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn ſtuzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erſchrikt, oder über ihn poltert: wie verſtehen Sie das? wie beweiſen Sie das? Auch werde ich mich mit der erſten der beſten Antwort des erſten des beſten Gegners ſchwerlich begnügen können. Deñ weñ ſie auch wirklich die beſte wäre: ſo iſt das Beſte doch nicht immer gut; und ich kenne für tauſend Zweifel die beſte Antworten ſehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine ſo ſchwer zu befriedigende Nachforſchung als einen Beweis deſſen vorwerfe, was ich ſo eifrig abzulehnen ſuche! Ich erzeige mich auch dadurch ſo wenig als den Advocaten des Ungenañten, daß ich mich vielmehr, (weil es doch einmal Advocat heiſſen ſoll,) als den Advocaten der Religion damit erweiſe, die der Ungenañte angreift. Deñ was hat er zu thun, der rechtſchaffene Advocat, ehe er eine Sache übernimt? Nachdem er ſeinen Clienten lange genug angehöret, ſich ein Langes und Breites von ihm vorſagen laſſen, in die Länge und in die Quere ihn ausgefragt, [1]) in aliam rursus ei personam transeundum est, agendusque adversarius; proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest,

1) Quintilianus. L. 12.

quidquid recipit in ejusmodi disceptatione natura. Gerade ſo auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion ſodañ am ſchärfſten widerſprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am ſchlim̃ſten meinen. Deñ ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion interrogare quam *infestissime*, ac premere, weil auch hier dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus; weil auch hier optimus est in dicendo patronus incredulus.

Nun habe ich freilich dieſer Pflicht gegen mich ſelbſt zur Zeit noch wenig Genüge leiſten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es beſſer zu thun; und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Perſonen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache beſtehen können, welche allein Quintilian bei ſeinem *infestissime* kañ gedacht haben.

„Ei nun ja!“ höre ich den Herrn Hauptpaſtor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieſer Rüge. „Ei nun ja! Da verlaſſe ſich einer „darauf, und binde mit ihm an! Wir haben „die Erfahrung davon; ich und ſein Nachber. Wie „höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er „wider uns geſchrieben!“

Fühlen Sie das, Herr Hauptpaſtor? Deſto beſſer. So habe ich meinen Zwek mit Ihnen erreicht; aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Deñ einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenañten noch gar nicht. Sie haben bis dieſe Stunde ihn noch in nichts widerlegt; Sie haben blos auf ihn geſchimpft. Sie ſind bis dieſe Stunde nur noch als m e i n Gegner anzuſehen; nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenañten. Und nächſt dem haben Sie wider dieſen Gegner des Ungenañten ſich Dinge

erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenañten ſich hätten erlauben müßen. Sie haben mich feindſeliger Angriffe auf die chriſtliche Religion beſchuldiget; Sie haben mich förmlicher Gottesläſterungen beſchuldiget. Sagen Sie ſelbſt: wiſſen Sie infamirendere Beſchuldigungen, als dieſe? Wiſſen Sie Beſchuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach ſich ziehen? Mit dieſem Dolche kommen Sie auf mich eingerañt, und ich ſoll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen können? ſoll ganz ruhig und bedächtig ſtehen bleiben, damit ja nicht Ihr ſchwarzer Rok beſtaubt werde? ſoll jeden Athemzug ſo mäßigen, daß ja ihre Perruke den Puder nicht verliere? Sie ſchreien über den Hund: er iſt toll! wohl wiſſend, was die Jungen auf der Gaſſe daraus folgern: und der arme Hund ſoll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen ſtrafen? Ihnen nicht die Zähne weiſen? Das wäre doch ſonderbar. Hieronymus ſagt, daß die Beſchuldigung der Kezerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art ſei, in qua tolerantem esse, impietatis sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieſer Gottloſigkeit ſchuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen ſezen ſollen, die keine iſt? Anſtändigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unſeres weibiſchen Zeitalters! Firniß ſeid ihr; und nichts weiter. Aber eben ſo oft Firniß des Laſters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darſtellungen dieſen Firniß haben, oder nicht? Er kañ ihre Wirkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für mein Gemälde das wahre Licht erſt lange ſuchen ſoll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpaſtor, was habe ich gegen Sie geſchrieben, warum Sie nicht, nach wie vor,

Hauptpaſtor in Hamburg ſein und bleiben koñten? Ich hingegen koñte das nicht ſein, koñte das nicht bleiben, was ich bin; weñ Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Naſe abſchneiden, und ich ſoll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern? —

Dieſes iſt nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends ſo behandelt, als den Herrn Hauptpaſtor. Blos ſein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenañte die Wahrheit, die er gar wohl einſehe, nur nicht einſehen wolle; blos dieſer Vorwurf, welcher einen Menſchen ſo ganz in einen Teufel verwandelt; blos dieſer Vorwurf, von deſſen Gifte, wie ich bewieſen habe, ein großer Theil auf mich zurükſprizt: hat mich im Fortgange des Wortwechſels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu ſein mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich deñ gegen ihn geweſen? Das Bitterſte iſt doch wohl, daß ich von ihm geſagt habe, „er ſchreibe im Schlafe?“ Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpaſtor ſchließen, daß das Teſtament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe ſo ſehr empfohlen wird, von mir unmöglich ſein könne? Nun wohl: ſo hat Hieronymus, aus welchem ich das Teſtament Johannis genommen, eben ſo wenig von dieſer Liebe gehabt, als ich; und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch eben ſo viel habe, als Hieronymus; weñ ſchon nicht ganz ſo viel, als der Herr Hauptpaſtor Goeze, der ſeine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig ſchlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Deñ gerade ſagt Hieronymus einem ſeiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar geſagt habe. Dem Vigilantius nämlich ſchreibt er mit dürren Worten: Ego reor, et nomen tibi κατ' αντιφρασιν impositum. Nam tota mente dor-

mitas et profundissimo non tam somno stertis, quam lethargo. Auch wiederholt der heilige Mañ das böſe Wortſpiel überall, wo er von dem Vigilantius ſpricht; und weñ ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl eben ſo oft ausdrüklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in ſeinem Schlafe zu ſtören, mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im Geringſten nicht, daß der Nachbar ſelbſt dieſen kleinen Spaß ſo hoch aufgenommen haben ſollte, daß er ſich mit mir nicht weiter abzugeben beſchloſſen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren; und lieber will ich gleich hier, mit folgenden Worten des Auguſtinus, ihn um Verzeihung bitten: Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec, me vicissim laedendo, malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis. —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun; welchem Gegner meines Ungenañten ſonſt ich auf eine unanſtändige, abſchrekende Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter, das Viſier weder auf noch nieder geſchoben, in den Kampfplaz geſprengt kömt, und gleich von weitem, in dem wahren Ton eines homeriſchen Helden, mir zuruft:[1] „Ich ſollte? — „Woher wiſſen Sie? — Warum thaten Sie? — „Nicht wahr?“ — Und hierauf ein Geſchrei über Verleumdung, und ein Hochzeitbitterbeweis, daß ein Subrector in einer Reichsſtadt eben ſo viel ſei, als ein Bibliothekar, der Hofrath heiſſe! — Ei, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubniß, wer ſind Sie? Sie ſind doch wohl nicht gar Herr Magiſter Friedrich Daniel Behn, des lübekiſchen Gymnaſii Subrector?

1) Antileſſing.

Wahrlich? O wie bedaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Antigoeze, wider alle mein Wollen, ſo in den Harniſch geſchrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genañt; ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen; ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie ſagen ſelbſt, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht ſei. Und leicht möglich, daß ſie es wirklich nicht iſt; obgleich der Herr Hauptpaſtor Goeze ſie um ein Großes ſo vorſtellt, indem er uns ſagt, wie ſehr Sie in Ihrem zweiten Abſchnitte den Unfug beklagen, daß man die chriſtliche Religion in deutſcher Sprache beſtreite. Wie, weñ ich es alſo nur mit dieſem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in ſeinen Kram taugt? Wie, weñ ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir dieſe nämliche Meinung hundertmal mündlich geäuſſert haben? Woher erhellet deñ, daß ich der Welt zu verſtehen geben wollen, als ob auch Sie dieſer nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich Sie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie ſind ja nicht Subconrector, ſondern Subrector. Warum muß ich deñ dieſen lieber in jenem herabgewürdiget, als unter jenem dieſen gar nicht gemeint haben? Darf ich deñ einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr Behn Subrector iſt? Oder wollen Sie den Unterſchied zwiſchen objectiver und ſubjectiver Religion ſchlechterdings zuerſt erfunden, zuerſt gebraucht haben; ſo daß ich Sie nothwendig dadurch keñtlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie ſind ein wenig ſehr ſtolz; aber doch noch hiziger als ſtolz; und mich jammert Ihrer Klaſſe. So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.

Nähere Berichtigung

des

Märchens von 1000 Ducaten,

oder

Judas Iſchariot dem Zweiten.

Monat December 1779.

(Herr König, Leſſings Stiefſohn, hätte ſollen unter ſeinem Namen dieſen Aufſaz in das wiener Diarium einrüken laſſen; er wurde aber nicht aufgenommen und erſchien ſodañ beſonders gedrukt zu Regensburg; von wo aus eine Anzahl Exemplare deſſelben nach Wien befördert wurde.)

Nähere Berichtigung
des
Märchens von 1000 Ducaten,
oder
Judas Iſchariot dem Zweiten.

Derjenige, er ſei wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrath und Bibliothekar Leſſing zu Wolfenbüttel betreffend, in das wiener Diarium, N. 85, gekommen, hat ſich angelegen ſein laſſen, eine ſehr abgeſchmakte Lüge zu verbreiten.

Die Judenſchaft zu Amſterdam ſollte dem Herrn Leſſing deßwegen ein Geſchenk von tauſend Ducaten gemacht haben, weil er gewiſſe Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdiſche Religion gerade am meiſten gemißhandelt wird?

Und Herr Leſſing, weil er aus beſagtem Werke weniger von dem bekaũt machen wollen, was die jüdiſche Religion anbelangt, als von dem, was die chriſtliche Religion betrift, und von Chriſten erörtert und widerlegt zu werden verdienet, hätte kein Bedenken getragen, ein ſolches Geſchenk anzunehmen?

Die Erdichtung iſt ſo nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, ſo nahe mich auch der Maũ angeht, der darunter leiden ſoll: weñ nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des näm-

lichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu ſehr verräth, warum es gewiſſen Leuten eigentlich zu thun iſt. Wenigſtens hat der, von welchem ſich dieſe Berichtigung herſchreibt, nämlich der Zuſammentrager des Diarii ſelbſt, nur läuten hören, ohne im Geringſten zu wiſſen, wo die Gloken hängen.

Blos alſo denen zu gefallen, die noch weiter vom Thurme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kañ man mir glauben; wie ich deñ auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als in ſofern es in den Schriften des Herrn Leſſing zu Tage liegt, die hier nicht bekañt geworden.

Bereits 1774 fing Herr Leſſing an, in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte und Literatur aus den Schäzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, Fragmente eines gewiſſen Werks gegen die geoffenbarte Religion druken zu laſſen, das ſchon ſeit geraumer Zeit in Niederſachſen geſchrieben herumging, aus einer Provinz in die andere vertragen ward, „und „ſo im Verborgnen,“ wie ſich Herr Leſſing ſelbſt ausdrükt, „mehr Proſelyten machte, als es im „Angeſichte einer widerſprechenden Welt machen „köñte.“

Die Bekañtmachung dieſer Fragmente wurde dem Herrn Leſſing von den Gottesgelehrten der lutheriſchen Kirche auch ſo wenig verübelt, daß ihm vielmehr verſchiedene der angeſehenſten öffentlich Dank dafür abſtatteten.

Und warum auch nicht? Sie koñten von der Lauterkeit der Abſichten des Herrn Leſſing um ſo mehr verſichert ſein, da Herr Leſſing ſelbſt einem

jeden anſtößigen Fragmente ſogleich eine Widerlegung, unter der Aufſchrift: Gegenſäze des Herausgebers, mit beigefügt hatte, wie man ſie nur immer von einem Chriſten, der kein Theolog von Profeſſion iſt, verlangen kañ.

Daher machten auch mehrbeſagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringſte Aufſehen im Publico, und nur ſehr wenig Senſation auf Leute, denen es näher obligt, ſich um dergleichen Dinge zu bekümmern: als mit eins ein Mañ ſeine Stimme erhob, von dem man ſagt, daß er ſchon mehrmalen ſeine Stimme ſehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Herr Leſſing hatte das Unglük gehabt, den Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg, in einem kleinen Auftrage, die Bibliothek betreffend, nicht ſo prompt zu bedienen, als allerdings wohl ſchiklich geweſen wäre: und Herr Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieſes Unglük fühlen zu laſſen. Er ſtichelte bei aller Gelegenheit auf ihn, als auf den undienſtfertigſten Bibliothekar, der zwiſchen Himmel und Erden zu finden: und da auch ihm endlich die Fragmente bekañt wurden, welche Freude mußte es ihm ſein, den undienſtfertigen Bibliothekar der lutheriſchen Chriſtenheit zugleich als den ruchloſeſten, und dem herzoglichen Hauſe, dem er dient, zugleich als den gefährlichſten zu ſchildern.

Er hörte nicht auf, dieſem Durchlauchtigen Hauſe zu Gemüthe zu führen, in welchen ſchlimmen Händen ſein Intereſſe ſei, und wie leicht ein Menſch, der ſich kein Gewiſſen daraus gemacht habe, eine ſo ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die ſeine hohen Gerechtſame ſtreitig zu machen, und die Ehre ſeiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären.

Da indeß der Herr Hauptpaſtor ſo albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armſeligkeiten wirklich Eindruk auf einen Fürſten machen würden, der weder die nähere Prüfung ſeiner Gerechtſame, noch die genauere Beleuchtung der Ehre ſeiner Ahnherren zu befürchten hat: was that er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine, durch ihre Verheimlichung um ſo viel gefährlichere Schrift, wenigſtens, durch ſeine Bekaňtmachung und ſeine Gegenſäze, minder gefährlich machen wollen, und ihm von dieſer Seite alſo nicht beizukommen war: ſo erklärte der Hauptpaſtor zugleich, „daß es mit „dieſen Gegenſäzen doch nur nichts, und weniger „als nichts wäre; ja, daß dieſe Gegenſäze im „Grunde weit mehr Gift enthielten, als die Frag„mente ſelbſt.“

Und wie ſo? Dieſe Gegenſäze des Bibliothekars waren dem lutheriſchen Hauptpaſtor, mit einem Worte — — zu gut katholiſch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Herrn Hauptpaſtor in Hamburg nicht berufen; ob dieſer Vorfall ſchon hier [1]) und in Hamburg ſo allgemein bekaňt iſt, daß ich mich gar wohl darauf berufen köňte. Es iſt auch ohne denſelben notoriſch genug, aus welchem Geſichtspunkt dieſer überſpaňte Lutheraner, zum Ärgerniſſe ſeiner eigenen Glaubensgenoſſen, die katholiſche Kirche, ſowohl in ſeinen Predigten als in ſeinen Schriften, anzuſehen gewohnt iſt, und wie weit er geht, ihr alle Anſprüche auf den Namen und die Vorrechte einer chriſtlichen Kirche abzuſtreiten.

Nun hatte Herr Leſſing, um gewiſſe Einwürfe gegen die chriſtliche Religion ein für allemal ab-

1) (In Wien.)

zuſchneiden, behauptet, daß man einen Unterſchied zwiſchen Bibel und Religion machen müße; daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel, auch Einwürfe gegen die Religion wären; und daß die Religion ſich eben ſo wenig auf die ganze Bibel, als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die chriſtliche Religion ſich auch ohne Bibel denken laſſe; daß die chriſtliche Religion eine geraume Zeit beſtanden, ehe die geſamten Schriften des neuen Teſtaments geſchrieben worden; daß man alſo einen kurzen Inbegrif der chriſtlichen Religion annehmen müße, nach welchem ſie damals gelehret und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieſer kurze Inbegrif, welcher bei den erſten Kirchenvätern Regula Fidei heiſſe, ſich in dem apoſtoliſchen Glaubensbekeñtniſſe erhalten habe, welches die katholiſche Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verſtehe, und welches aus den Schriften des neuen Teſtaments nicht könne gezogen ſein, ob es ſich gleich in denſelben finden müße. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigſtens eben ſo leicht ſei, die unmittelbare göttliche Eingebung beſagter Regula Fidei zu beweiſen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der geſamten Schriften des neuen Teſtaments, und hatte zu verſtehen gegeben, wie wohl die lutheriſchen Theologen thun würden, dieſes anzuerkennen, um wenigſtens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der ſie beſtätigenden, aber nicht urſprünglich lehrenden Schriftſtellen zu ſichern u. ſ. w.

Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in ſolchen Dingen, um beurtheilen zu können, wie weit dieſe Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Altertümern, auf welche ſich

Herr Leſſing beruft, gegründet ſind. Aber ſo viel weiß ich doch, daß das Weſentliche derſelben in der katholiſchen Kirche nicht allein für unanſtößig erkañt, ſondern auch als das Rechtgläubigere gelehret wird.

Und gleichwohl war es das, eben das, worin der lutheriſche Hauptpaſtor das größere Gift, als in den Fragmenten ſelbſt enthalten ſei, mit ſolcher Dreiſtigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der chriſtlichen Religion nichts wiſſen, als zugeben wolle, daß ſie im Geringſten mit einem ſo ſtrohernen Schilde, wie es ihm ſelbſt ſich auszudrüken beliebte, vertheidiget werde.

Und gleichwohl iſt es das, eben das, weßwegen ſich Herr Leſſing nunmehr in der Hauptſtadt des katholiſchen, Deutſchlands als einen Feind der chriſtlichen Religion überhaupt muß verſchreien, und durch hämiſche Märchen als einen zweiten Judas Iſchariot muß verläſtern laſſen, der ſeinen Meiſter, freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Ducaten, nochmals an die Juden zu verrathen im Stande wäre.

Zu beweiſen, daß ich hiermit nichts als die ſtrenge Wahrheit ſage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wuth der Hauptpaſtor ſofort auf den Bibliothekar los ging, darf ich nur den Titel ſeiner erſten Schrift anführen: Goezens etwas Vorläufiges gegen des Hofrath Leſſings mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſere allerheiligſte Religion, und auf den einigen Lehrgrund derſelben, die heilige Schrift. — Wie geſagt: Herr Leſſing hatte aber ſchlechterdings keinen andern Angrif auf die heilige Schrift gethan, als daß er, mit ſo vielen andern Chriſten, ſie für den einigen Grund

unſrer allerheiligſten Religion (er dachte ſich dabei die chriſtliche Religion überhaupt, und nicht die lutheriſche insbeſondere,) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preis geben wollte. „Oder ſind die Katholiken „keine Chriſten? fragt Herr Leſſing. Wäre ich „kein Chriſt, weñ ich in dieſem Stüke mich auf „die Seite der Katholiken neigte. Unartig genug, „daß viele Proteſtanten den Beweis für die Wahr„heit der chriſtlichen Religion ſo führen, als ob „die Katholiken durchaus keinen Antheil daran „hätten.“

Ob Herr Leſſing in ſeinen Blättern, die er der goeziſchen Schrift unter dem Titel: Antigoeze, entgegenſtellte, ſich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömt mir nicht zu, zu entſcheiden. Ich ſage blos, daß ich ihn bei dieſer Gelegenheit öfter einen Ausſpruch des heiligen Hieronymus für ſich anführen hören, nach welchem „die kalte, ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe „der Irreligion, nicht für Tugend, ſondern für „Ruchloſigkeit“ erkläret wird.

Und nun nur noch ein Wort von den ſchweren Ahndungen, die ſich Herr Leſſing bereits durch die Fragmente und ſeine Widerlegung derſelben, ſoll zugezogen haben. Dieſe Lüge ward in eben der Münze geprägt, aus welcher die 1000 Ducaten kommen.

So viel iſt wahr, daß die Fragmente in Braunſchweig hohen Orts verboten, und dem Bibliothekar unterſagt worden, weiter etwas davon bekañt zu machen. Es dürfte dieſes aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpaſtor davon machte, geſchehen ſein, als wegen der Fragmente ſelbſt, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß ſie eine Menge Federn in Bewegung

geſezt haben, deren verſchiedene zu merklichem Vortheile der Religion von gelehrten und beſcheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen ſolchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigſtens iſt das Verbot der Fragmente wegen der Gegenſäze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man ſeine Streitigkeit mit dem Hauptpaſtor Goeze ungehindert fortſezen laſſen, und auch in's künftige zuverläßig ſo viel ungehinderter fortſezen laſſen wird, als Herr Goeze durch ſein Verſtummen bereits zu verſtehen gegeben, daß er ihr nicht gewachſen ſei, und ein weit andrer Mañ das Wort für ihn aufgenommen hat.

Neue Hypotheſe

über

die Evangeliſten

als

blos menſchliche Geſchichtſchreiber

betrachtet.

1 7 7 8.

(Zu der Hypotheſe über die Evangeliſten, hat ſich in Leſſings Nachlaß noch folgende beſondere Anzeige des feſtgeſezten Planes gefunden, die wir hier mittheilen wollen:

„Erſt wird die Hypotheſe in planen, trokenen Worten „vorgetragen: Sodañ werden die kritiſchen Beweiſe der„ſelben, und alles, was darauf geführt, dargelegt. Wor„auf der Vortheil, welchen dieſelbe in Begreiflichmachung „verſchiedener Schwierigkeiten und genauerer Erklärung ſtrei„tiger Schriftſtellen haben möchte, gezeigt, und mit Unterwer„fung einer nähern Prüfung geſchloſſen wird.“)

Vorrede.

Dies ſind die erſten Linien eines Werks, an welchem ich ſeit vielen Jahren arbeite. Meine Abſicht war freilich, es nicht eher, als ganz vollendet, der Welt vorzulegen. Doch es ſind Umſtände eingetreten, welche mich nöthigen, einen Vorſchmak davon zu geben.

Deñ ich bin bei den Haaren dazu gezogen worden, mich über gewiſſe Dinge zu erklären, die mit gegenwärtiger Hypotheſe ſehr genau zuſammenhangen. Weñ ich mich nun auch in dieſer, oder in jenen, oder in beiden irren ſollte: ſo wird man doch finden, daß ich nicht ohne Karte, und daß ich nach einer und der nämlichen Karte geirrt habe, die man für falſcher ausſchreiet, als ſie bei ſorgfältigen Nachmeſſungen ſich wohl finden möchte. — Den wahren Weg einſchlagen, iſt oft bloßes Glük; um den rechten Weg bekümmert zu ſein, gibt allein Verdienſt.

Da übrigens nur von einer Hypotheſe die Rede iſt, und ich die höhere Würde der Evangeliſten weder beſtreite noch läugne; dieſe höhere Würde vielmehr bei meiner Hypotheſe ſelbſt noch ſehr wohl beſtehen kañ: ſo werde ich hoffentlich nicht mehr Anſtoß und Ärgerniß geben, als ich zu geben Willens bin.

Daß ich aber nur diejenigen Gottesgelehrten, deren Geiſt eben ſo reich an kalter kritiſcher Gelehrſamkeit, als frei von Vorurtheilen iſt, für meine Schöpen und Richter erkennen, und auf das Urtheil aller übrigen dieſes Standes, ſo verehrenswürdig ſie mir aus andern Urſachen auch immer ſein mögen, nur wenig achten werde, verſteht ſich von ſelbſt.

1.

Die erſten Anhänger Chriſti waren lauter Juden, und hörten, nach dem Beiſpiele Chriſti, als Juden zu leben nicht auf. 1) Ihnen gaben die übrigen Juden den Namen Nazarener, worüber ich mich blos auf Apoſtelgeſchichte XXIV, 5. zu beziehen brauche.

2.

Freilich mochten ihnen die Juden wohl dieſen Namen aus Verachtung beigelegt haben. Es war aber doch auch ſehr in der Denkungsart der Jünger Chriſti, daß ſie einen Zunamen, den ſie mit ihrem Meiſter gemein hatten, nicht weit von ſich warfen, ſondern die ihnen dadurch zugedachte Schande durch freiwillige Annehmung in Ehre kehrten. 2)

3.

Daher koñte ſie auch nichts bewegen, ſich dieſes Namens bald wieder zu entſchlagen. Vielmehr ſtehet zu glauben, daß auch da noch, als der Name Chriſten in Antiochia aufgekommen und längſt allgemein geworden war, die paläſtiniſchen Judenchriſten 3) jenen ihren ältern Namen, Nazarener,

1) Deñ weñ auch einige Judengenoſſen darunter waren, ſo waren es doch ſicher nicht blos Judengenoſſen des Thores, ſondern Judengenoſſen der Gerechtigkeit, welche mit der Beſchneidung das ganze moſaiſche Geſez übernommen hatten. So wie Nikolaus, Apoſtelg. VI, 8.

2) Epiphanus ſagt dieſes ausdrükich: οἱ τȣ Χριςȣ μαθηται — ακȣοντες παρα αλλων Ναζωραιοι, ȣκ ηναινοντο τον σκοπον θεωρȣντες των τȣτῳ αυτȣς καλȣντων, ὁτι δια Χριςȣ αυτȣς εκαλον. Haeres. XXIX.

3) Wenigſtens zum Theil. Deñ woher wäre es ſonſt gekommen, daß ſich noch viele Jahrhunderte ſpäter in

vorzüglich werden geliebt, und um ſo williger werden beibehalten haben, je geſchikter er war, ſie von den unbeſchnittenen Chriſten zu unterſcheiden, gegen welche ſie noch immer eine kleine Abneigung unterhielten, wovon im neuen Teſtamente Spuren die Menge zu finden ſind.

4.

Wäre nun wohl ohne Gefahr anzunehmen, daß jene älteſten Nazarener ſehr früh, ſehr bald nach dem Tode Chriſti, eine geſchriebene Samlung von Nachrichten gehabt, welche Chriſti Leben und Lehren betroffen, und aus den mündlichen Erzählungen der Apoſtel und aller derjenigen Perſonen erwachſen waren, welche mit Chriſto in Verbindung gelebt hatten? — Warum nicht? [1])

5.

Und wie würde ſie ungefähr ausgeſehen haben, dieſe Samlung? — Wie eine Samlung von Nachrichten, deren Anfang ſo gering iſt, daß man der erſten Urheber ohne Undank vergeſſen zu können

ebenderſelben Gegend, unter ebendemſelben Namen, eine Art Chriſten erhalten hätte, welche die nämlichen Grundſäze bekañten und in gänzlicher Abſonderung von der allgemeinen Kirche lebten, die vornehmlich aus Heiden geſammelt war?

1) Was ich hier blos poſtulire, wird ſich in der Folge zeigen, daß es wirklich ſo geweſen. Man müßte gar nicht wiſſen, wie neugierig die Menge nach allem iſt, was einen großen Mañ betrift, für den ſie einmal ſich einnehmen laſſen, weñ man mir dieſen Heiſcheſaz ſtreitig machen wollte. Und will Menge immer eine größere Menge werden: ſo iſt es natürlich, daß man ſich alles von Hand zu Hand reicht, was man von dem großen Manne nur in Erfahrung bringen können, welches endlich ſchriftlich geſchehen muß, weñ die mündliche Mittheilung nicht mehr reichen will.

glaubt; welche hierauf gelegentlich von mehr als *einem* vermehrt, und von mehr als einem mit aller der Freiheit abgeſchrieben worden, deren man ſich mit dergleichen niemanden zugehörigen Werken zu bedienen pflegt — wie eine dergleichen Sam̃lung, ſage ich, nur immer ausſehen kan̄. Im Grunde ſtets die nämliche; aber bei jeder Abſchrift bald in etwas verlängert, bald in etwas verkürzt; bald in etwas verändert, ſo wie der Abſchreiber, oder der Beſizer der Abſchrift, mehrere oder beſſere Nachrichten aus dem Munde glaubwürdiger Leute, die mit Chriſto gelebt hatten, eingezogen zu haben glauben durfte. [1])

6.

Und wen̄ man endlich doch einmal aufhören müßen, dieſe Sam̃lung zu vermehren oder zu verändern; weil doch endlich die zeitverwandten Leute ausſterben mußten, aus deren glaubwürdigen Erzählungen es jeder thun zu können glaubte: wie würde ſie wohl ſein betitelt worden, dieſe Sam̃lung? — Entweder, bilde ich mir ein, nach den erſten Währmännern der darin enthaltenen Nachrichten; oder nach denen, zu deren Gebrauch die

1) Wen̄ wir jezt, neuerer Zeit, wenige oder gar keine Beiſpiele von ſolchen, wie Schneebälle, bald wachſenden, bald wieder abſchmelzenden hiſtoriſchen Nachrichten haben: ſo kom̃t es daher, daß gar bald eine oder die andere der erſten Abſchriften durch den Druk ihre umſchriebene Conſiſtenz erhält. Wer indeſſen alte geſchriebene Chroniken von großen Städten oder vornehmen Familien zu durchblättern öftere Gelegenheit gehabt: wird wohl wiſſen, wie weit jeder Beſizer eines jeden beſondern Exemplars derſelben ſein Recht des Eigentums, ſo oft es ihm beliebt, auch über den Text und deſſelben Länge und Kürze auszudehnen ſich für erlaubt gehalten.

Samlung vornehmlich wäre gemacht worden; oder nach dem oder jenem, welcher der Samlung zuerſt eine beſſere Form gegeben, oder ſie in eine verſtändlichere Sprache gebracht hätte.

7.

Weñ ſie nach den erſten Währmännern wäre benennet worden: wie würde ſie wohl geheiſſen haben? — Die erſten Währmänner waren alle Leute, die mit Chriſto gelebt, ihn mehr oder weniger gekañt hatten. Sogar gehörten darunter eine Menge Weiber, deren kleine Anekdoten von Chriſto deſto weniger zu verachten waren, je vertraulicher einige derſelben mit ihm gelebt hatten. Aber vornehmlich waren es doch ſeine Apoſtel, als aus deren Munde ſich unſtreitig die mehreſten und zuverläßigſten Nachrichten herſchrieben. Sie hätte alſo geheiſſen, dieſe Samlung — das Wort Evangelium in dem Verſtande einer hiſtoriſchen Nachricht von Chriſti Leben und Lehren genommen: — das Evangelium der Apoſtel.

8.

Und weñ ſie nach denen wäre benañt worden, zu deren Gebrauche ſie beſonders gemacht geweſen: wie hätte ſie da geheiſſen? — Wie anders, als das Evangelium der Nazarener? Oder bei denen, welche das Wort Nazarener nicht hätten brauchen wollen, das Evangelium der Hebräer. Deñ als paläſtiniſchen Juden gehörte auch den Nazarenern dieſer Name mit allem Rechte.

9.

Endlich weñ ſie nach dem oder jenem wäre benañt worden, welcher ihr zuerſt eine beſſere Form gegeben, oder ſie in eine verſtändlichere Sprache

überſezt hätte: wie hätte ſie da geheiſſen? — Wie anders, als das Evangelium des und des, der ſich dieſes Verdienſt um ſie gemacht hätte? —

10.

Bis hierher werde ich meinen Leſern ſcheinen, mich in leere Vermuthungen verlieren zu wollen, wo ſie ganz etwas anderes von mir erwarten. — Aber nur Geduld: was ſie bis jezt leere Vermuthungen dünkt, iſt nichts anders, und nichts mehr, als was ich von glaubwürdigen hiſtoriſchen Zeugniſſen abſtrahiret habe, welche jeder andere, der weniger behutſam zu gehen gedächte, als unmittelbare Beweiſe ſeines Vorgebens vielleicht gebraucht hätte.

11.

Es findet ſich nämlich, daß die Nazarener des vierten Jahrhunderts gerade eine ſolche Samlung von Nachrichten, Chriſtum und Chriſti Lehre betreffend, nicht allein wollen gehabt haben, ſondern auch wirklich gehabt haben. Sie hatten ein eigentümliches, chaldäiſchſyriſches Evangelium, welches bei den Kirchenvätern bald unter dem Namen des Evangelii der Apoſtel, bald unter dem Namen des Evangelii der Hebräer, bald unter dem Namen des Evangelii Matthäi, vorkomt. Jenes, zufolge des erſten Grundes einer näheren Benennung (7); dieſes, zufolge des zweiten (8); und das, vermuthlich zufolge des dritten (9).

12.

Ich ſage vermuthlich; und in meiner ganzen Hypotheſe iſt dieſes die einzige Vermuthung, die ich mir erlaube, und worauf ich baue. Auch beruhet ſie auf ſo vielen Gründen, daß in der Welt keine hiſtoriſche Vermuthung ſich finden muß, die

es mehr verdienet, für hiſtoriſche Wahrheit angenommen zu werden.

13.

Und dennoch will ich aus dieſer Übereinſtimmung des wirklichen Evangelii der ſpätern Nazarener aus dem vierten Jahrhunderte, mit einem blos angenommenen Evangelio, wie es die allererſten Nazarener müßten gehabt haben, weñ ſie eins gehabt hätten, noch nicht ſo geradezu ſchließen, daß jenes nothwendig dieſes müße geweſen ſein. Deñ man kañ ſagen, daß die ſpätern Nazarener Kezer, und die allererſten Nazarener blos ſchwachgläubige Judenchriſten geweſen; daß alſo jene wohl etwas zuſammengeſchrieben haben köñten, wovon dieſe nie etwas gewußt.

14.

Laßt uns alſo ſo bedächtig gehen, als möglich. — Hat jemals ein Kirchenvater, der des Evangelii der ſpätern Nazarener gedacht, einen ſolchen Verdacht geäuſſert, oder nur mit einem Worte darauf gezielt? — Niemals; kein einziger.

15.

Haben nicht vielmehr die gelehrteſten und ſcharfſichtigſten Kirchenväter immer mit einer Art von Achtung davon geſprochen; nicht zwar als von einem durch den heiligen Geiſt eingegebenen Evangelio, aber doch als von einem unſtreitig alten, zu oder kurz nach den Zeiten der Apoſtel geſchriebenen Werke? Allerdings.

16.

Hat nicht mehrmalen einer derſelben, welcher ohne Zweifel der einzige von allen Kirchenvätern war, der ein chaldäiſchſyriſches Werk brauchen koñte, ſo gar verſchiedene Stellen daraus zur Er-

läuterung des griechiſchen Textes oder der vorhandenen Evangeliſten anwenden zu dürfen geglaubt? — Allerdings: Hieronymus nämlich.

17.

Hat nicht eben dieſer Hieronymus es ſo gar zu überſezen, und in zwei verſchiedene Sprachen zu überſezen, für werth gehalten? — Das ſagt er ſelbſt.

18.

Was hat man alſo deñ noch für Urſache zu läugnen, daß das Evangelium der ſpätern Nazarener ſich von den älteſten, erſten Nazarenern hergeſchrieben? Iſt es vielmehr nicht ganz glaublich, daß das ſyriſchchaldäiſche Evangelium, welches zu des Hieronymus Zeiten in den Händen der damaligen Nazarener oder Ebioniten war, auch in den Händen der Nazarener zu den Zeiten der Apoſtel werde geweſen ſein? daß es das geſchriebene Evangelium werde geweſen ſein, deſſen ſich ſelbſt die Apoſtel zuerſt bedienten?

19.

Die ſpätern Nazarener hießen freilich Kezer; aber ſie waren doch im Grunde keine anderen Kezer, als die alten Nazarener, die noch nicht Kezer hießen, wie aus dem Stillſchweigen des Irenäus zu ſchließen iſt. Deñ die einen ſowohl als die andern glaubten, das moſaiſche Ceremonialgeſez neben dem Chriſtentume beibehalten zu müßen.

20.

Daß die ſpätern Nazarener überhaupt die ältern Nazarener ganz und gar nichts angegangen, iſt eine Grille des jungen Mosheims, als er noch kek einen Kirchenvater ergrif, um den andern damit

vor den Kopf zu ſchlagen; die der alte bedächtlichere Mosheim ſelbſt widerrufen hat.

21.

Die kleinen Abweichungen aber, die man noch jezt an den vorhandenen Fragmenten des nazareniſchen Evangelii, deren einige die nämliche Sache betreffen, wahrnimt, und woraus man lieber eine gänzliche Verſchiedenheit des ebionitiſchen und nazareniſchen Evangelii erpreſſen möchte, ſind eher aus der Entſtehungsart deſſelben, wie ich ſie (6) wahrſcheinlich angenommen, zu erklären. Deñ da es keinem alten Nazarener einkommen koñte, ein aus verſchiedenen Nachrichten nach und nach erwachſenes Werk als ein göttliches Buch zu betrachten, dem man weder etwas abnehmen noch zuſezen dürfe: ſo war es kein Wunder, daß die Abſchriften nicht alle übereinſtimten.

22.

War nun aber das Evangelium der Nazarener keine ſpätere untergeſchobene Mißgeburt: ſo war es auch älter, als alle unſere vier Evangelia, deren das erſte wenigſtens 30 Jahr nach Chriſti Tode geſchrieben worden.

23.

Wäre es auch wohl zu begreifen, daß man in dieſen 30 Jahren ganz und gar keine geſchriebene Nachricht von Chriſto und ſeinen Lehren gehabt hätte? daß der erſte, welcher dergleichen aufzuſezen ſich entſchloß, nach ſo geraumer Zeit ſich hingeſezt, aus ſeinem oder anderer bloßem Gedächtniſſe zu ſchreiben? daß er nichts vor ſich gehabt, wodurch er ſich rechtfertigen können, weñ er wegen dieſes oder jenes Umſtandes in Anſpruch genommen wurde? Das iſt nicht einmal glaublich, weñ er auch inſpi-

rirt war. Deñ der Inſpiration war er ſich nur ſelbſt bewußt; und vermuthlich zukte man auch damals ſchon die Achſeln über Leute, die etwas hiſtoriſches aus Inſpiration zu wiſſen vorgaben.

24.

Es gab alſo eine ältere geſchriebene Nachricht von Chriſto, als des Matthäus; und ſie blieb nur, während der dreiſſig Jahre, in derjenigen Sprache, in welcher allein ſie ihre Urheber hatten aufſezen können. Oder die Sache unbeſtim̃ter und doch genauer auszudrüken: ſie verblieb in der hebräiſchen Sprache, oder in dem ſyriſchchaldäiſchen Dialekte derſelben ſo lange, als das Chriſtentum größtentheils nur noch in Paläſtina, nur noch unter den Juden in Paläſtina, eingeſchränkt war.

25.

Erſt als das Chriſtentum auch unter den Heiden verbreitet ward, und ſo viele, die gar kein Hebräiſch, gar keine neuere Mundart deſſelben verſtanden, begierig wurden, nähere Nachricht von der Perſon Chriſti einzuziehen, (welches doch auch nicht ganz in den erſten Jahren der Heidenbekehrung mag geweſen ſein, indem die ganz erſten bekehrten Heiden ſich mit den mündlichen Nachrichten begnügten, die ihnen ein jeder ihrer Apoſtel gab:) fand man es nöthig und nüzlich, zu Befriedigung einer ſo frommen Neugierde ſich an jene nazareniſche Quelle zu wenden, und Auszüge oder Überſezungen davon in einer Sprache zu machen, die ſo ziemlich die Sprache der ganzen cultivirten Welt war.

26.

Den erſten dieſer Auszüge, die erſte dieſer Überſezungen, meine ich nun, machte Matthäus. —

Und das, wie geſagt, (12) iſt die Vermuthung, die man kühnlich unter den hiſtoriſchen Wahrheiten anführen darf, die wir von dieſen Dingen überhaupt haben. Deñ alles, was wir ſowohl von der Perſon des Matthäus, als von ſeinem Evangelio wiſſen oder mit Grunde annehmen können, ſtim̃t mit dieſer Vermuthung nicht allein vollkommen überein; ſondern auch ſehr vieles wird durch dieſe Vermuthung allein erklärt, was noch immer ein Näthſel iſt, ſo viel Gelehrte ſich auch die Köpfe darüber zerbrochen haben.

27.

Deñ einmal wird Matthäus ohne Widerſpruch für den erſten und älteſten unſerer Evangeliſten gehalten. Dieſes aber, wie ſchon angemerkt, kañ unmöglich heiſſen, daß er ſchlechterdings der erſte von allen geweſen, welche von Chriſto etwas ſchriftliches verzeichnet, das in den Händen der Neubekehrten geweſen wäre. Es kañ nur heiſſen, daß er der erſte geweſen, der es in der griechiſchen Sprache gethan.

28.

Zweitens iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Matthäus der einzige unter den Apoſteln geweſen, der Griechiſch verſtanden, ohne erſt die Keñtniß dieſer Sprache unmittelbar durch den heiligen Geiſt erhalten zu dürfen.

29.

Drittens ſpricht ſelbſt die Gelegenheit, bei welcher Matthäus ſein Evangelium ſoll aufgeſezt haben, dafür. Deñ weñ Euſebius ſchreibt: „Matthäus, der verſchiedene Jahre den Hebräern in „Paläſtina das Evangelium geprediget, als er end-

„lich auch zu andern in dieſer Abſicht gehen wol„len, habe jenen ſein Evangelium ſchriftlich in „ihrer väterlichen Sprache hinterlaſſen, um ſo „auch noch in ſeiner Abweſenheit ihr Lehrer zu „bleiben;“ 1) ſo dürfte hiervon wohl nur die

1) Hier wird der Ort ſein, eine Stelle des Hieronymus zu verbeſſern. Hieronymus ſagt in dem Eingange ſeiner Commentarien über den Matthäus: Primus omnium (sc. Evangelistarum) Matthaeus est, qui Evangelium in Judaea Hebraeo sermone edidit, ob eorum vel maxime causam, qui in Jesum crediderunt ex Judaeis et nequaquam legis umbram, succedente Evangelii veritate, servabant. „Die den Schatten „des Geſezes keineswegeſ, nequaquam, beobachte„ten?“ Aber die erſten Juden in Judäa, welche Chriſten wurden, blieben ja allerdings hartnäkig bei dem Geſeze. Ich glaube alſo, daß hier für nequaquam zu leſen ſei nequicquam, incassum, umſonſt, vergeblich.

Und daß wirklich Matthäus für die Nazarener, das iſt, für Judenchriſten, die Moſen und Chriſtum verbinden wollten, geſchrieben, iſt aus V, 17 — 20 zu ſehen, wo er Jeſum etwas ſagen läßt, das ihn kein anderer Evangeliſt ſagen läßt, und freilich wohl die Nazarener ſo hartnäkig machen mußte. Beſonders V. 17, wo es nur lächerlich iſt, anſtatt des moſaiſchen Geſezes überhaupt, das Sittengeſez allein zu verſtehen. Die Auslegung des babyloniſchen Talmuds iſt unſtreitig die wahre. S. das engliſche Bibelwerk.

Wir haben jezt freilich Urſache, ja wir können Recht dazu haben, dieſe Stelle jezt anders auszulegen; war es aber den erſten Judenchriſten zu verdenken, ſie ſo zu verſtehen?

Ebenſo *) haben Markus und Lukas den Befehl ausgelaſſen, den Matthäus X, 5 — 6. den Heiland ſeinen Jüngern geben läßt, die er ausſandte, zu heilen und Wunder zu thun.

*) (Es iſt nicht einzuſehen, warum dieſe Stelle mit Ebenſo anfangt, wenn Leſſing nicht etwas noch wollte vorausgehen laſſen.)

Hälfte in ſtrengem Verſtande wahr ſein. Nur die Veranlaſſung, bei welcher Matthäus ſein Evangelium ſchrieb, dürfte wahr ſein; aber dieſe Veranlaſſung war nicht ſo, daß er ein hebräiſches Evangelium ſchriftlich verfaſſen mußte, ſondern vielmehr ſo, daß er ein griechiſches aufzuſezen für thunlich hielt. Nämlich: als er nun lange genug den Hebräern gepredigt hatte, ließ er nicht den Hebräern ſein Evangelium hebräiſch zurük, (bei den Hebräern in Paläſtina blieb ja noch ſo mancher Apoſtel, deſſen mündliche Belehruug ſie alle Augenblike haben koñten;) ſondern er machte ſich für ſeinen künftigen Gebrauch, da er nun auch andern das Evangelium predigen wollte, die nicht Hebräiſch verſtanden, aus dem hebräiſchen Evangelio der Apoſtel einen Auszug in derjenigen Sprache, die mehreren verſtändlich war.

30.

Viertens wird damit der ganze Streit über die Grundſprache des Matthäus auf eine Art geſchlichtet, daß beide Theile damit zufrieden ſein können; diejenigen ſowohl, welche, zufolge des einmüthigen Zeugniſſes der Kirchenväter, behaupten, die Grundſprache des Evangelii Matthäi ſei hebräiſch geweſen; als auch die neueren proteſtantiſchen Dogmatiker, die ihre Bedenklichkeiten dagegen haben und haben müßen.

31.

Nämlich: das Original des Matthäus war allerdings hebräiſch; aber Matthäus ſelbſt war nicht der eigentliche Urheber dieſes Originals. Von ihm, als von einem Apoſtel, koñten ſich zwar in dem hebräiſchen Originale mancherlei Nachrichten herſchreiben; er ſelbſt aber hatte dieſe Nachrichten nicht

ſchriftlich verfaßt. Andere hatten ſie aus ſeinem Munde hebräiſch niedergeſchrieben und mit Nachrichten der übrigen Apoſtel verbunden; und aus dieſer menſchlichen Samlung machte er zu ſeiner Zeit blos einen zuſammenhangenden Auszug in griechiſcher Sprache. Nur weil ſein Auszug, ſeine Überſezung, ſo bald auf das Original folgte; weil er ſelbſt ebenſowohl hebräiſch hätte ſchreiben können; weil es ſeinen perſönlichen Umſtänden nach wahrſcheinlicher war, daß er wirklich hebräiſch geſchrieben: war es kein Wunder, daß man gewiſſermaßen das Original mit der Überſezung verwechſelte.

32.

Und wie viel diejenigen neueren Gottesgelehrten dabei gewinnen, welche aus inneren Keñzeichen des Matthäus und aus nicht unerheblichen dogmatiſchen Gründen ſchließen zu müßen glauben, daß Matthäus nicht wohl in einer andern Sprache geſchrieben haben könne, als in der, in welcher wir ihn noch haben, erkeñt ein jeder. Matthäus ſchrieb, was er ſchrieb, griechiſch, aber er zog es aus einer hebräiſchen Quelle.

33.

Hat er nun dieſen ſeinen Auszug in einer bekañteren Sprache mit allem dem Fleiſſe, mit aller der Vorſicht gemacht, deren ein ſolches Unternehmen würdig war: ſo hat ihm ja wohl, auch nur menſchlicher Weiſe zu reden, ein guter Geiſt beigeſtanden; und niemand kañ etwas dagegen haben, daß man dieſen guten Geiſt den heiligen Geiſt neñt. Und ſo muß deñ auch wohl Matthäus wirklich zu Werke gegangen ſein; ein ſolcher guter Geiſt muß ihn deñ auch wohl geleitet und unterſtüzt haben; indem ſein Auszug oder ſeine Überſezung nicht al-

lein gar bald unter den Chriſten insgemein ein kanoniſches Anſehen erhielt, ſondern ſogar bei den Nazarenern ſelbſt der Name des griechiſchen Überſezers nunmehr der hebräiſchen Urſchrift anheim fiel, und dieſe ſelbſt für ein Werk des Matthäus ausgegeben wurde. Das Evangelium secundum Apostolos hieß mit der Zeit bei den mehreſten das Evangelium juxta Matthaeum, wie Hieronymus ausdrüklich ſagt.

34.

Daß ich hiermit kein falſches Ende aufgefaßt habe, zeigt der lange nicht abreiſſende Faden, den ich dadurch von einem ſehr verwirrten Knaule abzuwikeln im Stande bin. Das iſt: ich kañ aus dieſer meiner Vorſtellung zwanzig Dinge erklären, die unauflösliche Räthſel bleiben, man mag den einen oder den andern der gewöhnlichen Säze von der Originalſprache des Matthäus behaupten. Ich führe die vornehmſten derſelben an, weil dergleichen neue Aufſchlüſſe, welche eine neu angenommene Meinung gewährt, in kritiſchen Dingen, wie man weiß, ſo viele Beweiſe derſelben ſind.

35.

Weñ Epiphanius z. E. ſagt, daß die Nazarener das Evangelium des Matthäus το πληρεϛατον Εβραιϛι, am allervollſtändigſten in hebräiſcher Sprache, beſaßen: was kañ man dazu ſagen, das ohne allen Anſtoß wäre? — War es Matthäus ſelbſt, der dieſen vollſtändigen hebräiſchen Text ſchrieb: ſo iſt unſer griechiſcher Matthäus nicht ganz. — Schrieb Matthäus urſprünglich griechiſch: ſo haben ihn die Nazarener in ihrer Überſezung mit menſchlichen Zuſäzen vermehrt, welches ſie nicht gethan haben würden, weñ er in eben dem

kanoniſchen Anſehen geſtanden hätte, in dem er jezt ſteht. Und wie koñten Origenes und Hieronymus dieſer Zuſäze ſo glimpflich gedenken? — Nur wie ich die Sache nehme, haben die Worte des Epiphanius ihre gute Richtigkeit. Das hebräiſche Original des Matthäus enthielt mehr, als Matthäus in ſeinem griechiſchen Auszuge daraus zu nehmen für gut fand. Das Mehrere, was in dem hebräiſchen Matthäus war, hatten die ſpätern Nazarener nicht hinzugefügt, ſondern Matthäus hatte es übergangen.

36.

Ingleichen, wer kañ auf Folgendes antworten? — Hat Matthäus urſprünglich griechiſch geſchrieben: wie komt es, daß die Kirchenväter einmüthig vorgeben, ſein Evangelium ſei hebräiſch abgefaßt? — Und hat er ſein Evangelium urſprünglich hebräiſch abgefaßt: wie hat man dieſen ſeinen hebräiſchen Originaltext können untergehen laſſen? — Wer kañ hierauf, frage ich, ſo befriedigend antworten, als ich? — Die Kirchenväter fanden ein hebräiſches Evangelium, das alles und noch mehr enthielt, als Matthäus; ſie hielten es alſo für des Matthäus eigenes Werk. — Aber dieſer hebräiſche vermeinte Matthäus war zwar für den hiſtoriſchen Theil die Quelle des Matthäus; doch nur der griechiſche Auszug war das eigentliche Werk eines Apoſtels, der unter einer höheren Aufſicht ſchrieb. Was war alſo daran gelegen, daß die Materialien verloren gingen, nachdem ſie auf die glaubwürdigſte und beſte Art genuzt waren?

37.

Nichts aber beſtätigt meine Meinung, daß Matthäus nicht hebräiſch geſchrieben, ſondern nur ein

hebräiſches Original ſo treu und vorſichtig überſezt und gebraucht habe, daß man dem Originale ſelbſt ſeinen Namen gegeben — nichts, ſage ich, beſtätigt dieſe Meinung mehr, als daß man dadurch nunmehr eine Stelle des Papias verſteht, die ſo manchem Ausleger ſo manche undankbare Mühe gemacht hat. Papias nämlich ſagt bei dem Euſebius: Ματθαιος μεν Ἑβραιδι διαλεκτῳ τα λογια συνεγραψατο· ηρμηνευσε δ᾽αυτα, ὡς ηδυνατο ἑκαςος. „Matthäus ſchrieb ſein Evangelium hebräiſch; es überſezte es aber jeder, ſo gut er kon̄te.“

38.

Die lezten Worte dieſer Stelle ſind allerdings ſo anſtößig, daß man dem guten Papias allen Glauben in Anſehung der erſtern abſprechen zu dürfen geglaubt. Man hat ſich gar nicht einbilden können, daß Papias damit wirklich ſagen wollen, was ſie ſo offenbar ſagen. Beſonders iſt ſehr luſtig zu leſen, was ihm Clericus für einen Ausputzer deßwegen gibt, und wie ſchulmeiſtermäßig er dem Griechen ſeine griechiſchen Worte corrigirt; ohne zu überlegen, daß er nicht ſowohl den Papias, als den Euſebius, wenigſtens den Euſebius ebenſowohl als den Papias, weil jeder Schriftſteller auch für die aus einem andern angeführten Worte mit haften muß, in ſofern ſie Unſin̄ zu enthalten ſcheinen, den er mit keiner Silbe rügt, ſchulmeiſtert.

39.

Wie geſagt, allerdings hätte man Urſache, dem Papias zu Leibe zu gehen und ihn zu fragen: ob er auch wiſſe, was ſein ὡς ηδυνατο ἑκαςος ſage? Ob den̄ unſer griechiſcher Matthäus nicht eine ſo gute Überſezung ſei, als nur irgend eine ſein könne? Ob den̄ wirklich mehrere griechiſche Überſezun-

gen ſeines hebräiſchen Matthäus vorhanden geweſen; und wie es deñ komme, daß man von dieſen mehreren Überſezungen nirgends die geringſte Spur finde? — Was Papias hierauf antworten köñte, läßt ſich nicht abſehen.

40.

Aber nun nehme man mit mir an, daß Papias nicht einen urſprünglichen hebräiſchen Matthäus, ſondern das hebräiſche Original des Matthäus meine, welches, weil es Matthäus zuerſt ſo allgemein bekañt und brauchbar gemacht hatte, unter ſeinem Namen nunmehr umging: was ſagt Papias alsdañ ungereimtes, weñ er ſagt, daß ſich dem ungeachtet noch mehrere an das hebräiſche Original gemacht, und es auf's neue in griechiſcher Sprache bearbeitet hätten?

41.

Haben wir nicht ſchon geſehen, daß Matthäus ein bloßer Überſezer von allem und jedem, was er in dem Evangelio der Nazarener fand, nicht war? Er ließ vieles zurük, was ihm ſo glaubwürdig nicht bekañt war. Da waren Nachrichten, die ſich von allen eilf Apoſteln herſchrieben, deren manche zwar wohl wahr, aber für die chriſtliche Nachwelt nicht nuzbar genug waren. Da waren Nachrichten, die ſich allein von Chriſti weiblicher Bekañtſchaft herſchrieben, und von welchen es zum Theil zweifelhaft war, ob ſie den Wundermañ, den ſie ſo liebten, auch immer gehörig verſtanden hatten. Da waren Nachrichten, die ſich nur von ſeiner Mutter, nur von Leuten herſchreiben koñten, die ihn in ſeiner Kindheit in dem Hauſe ſeiner Eltern gekañt hatten: und was koñten die, weñ ſie auch noch ſo zuverläßig waren, der Welt helfen,

die an dem genug zu lernen hat, was er ſeit Antretung ſeines Lehramts that und ſagte?

42.

Was war alſo natürlicher — da der Überſezung des Matthäus kein untrügliches Keñzeichen der Göttlichkeit aufgedrükt werden koñte; da ſie ihr kanoniſches Anſehn erſt durch Prüfung und Vergleichung ſich erwerben und ſo von der Kirche beſtätigt erhalten mußte — Was war natürlicher, als daß ſich andere und mehrere, welche die Arbeit des Matthäus entweder nicht kañten, oder nicht ganz genehmigten, weil ſie dieſes und jenes noch gern darin gehabt hätten, weil ſie dieſes und jenes lieber anders, als ſo erzählt wünſchten — als daß ſich, ſag' ich, mehrere an die nämliche Arbeit machten, und ſie ſo vollführten, wie es die Kräfte einem jeden verſtatteten? Ὡς ηδυνατο ἑκαϛος.

43.

Und ſo ſtehen wir hier an der Quelle, woraus ſowohl die beſſeren noch vorhandenen, als die minder guten, und daher aus dem Gebrauch und endlich aus der Welt gekommenen Evangelia geſloſſen. 1)

1) Man macht ſich eine ganz unrichtige Vorſtellung, weñ man glaubt, die Kezer hätten falſche Evangelia geſchmiedet. Umgekehrt, weil es ſo vielerlei Evangelia gab, die alle aus der einen nazareniſchen Quelle entſtanden waren, gab es ſo viele Kezer, deren jeder gerade eben ſo viel für ſich hatte, als der andere.

Es iſt, zum Exempel, nichts weniger als glaublich, daß Cerinthus ein eignes Evangelium gemacht. Er machte weiter nichts, als eine eigne Überſezung des hebräiſchen Originals des Matthäus.

Dieſes ſagt Hieronymus ausdrüklich. (Prooem. in Comment. super Matth.) Plures fuisse, qui Evangelia scripserunt, et Lucas Evangelista testatur dicens:

44.

Daß es viele Evangelia von dieſer zweiten Art gegeben, weñ wir es aus der Kirchengeſchichte auch nicht wüßten, müßten wir auch ganz allein dem Lukas glauben, der wahrlich nicht die ganz erdichteten, untergeſchobenen Evangelia und apoſtoliſchen Schriften der Kezer meinen koñte, 1) ſondern nothwendig ſolche Evangelia, deren Urſtof zwar unverwerflich, deren Ordnung, Einkleidung, Abſicht nur nicht ſo ganz lauter und rein war, meinen mußte, weñ er ſagt, daß er durch ſie berechtigt und aufgemuntert worden, ebenfalls eine Geſchichte des Herrn zu ſchreiben.

quandoquidem — et perseverantia usque in praesens tempus monimenta declarant, quae a diversis auctoribus edita, diversarum haereseon fuere principia. Alſo die verſchiedenen Evangelia waren nicht ein Werk der Kezer, ſondern daß ſo vielerlei Evangelia waren, machte, daß ſo viele Kezereien entſtanden.

So ſagt auch Epiphanius, Haeres. LXII. von den Sabellianern, daß ſie ihren ganzen Irrtum aus den falſchen Evangelien geſchöpft: την δε πασαν αυτων πλανην εχουσιν εξ Αποκρυφων τινων, μαλιστα απο του καλουμενου Αιγυπτιου Ευαγγελιου.

1) „Epiphanius und Ambroſius glauben, Lukas ſähe „hier auf die Evangelia der Kezer Baſilidis, Cerinthi „und anderer, wie ſchon von Daniel Heinſio, (Exer„cit. sacr. L. 3. c. 1.) bemerkt worden.“ Maſch, §. 30.

Ausus fuit et Basilides scribere Evangelium et suo illud nomine titulare, ſchreibt Origines Homilia I. in Lucam. Eben das ſagt auch Ambroſius Comment. in S. Lucam; und Hieronymus, Prooemio in Comment. super Matthaeum. Aber Baſilides lebte im zweiten Jahrhundert; wie koñte Lukas ſein Evangelium in Gedanken haben? Weñ Baſilides anders eines geſchrieben, und Ambroſius und Hieronymus hier nicht bloße Abſchreiber des Origines ſind, der es wahrſcheinlich ohne Grund vorgegeben! (ſ. Moshemii Com-

45.

Ich wäre ſogar geneigt zu glauben, daß in der gedachten Stelle des Lukas jener hebräiſchen Quelle ausdrüklich erwähnt und mit ihrem Titel erwähnt werde, welcher gar wohl (auf Hebräiſch, verſteht ſich,) Διηγησις περι των πεπληροφορημενων εν ἡμιν πραγματων kōnte geweſen ſein; [1]) es ſei

ment. — de Rebus Christianorum ante Constantinum Magnum, p. 357.) Aber von dieſen allen ſagt kein einziger, daß Lukas darauf geſehen; ſie erwähnen dieſes Evangelii nur bei der Stelle des Lukas; und das iſt ein gewaltiger Bok von Herrn Maſch.

Von dem Cerinthus wäre es noch eher möglich, daß Lukas auf ihn geſehen. Und Epiphanius adversus Haer. L. 1. p. 428. ſcheint es zu verſichern. Da aber Epiphanius an einem andern Orte ſagt, daß er nur das Evangelium des Matthäus angenommen, ſo wird nun auch blos das Evangelium des Cerinthus nichts als eine eigene überſezung des hebräiſchen Originals geweſen ſein.

überhaupt finde ich wohl, daß man den Kezern Schuld gegeben, daß ſie die evangeliſche Geſchichte verfälſcht — obgleich auch nicht ſo häufig, als man ſich einbildet. Deñ Origines ſagt, contra Celsum 2. 5., daß dieſes nur von den Schülern des Marcion, des Valentinianus, und, wo ich nicht irre, ſezt er hinzu, des Lucianus geſchehen ſei. Aber daß die Kezer ganz eigene Evangelia ſich aus ihren Köpfen geſchmiedet, das findet ſich nirgends. Ihre Evangelia waren ebenfalls alte, unter dem Namen der Apoſtel oder apoſtoliſchen Männer herumgehende Nachrichten; es waren nur die nicht, welche man bei der Kirche allgemein angenommen hatte. Mit dieſen hatten ſie zwar die Quellen gemein; nur der Mañ, der aus dieſer Quelle geſchöpft, wär minder zuverläßig.

1) Das iſt: Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge. Ein Titel, der mir ganz hebräiſch klingt; ob ich gleich weder angeben

nun, daß die folgenden Worte: καθως παρεδοσαν ἡμιν οἱ απ' αρχης αυτοπται και ὑπηρεται τε λογε, mit darin begriffen geweſen, oder vom Lukas nur hinzugeſezt worden, um ſo viel deutlicher jene authentiſche Samlung zu bezeichnen. [1])

46.

Und wen ich ſonach den erſten Verſikel des Lukas: Επειδηπερ πολλοι επεχειρησαν ανατaξασθαι διηγησιν περι των πεπληροφορημενων εν ἡμιν πραγματων, überſezte: Quoniam quidem multi conati sunt, *iterum iterumque* in ordinem redigere narrationem *illam* de rebus, quae in nobis completae sunt: was könte man eigentlich darwider haben? [2])

kan, noch mit anderer Hülfe angeben mag, wie er etwa auf Syriſch oder Chaldäiſch könne geheiſſen haben. Vermuthlich wäre damit auf die mancherlei Prophezeiungen geſehen worden, die durch die Begebniſſe, Lehren und Thaten Chriſti in Erfüllung gegangen; auf das öfters vorkommende: τετο δε γεγονεν, ἱνα πληρωθῃ το ῥηθεν ὑπο τε Κυριε δια τε Προφητε. Matth. I, 22. II, 17. IV, 14. VIII, 17. XII, 17. XIII, 14.

1) In beiden Fällen wird dadurch beſtätigt, was ich (2 — 4.) von den Perſonen insgemein geſagt, die an dem Evangelio der Nazarener, ſo zu reden, geſchrieben. Ὑπηρεται τε λογε; die Apoſtel, als die vornehmſten, nach welchen die ganze Samlung genennet war; und αυτοπται alle diejenigen, mänlichen und weiblichen Geſchlechts, die Chriſtum von Perſon gekant.

2) Wenigſtens ανατaξασθαι διηγησιν blos durch literis mandare, blos durch beſchreiben, aufzeichnen, zu überſezen, ſcheint mir den Sin der Worte nicht zu erſchöpfen; den ανα ſcheint allerdings auch hier eine oftmalige Wiederholung anzuzeigen, zu welcher das επεχειρησαν, ſie haben vor die Hand genommen, beſonders paßt. Folglich lieber ſo: Weil

47.

Ja, ob ich gleich dieſe Überſezung und Erklärung nur für eine kritiſche Vermuthung ausgeben will, die bei weitem ſo kühn und gewagt nicht iſt, als kritiſche Vermuthungen in unſern Tagen zu ſein pflegen: ſo will mich doch bedünken, als ob nur durch ſie alle Schwierigkeiten gehoben würden, die ſich gegen die Worte des Lukas machen laſſen. 1)

deñ viele verſucht haben, jene Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge einmal über das andere in Ordnung zu bringen; ſo u. ſ. w. Das in Ordnung bringen jener alten Sam̃lung, die ſo gelegentlich aus ſo verſchiedenen Nachrichten erwachſen, war ohne Zweifel das Schwerere; und das überſezen derſelben, weñ man einmal wegen der Ordnung mit ſich eins geworden, war unſtreitig das Leichtere. Daß alſo Lukas die ganze Arbeit nur durch das Schwerere bezeichnet, darf wohl nicht befremden.

Folglich würde alles das noch wahrſcheinlicher ſein, weñ vor διηγησιν noch την ſtände.

1) Deñ weñ er nach der gewöhnlichen Überſezung ſagt: Sintemal ſich's viele unterwunden haben, zu ſtellen die Rede von den Geſchichten, ſo unter uns ergangen ſind; wie uns das gegeben haben, die es von Anfang ſelbſt geſehen und Diener des Worts geweſen ſind; hat man nicht Recht, dem Lukas ſofort einzufallen: Alſo haben doch jene viele nichts geſchrieben, als wie und was die Augenzeugen und die erſten Diener des Worts gemeldet? Und haben ſie das, lieber Lukas, was braucht es noch deiner Arbeit, die alles angewandten Fleiſſes ungeachtet, doch nicht beſſer gerathen kañ? Habe immer von Anbegiñ alles ſelbſt erkundet: haſt du es deñ beſſer erkunden können: als wie uns das gegeben haben, die es von Anfang ſelbſt geſehen und Diener des Worts geweſen ſind? Nur weñ dieſe leztern

48.

Doch, dem ſei wie ihm wolle: genug, daß ſo viel gewiß iſt, daß Lukas ſelbſt die hebräiſche Urkunde, das Evangelium der Nazarener, vor ſich gehabt, und wo nicht alles, doch das Meiſte in ſein Evangelium, nur in einer etwas andern Ordnung, nur in einer etwas beſſern Sprache übergetragen hat.

49.

Noch offenbarer iſt es, daß Markus, den man gemeiniglich nur für den Epitomator des Matthäus hält, blos daher dieſes zu ſein ſcheint, weil er aus ebenderſelben hebräiſchen Urkunde ſchöpfte, aber vermuthlich ein minder vollſtändiges Exemplar vor ſich hatte. 1)

Worte entweder ein Theil des Titels der erſten hebräiſchen Urkunde waren, oder vom Lukas zu ihrer nähern und gewiſſern Bezeichnung hinzugeſezt wurden, ſo daß ſie auf die hebräiſche Urkunde ſelbſt, und nicht auf die von vielen unternommene Anordnung und Überſezung zu ziehen ſind: hatte Lukas Recht, eine ähnliche Arbeit zu unternehmen, nachdem er alles von Anbegiñ erkundet hatte, das iſt: nachdem er alles, was in der hebräiſchen Urkunde ſtand, gegen die mündlichen Erklärungen der Apoſtel, die er zu ſprechen Gelegenheit hatte, geprüft und durch ſie beſtätigt hatte.

1) Daß er wirklich aus der hebräiſchen Urkunde unmittelbar geſchöpft, zeigt V, 41. wo er die eigentlichen chaldäiſchen Worte beibringt, deren ſich Chriſtus bei Erwekung der Tochter des Jairus bediente, welche weder Matthäus noch Lukas haben. Auch VII, 11: Korban.

Markus ſoll der Dolmetſcher und vertraute Jünger des Petrus geweſen ſein. Daher kam es ohne Zweifel, daß er das wegließ, was Matthäus XIV,

50.

Kurz: Matthäus, Markus, Lukas ſind nichts als verſchiedene und nicht verſchiedene Überſezungen der ſogenañten hebräiſchen Urkunde des Matthäus, die jeder machte, ſo gut er koñte; ὡς ηδυνατο ἑκαςος.

51.

Und Johannes? — Ganz gewiß hat Johannes jene hebräiſche Urkunde gekañt, geleſen und bei ſeinem Evangelio genüzt; aber dem ungeachtet iſt ſein Evangelium zu jenen nicht zu zählen, zu jener nazareniſchen Klaſſe nicht zu rechnen; ſondern es macht allein eine Klaſſe für ſich aus.

52.

Die Meinung, daß Johannes ein bloßes Ergänzungſtük zu den drei übrigen Evangelien ſchreiben wollen, iſt allerdings ungegründet. 1) Man darf ihn auch nur leſen, um ein ganz Anderes zu empfinden. 2)

53.

Daß Johannes aber ſonach die übrigen drei Evangeliſten auch gar nicht gekañt, iſt eben ſo unerweislich als unglaublich.

28 — 31 von Petro erzählt. Hingegen iſt um ſo viel unbegreiflicher, warum er auch das Nämliche weggelaſſen, was Matthäus von Petro erzählt, XVI 17. ob er (Markus) ſchon VIII, 33. beibehalten.

1) 2) (Dieſe Zeichen, welche in der Handſchrift vorkommen, beweiſen, daß zu dieſem Paragraphen Anmerkungen beſtiṁt waren, welche ſich aber nirgends vorfanden.

54.

Vielmehr, eben weil er die übrigen drei und mehrere aus der nazareniſchen Urkunde entſtandene Evangelia geleſen hatte, weil er ſah, was dieſe Evangelia für eine Wirkung machten, fand er ſich gemüßigt, ſein Evangelium zu ſchreiben.

55.

Deñ wir dürfen uns nur erinnern, von wem ſich das Evangelium der Nazarener eigentlich herſchrieb. Von lauter Leuten, die perſönlichen Umgang mit Chriſto gehabt hatten; die alſo von Chriſto, als Menſch, am überzeugteſten ſein mußten, und auſſer Chriſti eigenen Worten, die ſie ſich getreuer in das Gedächtniß, als deutlich in den Verſtand geprägt hatten, nichts von ihm erzählen koñten, was nicht auch von einem bloßen, aber mit Kraft aus der Höhe ausgerüſteten, wunderthätigen Menſchen hätte wahr ſein können.

56.

Was Wunder alſo, daß nicht allein die paläſtiniſchen Judenchriſten, denen der Name Nazarener vornehmlich zukam, ſondern alle und jede Juden und Heiden, welche ihre Keñtniß von Chriſto mittelbar oder unmittelbar aus der nazareniſchen Urkunde geſchöpft hatten, Chriſto von Seiten ſeiner Gottheit nicht genug Verehrung widerfahren ließen?

57.

Jene, ſelbſt in ihrem erſten Urſprunge betrachtet, hätten unmöglich auch noch das moſaiſche Geſez beibehalten wollen, weñ ſie Chriſtum für mehr als einen auſſerordentlichen Propheten gehal-

ten hätten. Ja, weñ ſie ihn auch für den wahren verſprochenen Meſſias hielten, und ihn, als den Meſſias, den Sohn Gottes nañten: ſo iſt doch unſtreitig, daß ſie keinen ſolchen Sohn Gottes meinten, welcher mit Gott von gleichem Weſen ſei.

58.

Wem dieſes von den erſten Judenchriſten einzuräumen zu bedenklich iſt, der muß wenigſtens zugeſtehen, daß die Ebioniten, das iſt, diejenigen Judenchriſten, welche ſich noch vor der Zerſtörung Jeruſalems jenſeits des Jordans in Pella niederließen, und noch im vierten Jahrhundert kein anderes Evangelium erkañten, als das hebräiſche Original des Matthäus; daß, ſag' ich, die Ebioniten, nach dem Zeugniſſe des Origines, ſehr armſelig von Chriſto dachten, weñ es auch nicht wahr wäre, daß ſie von dieſer ihrer armſeligen Denkungsart gar ihren Namen bekommen hätten.

59.

Eben ſo hielt Cerinthus, welcher zwar ein Jude, aber ſchwerlich ein paläſtiniſcher Jude war, weil er unter die Gnoſtiker gerechnet wird, Chriſtum für nichts, als den ehelichen, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur von Joſeph und Maria erzeugten Sohn, weil er, oder daher er, entweder die hebräiſche Urſchrift des Matthäus, oder den griechiſchen Matthäus, für das einzige Evangelium annahm. [1])

1) Nach dem, was ich in der Anmerkung zu 44. angeführt, ſcheint es mir ſogar glaublich, daß er ſich eine eigne Überſezung des hebräiſchen Originals gemacht, und alſo ſelbſt zu denen des Papias gehört, die den Matthäus ſo gut überſezt, als ſie gekoñt.

60.

Das Nämliche gilt vom Karpokrates, der gleichfalls, entweder weil er nur den Matthäus annahm, keine höhere Idee von Chriſto haben koñte, oder weil er von Chriſto keine höhere Idee haben zu dürfen glaubte, nur den Matthäus annehmen koñte.

61.

Mit einem Worte: Rechtgläubige und Sectirer hatten alle von der göttlichen Perſon Chriſti entweder gar keinen oder einen ganz unrechten Begrif, ſo lange kein anderes Evangelium vorhanden war, als die hebräiſche Urkunde des Matthäus, oder die aus ihr gefloſſenen griechiſchen Evangelia.

62.

Sollte alſo das Chriſtentum unter den Juden nicht als eine bloße jüdiſche Secte wieder einſchlafen und verſchwinden; ſollte es unter den Heiden, als eine beſondere, unabhängige Religion bekleiben: ſo mußte Johannes in's Mittel treten und ſein Evangelium ſchreiben.

63.

Nur ſein Evangelium gab der chriſtlichen Religion ihre wahre Conſiſtenz; nur ſeinem Evangelio haben wir es zu danken, weñ die chriſtliche Religion in dieſer Conſiſtenz, aller Anfälle ungeachtet, noch fortdauert, und vermuthlich ſo lange fortdauern wird, als es Menſchen gibt, die eines Mittlers zwiſchen ſich und der Gottheit zu bedürfen glauben: das iſt, ewig.

64.

Daß wir ſonach nur zwei Evangelia haben, den Matthäus und Johannes, das Evangelium des **Fleiſches**, und das Evangelium des **Geiſtes**, haben ſchon die alten Kirchenväter erkañt, und iſt eigentlich noch von keinem neueren Orthodoxen geläugnet worden.

65.

Und nun hätte ich nur noch zu erklären, wie es gekommen, daß das Evangelium des **Fleiſches** von drei Evangeliſten gepredigt worden, weñ ich es nicht ſchon bereits erklärt habe. Deñ genauer zu ſprechen, hätte ich nur noch zu erklären, warum unter vielen andern aus der nazareniſchen Urkunde gefloſſenen griechiſchen Evangelien die Kirche, auſſer dem Matthäus, nur eben noch den Markus und Lukas beibehalten; da die Urſache, welche Auguſtinus hiervon angibt, wohl ſchwerlich befriedigen dürfte.

66.

Ich will meine Meinung kurz ſagen. Markus und Lukas wurden, nächſt dem Matthäus, von der Kirche beibehalten, weil ſie in vielen Stüken gleichſam die Kluft füllten, die zwiſchen dem Matthäus und Johannes liegt; und der eine ein Schüler des Petrus, und der andere ein Schüler des Paulus geweſen war.

67.

Das, ſag' ich, iſt meine Meinung, die eine hinlängliche Urſache angibt, warum man die vier Evangeliſten zuſammen in faſt allen alten Abſchrif-

ten ſo und nicht anders geordnet hat. Deñ daß ſie in eben der Ordnung der Zeit nach auf einander geſchrieben haben ſollten, iſt unerwieſen.

68.

Nur den Beweis dieſer Meinung kañ ich hier nicht führen, weil er durch Induction geſchehen muß und ich die Beiſpiele nicht genug beiſammen haben kañ, um eine dergleichen Induction zu einer Art von Demonſtration zu machen.

ten so und nicht anders geordnet hat. Weil daß sie in eben der Ordnung der Zeit nach auf einander geschrieben worden, [illegible].

65.

Nur den Beweis dieser Meinung kan ich hier nicht führen, weil er durch Induction geschehen muß und ich die Beispiele nicht genug beisammen haben kan, um eine dergleichen Induction zu einer Art von Demonstration zu machen.

[illegible] gekommen, daß [illegible] das Evangelium [illegible] von den [illegible] gepredigt worden, [illegible] es nicht schon bereits erklärt habe. [illegible] zu sprechen, hätte ich nun noch zu erklären, warum unter vielen andern aus der [illegible] Urkunde geflossenen griechischen Evangelien die Kirche, außer dem Matthäus, nur eben [illegible] Markus und Lukas beibehalten; da die [illegible] welche Augustinus hiervon angibt, wohl schwerlich befriedigen dürfte.

66.

Ich will meine Meinung kurz sagen. Markus und Lukas wurden, nächst dem Matthäus, von der Kirche beibehalten, weil sie in vielen Stücken gleichsam die Lücke füllen, die zwischen dem Matthäus und Johannes liegt; und der eine ein Schüler des Petrus, und der andere ein Schüler des Paulus gewesen war.

67.

Das, sag' ich, ist meine Meinung, die eine hinlängliche Ursache angibt, warum man die vier Evangelisten zusammen in fast allen alten Abschrif-

Theſes

aus der

Kirchengeſchichte.

1778.

T h e ſ e s

aus der

K i r c h e n g e ſ c h i c h t e.

1.

Da das erſte Evangelium wenigſtens ſechzehn Jahr nach Chriſti Tode verfaßt worden: ſo wäre es unvernünftig ſich einzubilden, daß man dieſe Zeit über nichts von Chriſti Thaten und Reden mit Zuverläßigkeit habe wiſſen können.

2.

Vielmehr muß alles, was die Evangeliſten nach und nach von ihm verzeichneten, an Ort und Stelle bereits bekañt geweſen ſein, da von dieſer Notorität einzig und allein die Glaubwürdigkeit der Evangeliſten abhangen koñte.

3.

Was die Evangeliſten von Chriſto wußten, das wußten ſie, weil ſie es wußten und zum Theil mit angeſehen hatten, nicht, weil es ihnen der heilige Geiſt eingegeben hatte. Auch ſoll uns der Glaube an dieſe Eingebung ſelbſt, die ich nicht bezweifle, anjezt nur ſtatt der Überzeugung dienen, daß alles, was ſie von Chriſto wußten und niederſchrieben, nichts als allgemein bekañte Dinge geweſen.

4.

Und nicht allein die Geſchichte Chriſti war bekañt, ehe ſie von den Evangeliſten bekañt gemacht wurde: die ganze Religion Chriſti war bereits im Gange, ehe einer von ihnen ſchrieb.

5.

Das Vaterunſer wurde gebetet, ehe es bei dem Matthäus zu leſen war. Deñ Jeſus ſelbſt hatte es ſeine Jünger beten gelehrt.

6.

Die Tauſformel war im Gebrauch, ehe ſie der nämliche Matthäus aufzeichnete. Deñ Chriſtus hatte ſie ſeinen Apoſteln ſelbſt vorgeſchrieben.

7.

Weñ alſo in dieſen Stüken die erſten Chriſten auf die Schriften der Apoſtel und Evangeliſten nicht warten durften; warum in andern?

8.

Weñ ſie nach Chriſti mündlich überlieferter Vorſchrift beteten und tauften: hätten ſie anſtehen können, auch in allem übrigen, was zum Chriſtentume nothwendig gehöret, ſich lediglich an eine ſolche Vorſchrift zu halten?

9.

Oder weñ Chriſtus jene Dinge ſeiner mündlichen Verfügung würdigte: warum nicht alles übrige, was die Apoſtel von ihm lehren, und die Welt von ihm glauben ſollte?

10.

Darum nicht, weil keiner ſolchen Vorſchrift oder Verfügung in dem neuen Teſtamente gedacht wird?

11.

Als ob die Verfaſſer derſelben jemals vorgegeben hätten, alles, alles verzeichnet zu haben, was Jeſus gethan oder geredet! Als ob ſie nicht vielmehr gerade das Gegentheil geſtanden; ausdrüklich, wie es ſcheint, um den mündlichen Überlieferungen noch neben ſich Raum zu gönnen!

12.

Iſt es nicht genug, daß die erſten Chriſten einen dergleichen von Chriſto ſelbſt verfaßten Inbegrif aller Glaubenslehren, den ſie Regula Fidei nañten, geglaubt haben?

13.

Iſt es nicht genug, daß die erſten Väter der chriſtlichen Kirche Spuren eines ſolchen Inbegrifs, ſelbſt in den Schriften des neuen Teſtaments, erkañt haben?

14.

Iſt es nicht genug, daß ſich auch noch von uns bei den Evangeliſten der Zeitpunkt und die Umſtände erkennen laſſen, wañ und unter welchen ein dergleichen Inbegrif von Chriſto verfaßt worden?

15.

Und weñ ſich endlich gar die Urſache angeben läßt, warum keine ausdrüklichere Erwähnung deſſelben geſchieht; warum er von keinem einzigen neuteſtamentlichen Schriftſteller angeführt worden: was wollen wir weiter? Entweder wir müßen von der chriſtlichen Religion auf blos hiſtoriſche Gründe nichts, gar nichts annehmen: oder wir müßen

auch das annehmen, daß es zu jeder Zeit eine authentiſche Glaubensformel gegeben hat;

16.

Die mehr enthielt, als die bloße Formel, worauf Chriſtus zu taufen befohlen;

17.

Die nicht erſt gelegentlich aus dieſer Formel erwachſen;

18.

Die nicht erſt ſpäter aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel gezogen worden;

19.

Die nicht ihre Glaubwürdigkeit aus der Übereinſtimmung mit dieſen Schriften hatte;

20.

Die ihre Glaubwürdigkeit aus ſich ſelbſt hatte;

21.

Die allein der unſtreitige Probirſtein der Rechtgläubigkeit war;

22.

In die alle Kezer erſt einſtimmen mußten, ehe man ſie würdigte, mit ihnen über Glaubenslehren aus der Schrift zu ſtreiten;

23.

Kurz: mit der die Schrift alles; ohne die die Schrift nichts war.

24.

Ich verſtehe aber hier unter *Schrift* blos die Schriften des neuen Teſtaments, welche man erſt ſpät mit unter der Benennung *Schrift* zu begreifen angefangen.

25.

Bei den allererſten Chriſten ward unter Schrift, γραφη, nur das alte Teſtament verſtanden. 1)

26.

Nur in dieſem Verſtande war die Schrift der Grundſtein der chriſtlichen Religion; nur in dieſem Verſtande war die Regula Fidei aus der Schrift gezogen.

27.

Das neue Teſtament iſt nur ganz allmählig zu der Würde des alten geſtiegen; und ich gedenke mir die Entſtehung deſſelben und die verſchiedenen Epochen ſeines Anſehens folgendermaßen:

28.

Vor allen Dingen wäre zu unterſuchen, ob die Juden ſelbſt mit der Göttlichkeit ihrer Bücher ge-

1) Clericus möchte uns gern das Gegentheil davon bereden; (Hist. Eccl. sec. primo p. 467.) und die beigebrachten Beiſpiele ſind näher zu unterſuchen. Verglichen mit Hist. Eccl. p. 475. — Daß Irenäus dem ungeachtet auch die Bücher des Hermas mit dem Namen der *Schrift* beehret, wie Clericus anmerkt p. 469. nämlich L. 4. c. 20. weßhalb entweder ein weiterer, oder ein engerer Siñ des Worts anzunehmen; oder zuzugeben, daß aus dem Worte überhaupt nicht zu ſchließen.

nau den Begrif verbunden, den wir mit der Göttlichkeit der Bücher des einen und des andern Teſtaments verbinden ſollen.

29.

Joſephus wenigſtens kan̄ dieſen Begrif nicht gehabt haben, indem er ſich kein Bedenken gemacht, verſchiedene Dinge ganz anders zu erzählen, als Moſes, an deſſen Erzählung, zufolge jenes Begrifs, er ſich nothwendig ſchlechterdings hätte halten müßen.

30.

Hiernächſt hat Euſebius das Zeugniß des Joſephus von den Büchern des alten Teſtaments offenbar verfälſcht; den̄ auch verſtärken iſt hier verfälſchen.

31.

Endlich vergeſſe man nicht, daß die Juden die Göttlichkeit, die ſie den Worten ihrer Schriften beilegten, durch die mancherlei Auslegungen dieſer Worte, deren mehrere gleich wahr zu ſein von ihnen für möglich gehalten wurde, ſo gut als wieder aufhoben.

32.

Die Evangeliſten und Apoſtel ſelbſt hatten dieſe vielfache Exegetik, durch welche ſich aus allem alles machen läßt, angenommen; und was ſie in dieſem Geiſte geſchrieben hatten, das ward hinwiderum in dem nämlichen Geiſte erkläret.

33.

Ja die geſamten Evangelia, die unächten und verloren gegangenen ſowohl als die ächten und

übrig gebliebenen, ſcheinen weiter nichts als verſchiedene Zuſammenfügungen und Überſezungen einer frühern Sam̄lung ſolcher Auslegungen prophetiſcher Stellen zu ſein.

34.

Daß eine dergleichen frühere Sam̄lung vorhanden geweſen, iſt nicht allein für ſich ſelbſt ſehr wahrſcheinlich:

35.

Sondern das bei dem Matthäus ſo oft vorkommende: *auf daß erfüllet würde, was geſchrieben ſtehet*, iſt vielleicht eine Art von Anziehung derſelben.

36.

Noch deutlicher und ausdrüklicher aber beziehet ſich Lukas darauf,

37.

Welcher uns ſogar den Titel, den dieſe Sam̄lung führte, oder unter dem ſie wenigſtens bekan̄t war, aufbehalten zu haben ſcheint.

38.

Und dieſe Sam̄lung war ohne Zweifel das ſogenan̄te *Evangelium der Nazarener*;

39.

Oder das *Evangelium der Apoſtel*;

40.

Deſſen ſyriſchchaldäiſches Original noch im vierten Jahrhunderte vorhanden war;

41.

Das kein Kirchenvater jemals als ein untergeſchobenes Werk verdächtig gemacht hat;

42.

Am wenigſten Hieronymus, der es in mehr als eine Sprache überſezte, und zur Verbeſſerung des griechiſchen Textes des Matthäus anwendete.

43.

Dieſer griechiſche Text des Matthäus iſt ſelbſt nichts anderes als die erſte Überſezung deſſelben, die Matthäus machte, als er das Evangelium zu predigen ausging.

44.

Wie deñ auch Matthäus wohl der einzige Apoſtel war, der eine dergleichen Überſezung machen koñte.

45.

Hiermit, dächte ich, wäre der ganze Streit über die Grundſprache des Matthäus wohl am beſten geſchlichtet.

46.

Aber nicht allein der griechiſche Matthäus iſt nichts als die Überſezung des nazareniſchen Evangelii; ſondern auch Markus und Lukas ſind weiter nichts, als abermalige Verſuche, jenes erſte Geſchichtbuch von Chriſto in eine allgemeinere Sprache zu übertragen; welches Papias mit ausdrüklichen Worten meldet.

47.

Hieraus allein iſt die Übereinſtimmung zu erklären, welche ſich bis in den Worten dieſer Evan-

geliſten findet; und aller derer ohne Zweifel gefunden hat, die aus gedachter nazareniſchen Quelle geſchöpft hatten.

48.

Nur allein Johannes ſcheinet ſich daran weniger gehalten zu haben.

49.

Deſſen Evangelium daher vornehmlich das Evangelium des Geiſtes, ſo wie das Evangelium Matthäi das Evangelium des Fleiſches, genañt wurde.

50.

Die übrigen zwei, Markus und Lukas, ſind vermuthlich hinzugekommen, weil ſie gleichſam die Kluft zwiſchen beiden füllten.

51.

Welches ohne Zweifel eine ſchiklichere Urſache von der gevierten Anzahl der Evangeliſten iſt, als die, welche Irenäus angibt.

52.

Jene ungereimtere des Irenäus verräth genugſam, daß man erſt zu des Irenäus Zeiten angefangen hat, gerade nur vier, nicht mehr und nicht weniger, Evangeliſten gelten zu laſſen.

53.

Vor dem Irenäus hat kein Menſch weder der vier Evangeliſten einzeln, noch ihrer zuſammen unter dem Namen der Evangeliſten gedacht.

54.

So gar das Wort Evangelium war dem Juſtinus unbekañt. Die Stelle des Ignatius in den

Briefen an die Philadelpher, wo man es zuerſt finden wollen, iſt höchſt verſtümmelt; und man erklärt ſie ganz falſch, weñ man den Ignatius durch Evangelium die Schriften der Evangeliſten, und durch Apoſtel die Schriften der Apoſtel verſtehen läßt.

55.

Zu den Zeiten des Ignatius glaubten die Chriſten blos den Worten ihrer Biſchöfe, und es war nicht erlaubt, ſchriftliche Beweiſe von ihnen zu fordern.

56.

Die Biſchöfe ſelbſt hielten ſich für ſo gut, als die Apoſtel.

Inhalt des ſechſten Bandes.

Philoſophie und Theologie.

Seite.

Ernſt und Falk; Geſpräche für Freimäurer. 5

Pope ein Metaphyſiker 79

Leibniz von den ewigen Strafen . 131

Des Andreas Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit. . . . 171

Fragmente eines Ungenañten.

Von Duldung der Deiſten 223

Von Verſchreiung der Vernunft auf Kanzeln 251

Zugaben zu den Fragmenten . . . 274

Erziehung des Menſchengeſchlechts 300

Fernere Zugaben zu den Fragmenten. 330

Durch die Fragmente des wolfenbüttelſchen Ungenañten veranlaßte Schriften.

Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft; an Herrn Director Schumañ zu Hanover. 343

Das Teſtament Johannis; ein Geſpräch. 353

Eine Duplik. (Über die Auferſtehungsgeſchichte.) 363

Eine Parabel 461
Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtors Goeze in Hamburg . . . 479
Der nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtors Goeze in Hamburg erſte Folge. 499
Axiomata; wider den Herrn Paſtor Goeze in Hamburg 513
Ein Dialog und kein Dialog . . . 543
Antigoeze; das iſt: eilf nothgedrungene Beiträge zu den freiwilligen Beiträgen des Herrn Hauptpaſtors Goeze in Hamburg.
Erſter 559
Zweiter. 568
Dritter. 576
Vierter 585
Fünfter 593
Sechſter 602
Siebenter. 611
Achter 619
Neunter 628
Zehnter 636
Eilfter. 645
Nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Ducaten, oder Judas Iſchariot dem Zweiten 653
Neue Hypotheſe über die Evangeliſten als blos menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet . . . 663
Theſes aus der Kirchengeſchichte . 679

Drukfehler.

Quos
— humana parum cavit natura.
Horat. ad Pis. v. 354.

Seite.	Zeile.				
17	12	ſteht	Philantrophin	für	Philanthropin
24	21	—	nicht	für	nichts
29	15	—	komen	—	kommen
87	lezte	—	welch er	—	welcher
99	3	—	weche	—	welche
—	4	—	Zerüttung	für	Zerrüttung
104	22	—	metaphyſich	für	metaphyſiſch
152	18 u. 30	ſteht	Dreyeks	für	Dreieks
178	4	ſteht	Jaucort	für	Jaucourt
184	2	—	ait	—	ait,
—	22	—	probetur	—	probetur,
194	1	—	judicit	—	judicii
198	10	—	delemmatis	für	dilemmatis
207	33	—	zerüttet	für	zerrüttet
235	5	—	zu geſtün-	—	zugeſtün-
260	3	—	,	—	.
285	16	—	kürzerer	—	kürzeren
286	8	—	nöthigt	—	nöthig
312	14	—	größſten	—	größten
345	lezte	—	Hanovor	—	Hanover
416	1	—	as	—	das
420	18	—	daß	—	daß,
438	27	—	Apo-	—	Apoſtel-
444	25	—	daß	—	das
484	20	—	Layen	—	Laien
535	11	—	FRANCIS	—	FRANCIS.

Seite.	Zeile.				
609	32	ſteht	häbräiſch	für	hebräiſch
618	24	—	diel	—	viel
630	4	—	ſelſt	—	ſelbſt
648	23	—	Nachber	—	Nachbar
687	20	—	ϱηϑεν	—	ῥηϑεν (in der Hälfte.)
—	29	—	διηγησυν	—	διηγησιν (in der Hälfte.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München